H. Heine's

sämmtliche Werke.

Heinrich Heine's

sämmtliche Werke.

Rechtmäßige Original-Ausgabe.

Einundzwanzigster Band.

Briefe. Dritter Theil.

Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1866.

Briefe

von

Heinrich Heine.

Dritter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1866.

214. An Julius Campe.

Paris, den 20. Februar 1844.

Liebster Campe!

Ihren Brief habe ich bereits vor acht Tagen erhalten, und auch heute bin ich noch nicht im Stande, Ihnen ordentlich zu schreiben. Denn seit zehn Tagen ist mein schreckliches Augenübel, schrecklicher als je, wieder eingetreten, und ich schreibe Ihnen diese Zeilen mit der größten Mühe; ich kann kaum die Buchstaben sehen. War just mitten in einer großen Arbeit, als das Malheur wieder kam. Hab', seitdem ich zurück, viel gearbeitet, z. B. ein höchst humoristisches Reise-Epos *), meine Fahrt nach Deutschland, ein Cyklus von 20 Gedichten, gereimt, Alles gottlob fertig; werde eine Portion Prosa hinzuschreiben und Ihnen also recht bald das nothwendige Bändchen geben. Sie werden sehr mit mir zufrieden sein, und das Publikum wird mich in meiner

*) Deutschland, ein Wintermärchen.

wahren Gestalt sehen. Meine Gedichte, die neuen, sind ein ganz neues Genre, versificierte Reisebilder, und werden eine höhere Politik athmen, als die bekannten politischen Stänkerreime. Aber sorgen Sie frühe für Mittel, Etwas, was vielleicht unter 21 Bogen, ohne Censur zu drucken. —

In Betreff Rothschild's *), schreibe ich Ihnen nächste Woche, habe dorthin noch nicht gehn können. Unterdessen aber danke ich Ihnen herzlich, dass Sie mir Gelegenheit geben, mich diesen Leuten verbindlich zu zeigen. Ich zweifle nicht, dass Dieses mir nützlich eben so wie erfreulich sein wird, denn die Influenz dieser Leute auf die deutschen Kanzeleien ist sehr groß, und ich habe derselben vielleicht nöthig, wenn ich noch mehre Gedichte schreibe, wie die einliegenden — was ich aber bleiben lasse.

Ich schicke Ihnen nämlich anbei meine Gedichte **) aus der Ruge'schen Revue, die Probebogen, die Sie aber Niemand zeigen dürfen, ehe die Revue dort angekommen, damit kein Halloh vorher entsteht. Dieses Gedicht wird den hohen Herren Schrecken einjagen — denn sie sehen, wessen ich

*) Vergl. den Schluss des vorhergehenden Briefes, Bd. XX, S. 365—366.

**) Die Bd. XVII, S. 258 ff. abgedruckten „Lobgesänge“ auf König Ludwig von Baiern.

fähig bin, wenn ich will. Aber Sie, liebster Campe, wissen doch, dass ich der höchsten Mäßigung gleichfalls fähig bin, wo eingelenkt werden muss im Interesse Ihres Verlags.

Nächste Woche will ich mal versuchen zu diktieren; gelingt Das mir, so haben Sie das neue Büchlein bald, und ich kann dann sogar noch mehr Manuskript liefern, als in der alten Weise. — Aber welch' ein Unglück, dieses Augenleid — es macht mich halb verrückt. Bin gesund an Geist und Seele.

Ihr Freund

H. Heine.

---

215. An Julius Campe.

Paris, den 17. April 1844.

Liebster Campe!

Seit vier Wochen bin ich wieder von meinem Augenübel hergestellt. Vorher war ich fast blind. — Nicht schreiben können, und, was noch schrecklicher ist, nicht lesen können — Sie haben keinen Begriff von dem Unmuth, der mich verzehrte. Zum Glück war mein großes Gedicht fast vollendet. Nur der Schluss fehlte, und ich habe ihn vielleicht sehr noth-

dürftig ersetzt. Seitdem beschäftigte ich mich mit dem Abschreiben dieser Arbeit, und das schöne, reinliche Manuskript liegt jetzt vor mir. Ich will es nur noch mal durchgehn, mit der Lupe, und dann schicke ich es Ihnen direkt zu über Havre. Es ist ein gereimtes Gedicht, welches, vier Strophen die Seite berechnet, über 10 Druckbogen betragen mag und die ganze Gährung unserer deutschen Gegenwart in der kecksten, persönlichsten Weise ausspricht. Es ist politisch-romantisch und wird der prosaisch-bombastischen Tendenzpoesie hoffentlich den Todesstoß geben. Sie wissen, ich prahle nicht, aber ich bin diesmal sicher, daß ich ein Werkchen gegeben habe, das mehr Furore machen wird, als die populärste Broschüre, und das dennoch den bleibenden Werth einer klassischen Dichtung haben wird.

Ich hatte Anfangs die Absicht, noch 10 bis 12 Bogen Prosa hinzuzuschreiben und hier die merkwürdigen Veränderungen zu besprechen, die ich in Deutschland vorgefunden. Aber während meiner Blindheit verarbeitete sich dieser Stoff in meinem Kopfe weitläuftiger aus, und jetzt sehe ich ein, daß dieser Stoff, wenn ich noch durch eine zweite Reise nach Deutschland das mangelnde Material sammle, eines meiner bedeutendsten Werke hervorbringen kann. Schon allein die Personenschilderungen der seit 13

Jahren verstorbenen Freunde und Bekannten in der Literatur könnten einen großen interessanten Band liefern: Hegel, Gans, Cotta, Immerman, M. Beer, Schenk, Arnim, Chamisso, Fouqué, Frau v. Varnhagen, Roberts, Maltitz, und noch eine Menge kleiner und großer Köter — nicht zu vergessen Grabbe, den wichtigsten — kurz, ein Buch von lauter Personen, die mir plastisch vor Augen stehen. Deßhalb schicke ich Ihnen nur mein metrisches Gedicht, und wenn ich noch Etwas hinzuschreibe in Prosa, so sind es etwa 2 bis 3 oder 4 Bogen.

Aber jetzt stellt sich nun die Hauptfrage hervor: wie können Sie das Buch drucken?

Damit Sie genau wissen, wie und was es ist, schicke ich es Ihnen unverzüglich, mit vollem Vertrauen.

Sobald Sie es gelesen, werden Sie leicht einsehen, daß, wenn es als kleines Büchlein von 10 oder 12 Bogen erscheint, die Vogue ungeheuer sein wird, daß es ein großes Geschäft ist, daß der enormste Absatz in diesem Momente sicher ist. Aber zugleich werden Sie sehen, daß dieses Büchlein durch keine Censur gehen kann, und wahrlich, ich habe bei der Abfassung auf alle Censur verzichtet und mir für den schlimmsten Fall einen Abdruck in Paris gedacht. — Also von Censur kann gar nicht die

Rede sein. Ob Sie Ihre Firma auf den Titel setzen sollen, mögen Sie selbst beurtheilen; ich glaube, Sie können's. Nun stellt sich also die Frage: können Sie ein Buch unter 20 Bogen dort ohne Censur gedruckt bekommen? Ist Dieses nicht der Fall, so muss ich das Buch durch Zufügung von Allotria zu 20 Bogen anschwellen, und in diesem Falle schlüge ich Ihnen vor, den „Atta Troll" hinzuzuthun, nämlich in der Gestalt, wie er jetzt noch ist, und in der neuen Gedichtsammlung würde ich ihn mit Zuthaten vollständiger geben. Doch ungern entschlöss' ich mich dazu. Prosaische Aufsätze hinzuzugeben, würde dem Buche seinen poetischen Charakter rauben. — Schreiben Sie mir umgehend über diesen Punkt, welcher der wichtigste. Unterdessen schicke ich Ihnen das Manuskript, zunächst auf höchste Verschwiegenheit rechnend, und dann meine Interessen Ihnen unbedingt ans Herz legend. Ich muss ganz sicher auf Sie zählen können, dann kann ich auch Großes thun. Dann habe ich Muth und sogar Talent. Über Honorar habe ich, ich schwör' es Ihnen, noch nicht nachgedacht, und als die wichtigste Frage lag mir der unverstümmelte Druck meines Gedichtes im Sinn. In dieser Beziehung kann ich nicht umhin, Ihnen zu gestehen, dass Personen, die keine Zeile von meinem Gedichte kennen, aber den Zeitinhalt

ahnen, mir die glänzendsten Propositionen gemacht, es hier in Paris drucken zu lassen. — Ich habe, wie gesagt, Niemanden eine Zeile von meinem Gedichte gezeigt, lasse auch keine Zeile (obgleich manche hochpoetisch unverfängliche Stücke drin sind) bei Laube drucken oder anderswo. Kurz, ich will überraschen, einen Schlag machen — und rechne auf Ihre Klugheit und Freundschaft. Auch Hamburg habe ich (zu Ihrem Ergötzen und Nutzen) mit harmlosem Humor bedacht. — Liebster Campe! nur stumm wie ein Fisch. — Der Titel des Buches ist: „Deutschland, ein Wintermährchen."

Ich habe Ihnen über Rothschild nicht weiter geschrieben, nicht sowohl wegen meines Augenübels, als auch weil ich durch eine seltsame Fatalität ihn nie recht treffen konnte und nicht mit ihm ordentlich gesprochen. Jetzt aber, wo ich freier bin, will ich ihn doch sprechen, und ich denke, unterdessen ist dort Nichts gegen ihn geschehen. Mitte nächster Woche schreibe ich Ihnen hierüber. — Unsre ehemaligen Revolutionäre sind fast zu Mouchards der hiesigen Ambassaden herabgesunken; Das hat sich bei Gelegenheit der Ruge'schen Revue gezeigt. Letzere wird in andrer Form fortgesetzt; das Missgeschick entstand durch die Uneinigkeit, nicht durch Geldmangel, noch weniger durch Mangel an gutem Manuskript (noch

gestern erbot sich Jemand, 40,000 Franks herzugeben, wenn ich mich als Redakteur nennen wollte, was ich aber bleiben lasse. Ich habe mich genug pro patria bloßgestellt). Leske in Darmstadt proponiert, sie in Deutschland als Bücher von 21 Bogen zu drucken. Aus Köln bieten sogar Philister große Summen, damit die Revue fortgesetzt werde. Aus Deutschland sind anonyme, aber vortreffliche Aufsätze eingeschickt. — Sie sehen, durch welche Lügen das Aufhören der Revue in deutschen Blättern als ein Zeichen des Missfallens verleumdet wird. An Ruge ist übrigens nicht Viel, und die Partei hat ihn abgesetzt. Wir werden bald mündlich, hoffe ich, über Alles uns aussprechen.

Ihr Freund

H. Heine.

---

216. An Julius Campe.

Paris, den 3. Mai 1844.

Liebster Campe!

Ihre Briefe vom 13. und 22. April habe ich erhalten und aus letzterem ersehen, dass Sie Alles, was ich Ihnen über mein Opus geschrieben, nicht begriffen haben; denn sonst würden Sie mir die

Zumuthung nicht machen, es durch Sieveking durch die Censur zu bringen. Wenn Dieser mein Vater wär', könnte er mir das Imprimatur nicht ertheilen; dazu kommt, daſs das Gedicht am unleidlichsten Preußen und dessen König berührt, wo Sieveking also aus Staatsgründen und Privatsympathie nicht gut für mich sein würde *). Von Censur ist keine Möglichkeit. Das Gedicht muſs als 21 Bogen ohne Censur gedruckt werden, oder ich muſs, wenn Ihnen Dies nicht möglich ist, das Gedicht hier oder in der Schweiz herausgeben. Anders sehe ich hier keinen Ausweg. Mit Censur kann es nicht gedruckt werden, obgleich ich bei der Durchsicht noch die grellsten Stellen strich, Ihretwegen, auch Ihretwegen bei der Konception mich zügelte und gewiſs auch noch jetzt ein Übriges thäte. Denn ich habe ja das Ganze zunächst Ihretwegen geschrieben.

Melden Sie mir daher umgehend, ob Sie das Gedicht, durch Zugabe auf 21 Bogen ausgedehnt, ohne Censur drucken können. Ist Dies durchaus nicht möglich, so ist es rein überflüssig, daſs ich Ihnen das Manuskript einschicke; können Sie es aber in angedeuteter Weise drucken, so schicke ich

---

*) Trotz Heine's Befürchtung, wuſste Herr Campe dennoch das Imprimatur vom Syndikus Sieveking zu erlangen.

Ihnen das Manuskript unverzüglich, und es bleibt dann nur die Frage: was ich hinzugebe. Ich hatte Ihnen in dieser Beziehung den „Atta Troll“ vorgeschlagen, aber bei näherem Erwägen Ihrer Interessen habe ich ausgefunden, dass es viel besser wäre, wenn ich das neue Gedicht an die Stelle des „Atta Troll“ in den zweiten Gedichteband aufnehme. Ich sichere dadurch diesem zweiten Band die ungeheuerste Vogue, ich gebe ihm einen Schwung, über den Sie erstaunen werden. Den „Atta Troll“ würden Sie alsdann als besonderes Opus allein herausgeben, und mit einigen Hinzufügungen, die mir noch im Geiste liegen, würde auch dieses Büchlein sich lustig in der Welt herumtrollen; da ich dies Jahr wieder ein Gebirgsbad nehme, wird die Bärenmuse mich gewiss zur Vollendung des Gedichts frisch unterstützen.

Ich bleibe nur noch vier Wochen hier, dann muß ich meiner Augen wegen (ich bin wieder halb blind) durchaus ins Bad reisen. Leuk in der Schweiz wird mir von den Ärzten angerathen. Ich hab' es durchaus nöthig, wenn ich nicht ganz erblinden will. Im Verlauf der letzten 14 Tage habe ich vier große Artikel für die „Allgemeine Zeitung“ geschrieben, die, mein Augenübel vermehrend, mir mehr kosten, als sie mir einbringen. Das ist Schriftsteller-Misère:

die kranken Augen anstrengen, um die Heilungskosten zu erschwingen. —

In Betreff Rothschild's hätte ich Ihnen zu Viel zu schreiben, als dass es mir meine armen Augen heute erlauben. Ich hab' ihn gesprochen und will Ihnen nächste Woche die Unterhaltung mittheilen; in wie weit er es verdient, geschont zu werden, mögen Sie dann selbst ermessen. Die Sache hat sich schon so lange hingezogen, dass es Ihnen wohl um eine Woche mehr nicht ankommen wird. — Ich schreibe Ihnen heute nur der wichtigeren Sache wegen. Antworten Sie mir aber sogleich.

Wahrscheinlich trifft Sie mein Brief in Leipzig; Sie können mir also einen Dienst leisten, um den ich Laube nicht angehen will. Ich habe nämlich Behufs meines zweiten Bands Gedichte eine Abschrift nöthig von den Gedichten, die ich seit einigen Jahren in der „Eleganten Welt" drucken ließ. Kann ich die gedruckten Nummern haben, so ist es mir lieb; wo nicht, müssen Sie mir von diesen Gedichten sehr *deutlich geschriebene* Abschriften verfertigen lassen, und zwar jedes Gedicht auf ein einzelnes Blättchen Postpapier. Ich weiß, Sie haben in der Messe Viel zu thun, aber ich muss Sie dennoch mit dieser Kommission belästigen. Bitte, schicken Sie mir nur recht bald die Blättchen, denn

ich will jedenfalls, ehe ich ins Bad reise, das Manuskript zurechtmachen.

Ohne die geringste Schuld von meiner Seite, hat Laube sich . . . . . schmähend gegen mich benommen. Anfangs war ich darüber zu Tode betrübt, ich weinte wie ein Kind; Das war der Mensch auf den ich am meisten baute unter Allen, den ich wie einen Bruder liebte, und den ich, selbst wenn er Hofrath geworden wäre oder Censor, dennoch nie verleugnet hätte. Jetzt bin ich auch darüber getröstet, ich empfinde nur noch wie Katzenjammer. Vielleicht in einigen Wochen lache ich darüber und sehe ein, wie Wenig ich verloren habe.

Ihr Freund

H. Heine.

---

217. An Julius Campe.

Paris, den 23. Juni 1844.

Liebster Campe!

Seit acht Tagen könnte ich schon Antwort von Ihnen haben auf meinen letzten Brief. Und hatte Ihnen doch so dringend ans Herz gelegt, daß ich ins Bad reisen muß und eher Paris nicht verlassen

kann, ehe ich über das Schicksal meines jüngsten poetischen Kindes beruhigt bin. Ihr Stillschweigen lässt mich zwar hoffen, dass Sie in Allem mit mir einverstanden und das Buch gleich in die Presse gegeben. Dennoch will ich nicht eher abreisen, ehe ich von Ihnen Brief erhalten. Haben Sie daher noch nicht geschrieben, so eilen Sie. Wahrhaftig, durch diese Verzögerung geschieht meiner Gesundheit ein großer Schaden. — Ist das Buch in die Presse, so binden Sie doch dem Setzer auf die Seele, dass er in Betreff der Interpunktion sehr aufmerksam sei und namentlich vor einem Gedankenstrich (—) keinen Punkt (—.) setze, wie oft geschieht. — Einliegend drei Flöhe *), die Sie, wenn sie Ihnen nicht missbehagen, den politischen Gedichten einverleiben können; doch will ich, wegen des Königs von Preußen, nicht bestimmt dazu rathen. In Eil' vor Abgang der Post.

Ihr Freund

H. Heine.

*) Vielleicht die in Band XVII, S. 254—258 abgedruckten Gedichte: „Schloßlegende“ und „Der neue Alexander.“

218. An Julius Campe.

Paris, den 11. Juli 1844.

Liebster Campe!

Schon seit 4 bis 5 Tagen könnte ich Antwort auf meinen letzten Brief von Ihnen haben, worin ich Ihnen die Verlegenheit meldete, die mir Ihr Stillschweigen verursacht. Letzteres ist mir unbegreiflich, und beunruhigt mich in einer Weise, die ich unmöglich schildern kann. Was geht mit Ihnen vor? Sind Sie krank? Haben Sie meinen Brief nicht erhalten? Plagt Sie der Teufel? Oder bin ich selbst toll? — Da lasse ich die schöne Jahreszeit dahingehn, wo ich wegen meines Kopfübels nothwendig ins Bad gehen müsste, und bleibe hier auf dem brennenden Asphaltpflaster von Paris, in dem dumpfen Wagengerassel, nach grünen Bäumen und reiner Luft lechzend, die Nerven fieberhaft irritiert, vor Ungeduld unfähig die Feder in der Hand zu halten — und das Alles, weil ich keine Zeile von Ihnen erhalte! Sind geringfügige Ursachen hier im Spiel, wenn nicht gar merkantilische, so wär' Das unverzeihlich. An meiner Gesundheit leide ich einen Schaden, der wahrlich nicht zu ersetzen ist, und von Zeitverlust will ich gar nicht reden, und beklage ihn nur in Bezug auf die Verspätung meiner

Reise. Ich werde wahrscheinlich, indem ich bis Ende der nächsten Woche noch auf Brief von Ihnen warte, gar nicht mehr ins Bad gehn können — Haben Sie Dies gewollt, haben Sie etwa meine Reise nach der Schweiz ungern gesehen, so ist es Ihnen gelungen, sie mir zu vereiteln — Aber, der Teufel! warum lassen Sie einen Freund in dieser Noth? Sie wissen doch, dass ich keine Ruhe habe, ehe ich über das Schicksal meines Manuskripts Gewissheit erlangt — Ich glaube, ich werde es zuletzt nicht mehr aushalten können und über Hals und Kopf nach Hamburg eilen. — Gestern ging ich mit Hebbel drei Stunden lang auf und ab, und da er ebenfalls keine Nachricht von Ihnen hat, brachen wir uns vergebens die Köpfe. Ich schließe, denn die Feder fällt mir aus der Hand.

Ihr Freund

H. Heine.

219. An Julius Campe.

Paris, den 18. Oktober 1844.

Liebster Campe!

Nebenstehend die Vorrede *) der ich leider nur wenige Augenblicke widmen konnte. Sie ist dennoch

*) Zur zweiten Auflage der „Neuen Gedichte". Diese Vorrede, welche zu spät eintraf, um noch mitabgedruckt zu werden, findet sich unter den „Nachträgen" dieses Bandes.

nützlich. Ich habe eine Masse von Geschäften vorgefunden, stecke bis am Hals in Trödeleien, und kann Ihnen erst in einigen Tagen ordentlich schreiben. Ich erwarte mit Sehnsucht Brief von Ihnen über das Schicksal meines Buchs in Bezug auf die Autoritäten. In der Presse soll die „Trierer Zeitung" (Gott weiß, durch welche Intrige) schon die heftigsten Angriffe gegen mich enthalten. Die „Allgemeine Zeitung" hat sich sehr klug benommen und widmet mir einen Artikel, der tadelnd ist, aber auf das Buch die Aufmerksamkeit lenkt; man sieht, es ist keine Kameraderie. Leider scheint Kolb nicht in Augsburg zu sein. Das „Vorwärts" *) spricht heute von meinem Buch und giebt die ganze Vorrede. Schicken Sie mir doch sous bande, wenn dort Etwas erscheint, was mich betrifft. Auch ein Exemplar des „Telegraphen", worin meine Vorrede, als Kuriosität. Meine Reise war glücklich. Leben Sie wohl.

Ihr Freund

H. Heine.

*) Eine Pariser deutsche Zeitung, die von Bernays und H. Börnstein herausgegeben ward.

220. An Julius Campe.

Paris, den 24. Oktober 1844.

Liebster Campe!

Der Zweck dieser Zeilen ist, Sie zu bitten, mir, sobald die zweite Auflage meines Buchs *) aus der Presse ist, 12 Exemplare hierher zu schicken.

Ich befinde mich wohl, jedoch mein Augenübel belästigt mich noch immer, und ich kann gar nicht lesen und nur wenig schreiben. Ich habe an Börnstein gesagt, daß er Ihnen 5 Exemplare des „Vorwärts" zuschicke, wovon Sie selbst 1 Exemplar, Hocker 1 Exemplar nehmen und gewiß die anderen 3 Exemplare unterbringen werden; Das ist das Wenigste, was wir thun. Es muß aber aus vielen Gründen Etwas gethan werden. Übrigens hält sich das Blatt. — Leben Sie wohl.

Ihr Freund

H. Heine.

---

221. An Julius Campe.

Paris, den 4. November 1844.

Liebster Campe!

Ich war wieder vier Wochen blind; jetzt sehe ich zwar etwas besser, doch sind meine Augen so

*) „Neue Gedichte."

schwach, daſs ich wenig schreiben kann. Daher schreibe ich Ihnen nur das Nothdringlichste.

Zunächst meinen herzlichsten Glückwunsch ob der Verlobung Ihrer Tochter; eine Nachricht, die mich sehr erfreute.

Ihre jüngsten zwei Briefe habe ich erhalten, so wie auch die Zeitungsblätter; sind noch mehr dergleichen erschienen, so bitte ich Sie, mir sie zu schicken.

Den „Atta Troll" will ich bald vornehmen; ich thäte es schon jetzt, aber ich bekomme in diesem Augenblick eine Arbeit über den Hals, die nicht aufschiebbar; auch ein kleiner Feldzug steht mir bevor, den mir die hiesige Agentatur der deutschen Regierungen und meine alten Pappenheimer eingebrockt. Schnöde Dinge, über die Sie sich wundern werden, plänkern auf mich los. Man rechnet wieder auf mein Stillschweigen, und man verrechnet sich. Künftig mehr hierüber. — Da mir ein Feldzug bevorsteht, so will ich meine Kriegskasse in Ordnung bringen, und da ich dieses Jahr noch 1000 Mk Bco. bei Ihnen zu Gut habe, so wünsche ich darüber zu verfügen. — Ich kann kaum lesen was ich schreibe, so traurig sind meine Augen.

Übrigens befinde ich mich ganz wohl, und werde hoffentlich diesen Winter mehr Thätigkeit ent-

wickeln können, als es den Anschein hatte. Die Nachrichten aus Deutschland in Betreff meiner „Neuen Gedichte“ sind, wie ich sie erwartet, und ich freue mich, nicht geirrt zu haben; aber dass Sie Nichts thun, um in der Presse der preußischen Unterdrückung meines Namens entgegen zu arbeiten, ist sehr unrecht. Leben Sie wohl, liebster Campe, und schreiben Sie mir bald und Viel.

Ihr Freund

H. Heine.

---

222. An Julius Campe *).

Paris, den 19. December 1844.

Schreiben Sie mir gleich, damit ich Ihnen mit erleichtertem Gemüthe über eine Publikation schreiben kann, die sehr drängt; ich muss nämlich eine Reihe Briefe über Deutschland publicieren, voll der wichtigsten Polemik. Schreiben Sie mir um-

*) Der weggelassene Anfang dieses Briefes enthält lange, unerquickliche und gereizte Auseinandersetzungen über eine Gelddifferenz zwischen Autor und Verleger, die auf einem bloßen Missverständniss beruhte und sich rasch zu Beider Zufriedenheit aufklärte. Nur der letzte Absatz dieses Briefes ist von Heine's eigener Hand geschrieben.

gehend, und rauben Sie mir keine Zeit durch unnütze Auseinandersetzungen.

Ich zögerte mit dem „Atta Troll“, weil ich einige Stücke hinzufügen wollte und diese auf dem Schauplatze des Gedichtes in den Pirenäen dieses Frühjahr schreiben wollte. Epische Gedichte müssen überhaupt mehrfach umgearbeitet werden. Wie oft änderte Ariost, wie oft Tasso! Der Dichter ist nur ein Mensch, dem die besten Gedanken erst hintennach kommen. Das Wintermärchen ist auch in der jetzigen Gestalt unvollendet; es bedarf bedeutender Verbesserung, und die Hauptstücke darin fehlen. Ich habe den heißesten Wunsch, diese so bald als möglich zu schreiben und Sie zu bitten, eine umgearbeitete und stark vermehrte neue Ausgabe des Gedichtes zu veranstalten. Sie werden sehen, wie es dadurch vollendet sein wird, und welcher Nachjubel entsteht.

Meine Augen sind im schlechtesten Zustand, und ich habe diktieren müssen. Gott verzeih' es Ihnen, dass Sie mich eben jetzt belästigt, wo ich mit meinen Briefen über Deutschland beschäftigt, die gleichzeitig hier und dort erscheinen sollen. Ich habe gute Laune nöthig, und Sie rauben mir dieselbe. Und sind so reich jetzt, und habe das Meinige dazu beigetragen, Sie zu fördern, und Sie wollen mir noch meine

paar Sous nehmen — Ich glaub' es nicht, es ist fabelhaft — ein schnödes Wintermärchen.

H. Heine.

---

223. An Julius Campe.

Paris, den 8. Januar 1845.

Liebster Campe!

Ich weiß, dass trotz unserer jüngsten Differenz Sie mir doch als Freund beistehen, und in der delikatesten Sache wende ich mich an Ihre kluge Thätigkeit. Sie werden die Sache leicht begreifen. Ich schicke Ihnen zwei Briefe: der eine ist ein Brief von Karl Heine, den Sie mir gefälligst aufbewahren wollen. Sie sehen daraus, was man mit mir vorhat. Ich glaube, dass, wenn ich mich knebeln lasse, mir die Pension nach wie vor ausbezahlt würde; man will mich nur in Händen haben, dass ich wegen des Testamentes schweige und dass ich gegen die Foulds, nämlich Karl Heine's Frau und Schwiegermutter, deren Interessen ich gekreuzt, Nichts unternehme. Dann schicke ich Ihnen einen Brief für Karl Heine, den Sie lesen und in Abschrift für mich aufbewahren müssen. Das Original schicken Sie unverzüglich versiegelt an Karl Heine. — Ich schreibe in der größten Eile. So Viel werden Sie merken, dass ich

einen Todeskampf beginne und neben den Gerichten auch die öffentliche Meinung für mich gewinnen will, im Fall Karl Heine nicht nachgiebt. Ich will mein Recht, und müsste ich es mit meinem Tode besiegeln. Sprechen Sie mit Sieveking, dass er durch Halle*), der dabei Viel verschuldet, meinen Vetter zu stimmen suche. Wissen Sie sonst Jemand, der mit ihm rede? Ich schreibe in der größten Eil'. Est periculum in mora.

In einigen Tagen schicke ich Ihnen eine Vollmacht für einen Advokaten. Wen wähle ich? Ich glaube Karl Heise. Dann schicke ich die auf Beweisführung bezüglichen Papiere; kurz, ich werde ohne Zaudern handeln, obgleich ich krank und elend bin und kaum die Feder in der Hand halten kann. Aber welch ein Unglück! ich provocierte wahrlich Nichts. Welche Mistkarren von Dreck — an letzteren bin ich gewöhnt — Andere sind nicht daran gewöhnt, und bedenken sich vielleicht, ehe sie das Signal geben, wobei der Pöbel ein Gaudium hat. Ich bin auf Alles gefasst — erbittert durch unerhörte Dinge. Seit zwei Tagen sitzt meine Frau wie ein Marmorbild am Kamin und spricht kein Wort: das Uner-

*) Dr. Adolf Halle, Salomon Heine's Schwiegersohn und Verfasser von dessen Testament.

hörte hat sie wie versteinert. Ich bin nie so entschlossen gewesen wie jetzt, und die klugen Leute haben eine große Dummheit begangen, dass sie mich nicht geschont. Handeln Sie für mich.

Ihr Freund

H. Heine.

Vergessen Sie nur nicht, von dem Brief an Karl Heine eine Abschrift zu behalten.

Konferieren Sie gefälligst mit meiner Schwester.

---

224. An Julius Campe.

Paris, den 13. Januar 1845.

Liebster Campe!

Ich kann Ihnen auch heute noch nicht mit Ruhe schreiben. Ich bin so krank, ich kann so wenig sehen, und es drängt dabei so viel Unheimliches auf mich ein. Lever de bouclier meiner Feinde, die den Augenblick günstig glauben. Mr. Straus und Konsorten laufen in allen Zeitungsbureaux und verleumden und zahlen sogar Inserate. Dabei wird der Zustand meiner Frau bedenklicher, und die Nächte sind böse. Aufrecht erhält mich nur mein sittliches Bewusstsein, die Verachtung des Schlechten und mein beleidigtes Rechtsgefühl. Letzteres will ich um jeden

Preis befriedigen, und es ist hier nicht blos eine Geldfrage. Auf geschmeidigen Wegen und durch die gemeinen Mittel könnte ich die Gelddifferenz wohl beseitigen. Ich hab' vergessen, Ihnen zu bemerken, dass sogar die Summen von Karl Heine falsch angegeben wurden; seit meiner Verheirathung erhielt ich von meinem Oheim jährlich 4800 Franks (früher hatte er nur 4000 Franks stipuliert); monatliche Auszahlung von 400 Franks, Lebenslänglichkeit, und übergehend auf meine Frau nach meinem Tode. Ich liege und krame in Papieren, wobei mancher beruhigender Fund. E. Arrago und Cremieux haben sich unverzüglich konsultiert, so dass ich den Process, wenn ich ihn machen muss, mit gutem Winde führe. Aber welch ein Unglück, diese Extremität! Und doch setzt man mich in die Nothwendigkeit.

Ich habe noch Niemand hier gefunden, der den deutschen Processgang kennt, und habe daher noch keine Vollmacht zu formulieren gewusst; ich verstehe, obgleich Dr. Juris, verflucht Wenig von der Advokaterei. Ich weiß noch nicht, wen ich nehme. Auf den Dr. Karl Heise, wenn Dieser annimmt, reflektiere ich zunächst.

So eben erhalte ich einen höchst freundschaftlichen Brief vom Präses Adolf Halle. Er feiert darin den Verstorbenen mit dem höchsten Lobe; ja,

die Erbschaft hat sein kaltes Blut sogar mit Begeisterung durchglüht. Er ist wegen meiner Gesundheit sehr besorgt, rathet mir eine ernstliche Kur, und erkundigt sich auch mit Interesse nach meinen literarischen Arbeiten — Andre erzürnen mich durch ihr plump hämisches Beileid, Dieser durch seine kluge Höflichkeit, sein feines Umgehen meiner materiellen Noth, die er, wo nicht befördert (Gott bewahre mich vor einer Anklage!), doch ruhig entstehen ließ; er stand gelassen dabei, als man mich meuchelte. Doch halte ich ihn für den Besten von Allen, und ich habe kein Recht, zu fordern, daſs er mehr Herz zeige, als ihm die Natur verliehen.

In diesem Augenblick kommt der Arzt und ist wüthend, daſs ich schreibe, gegen sein ausdrückliches Verbot. Grüßen Sie mir die Freunde.

Ihr ergebener

H. Heine.

---

225. An Julius Campe.

Paris, den 4. (?) Februar 1845.

Liebster Campe!

Ich danke Ihnen für die Theilnahme, die sich in Ihrem jüngsten Briefe ausspricht, und Ihre Vermittlung ist mir ganz recht; wahrlich, was auf

friedlichem Wege zu erlangen ist, darf nicht verabsäumt werden. Ich hätte Ihnen bereits schon früher wieder geschrieben, aber seit 14 Tagen stecke ich bis am Hals in einer Hetze von Quälnissen, hauptsächlich in Folge der preußischen Verfolgungen gegen Alle, die am „Vorwärts“ geschrieben; heute muss schon Marx weg, und ich bin rein wüthend. Dabei kommen die Umtriebe gemeiner Frankfurter Juden und ihrer Spadassins gegen mich, von feigster Art. Meine Frau krank, und ich halb blind. Sie sehen, ich könnte den hamburger Successionskrieg wohl entbehren — können Sie mir ihn vom Halse schaffen, desto besser, und ich führe meine anderen Kriege mit desto mehr Macht. Dr. Heise lass' ich herzlich danken für den mir versprochenen juristischen Beistand; er irrt sich aber, wenn er glaubt, Karl Heine werde es nicht zum Eklat kommen lassen; ich kenne Karl Heine besser, Der ist eben so starrköpfig wie verschlossen. Auf dem Wege der Ambition kann man ihm nicht beikommen, denn er ist in dieser Beziehung das Gegentheil des Vaters, der der öffentlichen Meinung wie ein Höfling schmeichelte; Karl Heinen ist es ganz gleichgültig, was die Leute reden. Er hat nur drei Leidenschaften: die Weiber, Cigarren und Ruhe. Wenn ich die hamburger Freudenmädchen gegen ihn aufwiegeln könnte, müsste er bald

nachgeben. Seine Cigarren kann ich ihm nicht nehmen — aber seine Ruhe. Hier ist die Lücke des Harnisches, die ich benutzen werde, und dazu dient mir eben der Proceß, der nur der Rahmen sein soll zu den Tribulationen, die ich aushecke: da kann ich unaufhörlich in den Zeitungen reklamieren, Memoiren schreiben, Gott und die Welt als Zeugen einmischen, bei jedem Incidenzpunkt einen Eid schwören lassen more majorum — nein, Das hält er nicht aus, und er bittet mich um Gotteswillen aufzuhören — ehe ich noch den Proceß verloren habe. Ob ich, um ihn zu gewinnen, hinreichende Beweisthümer besitze, ist Nebensache, obgleich ich auch da gut versorgt bin. Aber ich kenne zu gut die Fatalität des Ortes und der richterlichen Willkür, um auf ein Gewinnen allein zu rechnen.

Vor etwa 8 Tagen kam mir ein hamburger Artikel zu Gesicht, der aus der „Kölner Zeitung“ in das „Frankfurter Journal“ und andre Blätter übergegangen und die schnödeste Insinuation in Bezug auf Dr. Halle enthielt. Hätte man etwa von O . . . . Dergleichen gemeldet, von dieser alten Wanze, die aus einer dicken Kravatte hervorlächelt, so würde ich vielleicht der Sache Glauben schenken. Aber so plump handelt nimmermehr der feine, gebildete, taktvolle Halle! In der ersten Regung

meines Herzens wollte ich schon in der „Allg. Ztg.“ den Leumund des Angegriffenen großmüthig vertreten, aber bei reiferem Nachdenken merkte ich, dass ich auf dem Wege war, eine sentimentale Dummheit zu begehen. Übrigens weiß ich jetzt, welche Feindschaft mein Familienunglück gern ausbeuten möchte, um dem Dr. Halle Etwas ans Zeug zu flicken und mich auf ihn loszuhetzen. Dieser Tage musste ich im schlechtesten Wetter, durch Dick und Dünn, von einem Zeitungsbureau zum andern wandern, um durch persönliche Intervention einen Artikel aus Hamburg zu hintertreiben, von dem ich Wind bekommen, dass er gedruckt werden solle, und vorzüglich zwar gegen den Senat, insbesondere aber ganz furchtbar gegen Dr. Halle gerichtet sei. Und ich versichere Ihnen, er war nicht von Zucker. Aber verdient es der Mann, daß ich mir solche Unbill zu Gemüthe führe? Wenn er auch nie Etwas gegen mich gethan, so hat er doch niemals Etwas für mich gethan, er kannte meine Zukunft in bestimmten Zahlen, und er machte mich sorglos in der Gegenwart — er hat wenigstens stillschweigend Viel an mir verbrochen. Er, der jede Stunde bei meinem Oheim überwachte, mittelbar oder unmittelbar, er hätte durch ein Wort die Gefahr abwenden können. Nein, er stand ruhig dabei, als das

Messer gewetzt wurde, das mich ins Herz treffen musste, und als ich wirklich blutend zu Boden sank, schreibt er mir einen liebenswürdigen Brief, worin er die größte Theilnahme für meine Gesundheit und meine literarische Thätigkeit ausspricht, wie ich Ihnen schon geschrieben! Indessen, er kann zu seiner Rechtfertigung sagen, dass ich ihn nie mit meinen Interessen ausdrücklich beauftragt. Das ist wahr, und weit entfernt, in ihm einen Widersacher zu sehen, habe ich nach reiflichem Nachdenken sogar beschlossen, ihm jetzt meine Interessen vertrauungsvoll in die Hände zu legen und ihn zum Vermittler zwischen mir und Karl Heine zu machen. Dieses ist der Hauptzweck meines heutigen Briefes, und ich bitte Sie, in meinem Namen zu Dr. Halle zu gehen und seine gütige Vermittlung für mich in Anspruch zu nehmen. Er wird vielleicht diese Gelegenheit gern ergreifen, um mir seinen generösen Diensteifer zu beweisen, und er wird gewiss seinen ganzen Kredit bei Karl Heine aufbieten, um der fatalen Streitsache so schnell als möglich ein Ende zu machen. Er ist gescheit genug, in der Tiefe einzusehen, dass hier wirklich periculum in mora ist — Wahrlich, was jetzt noch als ein unbedeutendes Fünklein glimmt, prasselt bald in lichte Flammen auf, und unversehens steht der ganze Wald in Brand, und

nicht bloß die Wölfe und Füchse, sondern sogar die unschuldigsten Hasen können dabei lebendig gebraten werden. Dr. Halle hat mehr Intelligenz und Einsicht als die Andern, er weiß auch, daſs jetzt, wo der furchtbare Tyrann todt ist, vor dem ich zitterte, die Familie gar keine Garantie meiner Unterwürfigkeit mehr besitzt, daſs Beschränkung in meinen Finanzen mich mehr erbittert als zähmt, daſs ich, schonungslos behandelt, auch ohne Schonung handeln kann, daſs ich, zum Äußersten gebracht, mich ganz ruhig an den Pranger stellen werde, aber umgeben von meiner ganzen lieben Familie, die auch am Pranger stehen und weit verdrießlichere Gesichter schneiden wird als ich, der ich an Dergleichen schon etwas gewöhnt bin und mich übrigens alsdann in dem Purpurmantel meines Ruhmes verhüllen kann. Oû peut-on être mieux qu'au sein de sa famille!

Aber hoffentlich kommt es nicht dazu — und deſshalb gebe ich Ihnen unbedingte Vollmacht, entweder direkt mit Karl Heine, wenn Derselbe dazu geneigt wäre, oder indirekt durch die Vermittlung des Dr. Halle meine Pensionsfrage auszugleichen. Da sowohl meine Finanzen als meine Ehre Ihnen am Herzen liegen, so ertheile ich Ihnen die weiteste Befugnis. Als mein Ultimatum bestimme ich Ihnen zwei Punkte:

1) Die lebenslängliche Pension muss mir unbedingt und unverkürzt, wie ich sie in den letzten Jahren bezog (nämlich 4800 Franks jährlich) legal zugesichert werden, damit ich, wenn ich meinen armen Vetter überlebe (was der Himmel verhüte!), von seinen Rechtsnachfolgern nicht gekränkt werden kann; dass die Hälfte der Pension, im Fall ich vor meiner Frau sterbe, derselben zu Gute kommen solle, wird gewiss Karl Heine schon aus Großmuth bewilligen, da er ja doch die Wittwe von Heinrich Heine nicht vor Hunger sterben lassen darf.

2) Ich meinerseits bin bereit, einen Revers auszustellen, worin ich mein Ehrenwort gebe, nie eine Zeile zu schreiben, die meine Familie verletzen könnte. Die Abfassung dieser Verpflichtung mag so bindend als möglich sein — hat dieselbe Ihre Billigung, so wird die Unterzeichnung unverzüglich erfolgen. Kann ich den Frieden mir sichern, so werde ich eben so zahm und lenksam sein, wie ich wild und zähe bin, wenn ich Krieg führen muss.

Dass die mir im Testamente vermachten 8000 *mk* mir ebenfalls ausbezahlt werden müssen, versteht sich von selbst; diese haben Nichts mit meiner Pensionsfrage zu schaffen. Schon vor acht Tagen habe ich bei einem Notar eine Vollmacht aufsetzen lassen, wodurch ich Ihnen die Befugnis ertheile, jene Summe

für mich in Empfang zu nehmen. Wegen der vielen gerichtlichen und gesandtschaftlichen Formalitäten werde ich diese Vollmacht erst in einigen Tagen Ihnen schicken können. Ich habe Ihnen darin zugleich in Betreff meiner Pension die hinlänglichsten Befugnisse ertheilt, meine Rechtsansprüche gerichtlich geltend zu machen und auch zu diesem Behufe einem Advokaten die hinlängliche Bevollmächtigung zu ertheilen. Zahlt man Ihnen die erwähnte Summe gleich aus, so bitte ich Sie, mir dieselbe hierher in einem Wechsel auf Paris zu remittieren. Werde Ihnen dieser Tage noch besonders deßwegen schreiben.

Was Sie mir von einer Testamentsklausel sagen, wodurch man wegen gerichtlicher Klage sein Legat einbüßen könne, so ist Das eitel Spiegelfechterei, wie Dergleichen bei vielen Testamenten vorkömmt; wäre sie ernsthaft durchzuführen, so brauchte der Universalerbe eigentlich gar kein Legat auszuzahlen: denn wegen Chikanen muss man doch klagen, sonst bekömmt man Nichts von gewissen Leuten; — und nun sollte eben diese Klage das Resultat haben, dass man Nichts bekäme? Wie können vernünftige Leute sich durch ein solches Dilemma des Unsinns verblüffen lassen! Nein, liebster Freund, mein Legat wird nicht präjudiciert durch eine Klage zur Erlangung meiner Pension; eben so wenig, wie letztere

präjudiciert wird durch die Annahme des Legats — doch Das führt zu weit. Für heute genug. Apropos des Testamentes meines Oheims: suchen Sie doch, aber ohne daſs ich Kosten dadurch mir mache, eine richtige Abschrift desselben zu bekommen. Ich dürfte vielleicht später in den Fall kommen, dasselbe mit Randglossen herauszugeben.

Suchen Sie doch die Revue des deux Mondes vom 15. Januar zu lesen; es ist ein großer Artikel über mich darin, und Ew. Wohlgeboren werden darin sehr huldreich erwähnt.

Und nun, leben Sie wohl, und machen Sie, daſs ich meine Familienärgernisse mir schnell vom Halse schaffe; sie stören mich verflucht.

Ihr Freund

H. Heine.

Besonderer Zusatz.

Liebster Campe!

Zu dem beikommenden Briefe noch einige kompletierende Worte:

Ich habe diesen Brief nicht bloß für Sie geschrieben, sondern auch den Hintergedanken gehabt, daſs Sie ihn an Dr. Halle lesen lassen. Sie zeigen ihm denselben, bitten ihn, genau zu lesen, damit er Ihre Bevollmächtigung ermesse. Eile thue Noth.

Sie wissen, welche ungestüme Federn zunächst ins Feld rücken wollen. Das ist wahr, ich brauch' nur zu pfeifen, und gar die französische und englische Presse! Jemand wollte hier einen Artikel im „Charivari" drucken: comment on devient Senateur à Hambourg; Halle wäre auf immer verloren, wenn es geschähe. Dergleichen lassen Sie merken. Lassen Sie den Anzug ungeheurer Mistkarren ein bißchen riechen.

In Betreff meines Ultimatums bemerken Sie sich noch Folgendes:

Von der Summe der Pension (4800 Franks) kann ich mir keinen Sou abkürzen lassen. Bestehen Sie auch so viel als möglich darauf, daß man die Hälfte nach meinem Ableben meiner Frau bewillige. Finden Sie unüberwindlichen Widerstand, so geben Sie diesen letzteren Punkt auf. Später denke ich, mit Karl Heine versöhnt, Dieses ergänzen zu können. Die Leute haben hier Gelegenheit, generöse zu sein oder es zu scheinen. Es ist mir ganz gleichgültig, daß sie sich das Ansehn geben mögen, Alles aus Generösität gethan zu haben. In dieser Beziehung mögen Sie, liebster Campe, ihnen allen möglichen Vorschub leisten. In der Erklärung, die Sie sich anheischig machen sollen zu drucken, um in der Presse das Ende des Handels

anzukündigen, können Sie alle Schuld des Miss-verständnisses auf mich schieben, die Großmuth der Familie hervorstreichen, kurz mich sakrificieren. Ich gestehe Ihnen heute offen, ich habe gar keine Eitelkeit in der Weise anderer Menschen, mir liegt am Ende gar Nichts an der Meinung des Publikums; mir ist nur Eins wichtig, die Befriedigung meines innern Willens — die Selbstachtung meiner Seele.

Was den Revers betrifft, den ich zu unterzeichnen erbötig bin, so liegt mir Wenig dran, dass Sie ihn so bindend als möglich ausstellen. Wahrlich, was ich schreibe, überliefere ich um keinen Preis einer Verwandtencensur, aber ich will gern meinen Privatgroll verschlucken und gar Nichts über das . . . . . pack schreiben, das sich alsdann seines obskuren Daseins ruhig erfreuen mag und seiner blöden Vergessenheit nach dem Tode sicher sei. Komme ich später mit Karl Heine auf besseren Fuß, so werde ich mich mit ihm leicht verständigen über Das, was ich jetzt unbedingt aufgebe. Sie können daher den Besorgnissen der Leute von meiner Seite die bestimmtesten Garantien geben und hier Jeden zufrieden stellen. Ich habe im Grunde bessere Personen zu schildern, als die Schwiegersöhne meines Oheims.

So haben Sie freie Hand, und ich bitte Sie, schaffen Sie Ruhe meinem Geiste, der wirklich eine bessere Beschäftigung verdient. Ich ward durch die Geschichte in der köstlichsten Arbeit unterbrochen, und die widerwärtigsten Gelddiskussionen ertödten in mir alle Poesie. Und gar ein Process! Hätte ich kein Weib und übernommene Verpflichtungen, ich schmisse dem Volk den ganzen Bettel vor die Füße. Zum Unglück ist mein Wille auch so starr wie der eines Wahnsinnigen — Das liegt in meiner Natur. Ich endige vielleicht im Irrenhause.

In einigen Tagen schicke ich Ihnen die notarielle Vollmacht zur Hebung des Legats. Ich zweifele nicht, dass man es Ihnen unbedingt auszahlt, ohne Chikane in der Abfassung der Quittung, widrigenfalls Sie mit noch größerem Skandal drohen. Man hat mich schon niederträchtig genug behandelt; hier, in der französischen Societät, in der vornehmen Welt, wo die Hinterlassenschaft von Salomon Heine Aufmerksamkeit erregt, ist man indigniert über die Handlungsweise meiner Sippschaft. Ich habe überall die öffentliche Meinung für mich.

Sorgen Sie nur, dass die Verschreibung, die ich von Karl Heine verlange, nicht durch späteren Letztwillen annulliert werden kann. Will man meine Verzichtleistung auf Publikation von Familienange-

legenheiten darin als Verpflichtung von meiner Seite anführen, so mag es immerhin geschehen, und der Akt ist alsdann, glaub' ich, ein Kontrakt. Genug, die Form ist gleichgültig und ich will nur die Sache, die Sicherstellung der Pension, und da ich bona fide mein Versprechen zu halten gedenke, so ist mir auch gleichgültig, wie stark man mich bindet.

Und nun, leben Sie wohl, theurer Freund, handeln Sie mit Diskretion und Amönität, und bringen Sie die Sache zum schleunigsten Abschluss. Antwort nur bald.

Ihr Freund

H. Heine.

---

226. An Julius Campe.

Paris, den 28. März 1845.

Theuerster Freund!

Für die Freundschaftsbeweise, den Eifer, den Sie mir in dieser schlimmen Zeit bewährt, meinen gefühltesten Dank! Auf Ihren Brief vom 16. Februar, woraus ich ersah, mit welcher Thätigkeit Sie sich meiner annahmen, hätte ich längst geantwortet — aber seit 4 Wochen bin ich blinder als je, auch heute schreibe ich nur mit einem Auge, sehe kaum meine Buchstaben, und Diktieren giebt

mir Kopfkrämpfe. Dabei zieht sich meine Lähmung über die Brust. Daher will ich Ihnen nur nothdürftig den Stand der Dinge ankündigen.

Dass sich die Negociation mit Halle zerschlagen, ist natürlich, da Derselbe keine Sympathie für mich hat und sein Hasenherz nicht erfuhr, dass er, wenn die Sachen für mich ganz schlecht gingen, persönlich gefährdet — denn er ist, nach Aller Meinung, doch der letzte Grund meines testamentarischen Missgeschicks, und ihn brauche ich nicht zu schonen aus eingewurzelter Liebe, wie meinen Vetter Karl.

Ihre Unterredung mit Halle wird jedoch von günstiger Wirkung sein, und schon Das scheint mir von großem Nutzen, dass Karl Heine dadurch erfährt, wie milde und versöhnlich Sie für die Familie gestimmt sind und jede Verhandlung mit Ihnen nur von unverletzender Natur sein kann. Dieses bietet uns den Vortheil, dass, wenn es nöthig, Sie direkt mit Karl Heine verhandeln können, zur Schlichtung des verdrießlichen Handels. Es wird aber wahrscheinlich nicht nöthig sein. Vorgestern habe ich ihm den versöhnlichsten Brief geschrieben, ihn, für den Fall er beleidigt, um Verzeihung gebeten, und ihn bei aller Liebe und Freundschaft beschworen, mir direkt oder durch Sie ein Wort wissen zu lassen über seinen jetzigen Willen. — Sie sehen, dass

ich Alles gethan, ehe ich zum Proceſs schreite; in Bezug des letzteren bin ich ganz Ihrer Meinung, mein Recht läuft mir nicht weg, und durch Übereilung kann ich hier auf immer den Familienfrieden zerstören. Der Proceſs wäre gewiſs eine unauslöschliche Beleidung. Karl Heine kann und darf ihn nicht machen. Mein Recht ist zu klar und notorisch.

Ich habe an meinen Vetter, in dem erwähnten Briefe, zu gleicher Zeit geschrieben, daſs ich Ihnen eine notarielle Vollmacht einsende, um das Legat von 8000 *mℬ* Bco. in der Ihnen geeigneten Weise für mich zu erheben. Diese Vollmacht erhalten Sie nun einliegend, und ich überlasse Ihrem Gutdünken, ob Sie sich an die Testamentsexekutoren oder an Karl Heine direkt wenden wollen. Sie könnten wohl diese Gelegenheit benutzen, um mit Letzterem überhaupt zu sprechen; und da Sie ihn, in Folge der Schritte, die ich gethan, in besänftigter Stimmung finden würden, so würden Sie gewiſs mündlich Alles ausgleichen und die Sicherheiten von ihm erlangen können, die ich wünsche. Mein letzter Brief diene Ihnen in diesem Falle ebenfalls als Norm. Sie würden, wenn Sie Schriftliches erlangen, die Ruhe meiner Zukunft sichern. Ich bin auch der Meinung meiner Schwester, daſs jetzt Alles beendigt wäre,

wenn Sie mit Karl Heine selbst gesprochen hätten, wie Sie mit Halle sprachen.

Können Sie mein Gekritzel lesen? Ich nicht!

Sobald Sie die 8000 *mk* für mich erhoben, so lassen Sie sich gefälligst für den Betrag von meinem Onkel Henri Heine einen Wechsel auf Paris geben und schicken mir denselben so bald als möglich; denn ich habe das Geld verflucht nöthig. Seit Januar habe ich keinen Sou verdient, auch meine Pension nicht erhoben (obgleich Karl Heine keine Gegenordre in Bezug derselben gegeben zu haben scheint), und ich habe Viel borgen müssen.

Vergessen Sie nicht, mir genau die Ausdrücke wissen zu lassen, in welchen mein Legat im Testamente ausgesprochen ist.

Literarisches melde ich Ihnen nicht; in meinem nächsten Briefe sollen Sie Dessen erfahren. Geschrieben hab' ich Nichts, gedacht Viel diesen Winter. Nochmals herzlichsten und dankbarsten Dank für Ihren freundschaftlichen Pacifikationseifer.

H. Heine.

227. An Heinrich Laube.

Paris, den 5. Mai 1845.

Liebster Laube!

Der Überbringer dieser Zeilen ist Felicien David, der große Komponist. Ich empfehle Ihnen Denselben mit innigster Sympathie, die gewiss auch auf Sie übergehen wird. Ich zweifle nicht, dass er Ihnen als Mensch eben so sehr wie als Musiker gefallen wird.

Ich bin noch immer fast blind. Ja, mein Zustand hat sich verschlimmert, sonst hätte ich Ihnen schon längst geschrieben. Ich kann kaum meine Buchstaben sehen.

David kommt wahrscheinlich in Gesellschaft eines Mannes zu Ihnen, den Sie gewiss genau kennen — es ist der Vater Enfantin, das ehemalige Oberhaupt der Saint-Simonisten — der bedeutendste Geist der Gegenwart.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

228. An Heinrich Laube.

Paris, den 24. Mai 1845.

Liebster Laube!

Ich hätte Ihnen für die Theilnahme, die Sie mir in meinen Familiennöthen bewiesen, längst gedankt; aber der Zustand meiner Augen erlaubt mir Wenig nur zu schreiben, und ich bin überhaupt seitdem sehr unpäßlich gewesen. Mein Übel ist eigentlich eine Paralysie, welche leider zunimmt. Ich arbeite gar Nichts, kann keine sechs Zeilen hintereinander lesen und suche mich zu zerstreuen; Herz und Magen, vielleicht auch das Gehirn, ist gesund.

Meine Familienangelegenheiten sind jetzt so halb und halb in Ordnung, und wären sie es nicht, so würde ich mich doch in einem Augenblick, wo ich körperlich so bedenklich angegriffen, wenig darum bekümmern. Meine Stimmung ist eine heitere, ja eine lebenslustige, es fehlt mir nicht an Proviant, ja sogar an Glück, und bin obendrein verliebt — in meine Frau. Körperlich aber geht es mir hundsföttisch schlecht!

Ich wollte nach den Pirenäen reisen, aber das Wetter ist zu schlecht, meine Augen würde später die Sonne zu sehr angreifen, und ich werde wohl bei Paris aufs Land gehn. Meine Frau, welche

sich ebenfalls sehr unpäßlich befindet, läßt Sie und Madame Laube recht freundschaftlich grüßen; ich habe versprochen, diese Grüße neben den meinigen zu besorgen. Wann sehen wir Euch mal wieder in Paris? Da Sie sich jetzt so viel und mit so vielem Glück mit der Bühne beschäftigen, gäbe Ihnen Paris gewiß bessere Ausbeute, als in früherer Zeit.

Nochmals meinen Dank für Ihre thätige Unterstützung in der delikaten Angelegenheit. Sagen Sie mir jetzt, wie viel Inseratkosten Sie für mich gezahlt haben, und wie ich Ihnen dieselben zukommen lassen soll. — Gestern las ich in der „Allg. Zeitung" eine Annonce von Kaatzer's Album, und in dem Inhaltsverzeichnis steht „Heine und seine Erbschaft" angeführt. Ich möchte diesen Artikel gern lesen, und da das Buch in Leipzig erschienen, so bitte ich Sie, mir die auf mich bezüglichen Blätter umgehend unter Kreuzkouvert hierher zu schicken.

Grüßen Sie mir Freund Kuranda, dem ich ebenfalls herzlich danke für seinen Liebeseifer. Ich werde ihm schreiben, sobald meine Augen nur ein Leidliches sich bessern. Die „Grenzboten", sagen Sie ihm gefälligst, die er hierher schicken wollte, sind bis jetzt noch nicht angekommen.

Ich lebe hier ganz isoliert; was dort vorgeht, weiß ich nicht, selten meldet mir Campe Etwas,

und ich bitte Sie daher, mich in Kenntnis zu setzen, wenn sich bei Euch Etwas ereignet, was für mich von direktem Interesse.

Sind Sie mit Meyerbeer wieder ausgesöhnt? Ich habe Ihnen Felicien David empfohlen; persönlich ist er mir wenig bekannt. Er macht hier Furore, neben Tom Pouce und den Eisenbahnaktien.

Schreiben Sie mir bald; jedes Zeichen freundschaftlichen Interesses thut mir jetzt wohler als je, und Sie gehören zu den drei und ein halb Menschen, die ich in Deutschland liebe.

Ihr

Heinrich Heine.

---

229. An Julius Campe.

Montmorency, den 21. Juli 1845.

Theuerster Freund!

Ihren jüngsten Brief hätte ich gleich beantwortet, wenn ich nicht seit 14 Tagen auch bettlägerig gewesen wäre und dabei das Schreiben mit einem halben Auge mich doppelt angegriffen hätte. Heute stehe ich auf, matt und wie zerschlagen, doch mein Erstes sei, Sie über den Zustand meiner Gesundheit zu beruhigen. Er ist keineswegs so trostloser Art, wie man in Deutschland glaubt, nach den

Briefen zu urtheilen, die ich empfange. Zu dem Augenübel hat sich zwar auch eine Lähmung des Oberleibes gesellt, die aber hoffentlich schwindet. Ins Bad reisen konnte ich nicht, und ich zog aufs Land nach Montmorency, wo meine Frau mich liebevoll pflegt. Ich habe ganz meine Geistesheiterkeit bewahrt, denke viel, und erlaubt es später mein physischer Zustand, so werde ich mich noch dieses Jahr auf den literarischen Gebärstuhl setzen und Ihre Hebammendienste in Anspruch nehmen. Aber vor Allem Wiederherstellung meiner Gesundheit, sie ist mir die Hauptsache, alles Andere tritt in den Hintergrund, sogar meine Finanznöthen und Differenzen mit meiner Familie, die sich zwar auszugleichen scheinen, aber noch nicht ganz beendigt sind, da ich mich jetzt um keinen Preis aufregen und mit widerwärtigen Expektorationen beschäftigen darf — daher später das Nähere über meine Stellung zu Karl Heine. Dieser hat sich schrecklich an mir versündigt und ahnt nicht die Bedeutung seiner Missethat.

Ich habe Ihnen noch für Ihren vorletzten Brief zu danken; Ihr treuer Freundschaftseifer hat meinem Gemüthe wohlgethan; ich danke Ihnen aus innigstem Herzen. Zugleich gratuliere ich Ihnen nachträglich zu Ihrer Vermählung; möge der Himmel Ihnen

auch in dieser Lotterie ein gutes Loos beschieden haben! Die Ehe ist überall eine gute Sache, in Deutschland aber ist sie eine Nothwendigkeit.

Es wäre gewiss gut, wenn ich nach Hamburg käme, auch hegte ich die Absicht, aber es ist rein unmöglich; ich muss mich auch vor Emotionen hüten. Lebe ich lange, so gleichen sich meine Familiendifferenzen von selbst aus, und lebe ich nicht lange, so könnte mir doch diese Ausgleichung Wenig nützen. So denke ich jetzt und genieße heute in ländlicher Ruhe einige schmerzlose Momente.

Ihren Wunsch, dass ich Ihnen endlich den „Atta Troll" schicke, werde ich bald erfüllen. Er soll nächste Woche von mir aus dem Pult gezogen werden und ich will mich ernsthaft mit ihm beschäftigen; Sie sollen ihn bald haben.

Sagen Sie an Detmold, dass ich ihm nicht schreibe, weil ich so sehr leidend. Ich habe ihm durch Beschreibung meines elenden Zustandes keinen Kummer machen wollen und er erhielt deſshalb keinen Brief von mir seit 6 Monat.

Ihre Briefe werden mir richtig hierher geschickt. Grüßen Sie mir dortige Freunde. Die Feder fällt mir vor Müdigkeit aus der Hand.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

230. An Julius Campe.

Paris, den 31. Oktober 1845.

Mein theurer Freund!

Ich habe lange mit Schreiben gezögert, aus dem ganz einfachen Grunde, weil jeder Brief meine armen Augen entsetzlich angreift, und dann auch weil ich mich schäme, den längst versprochenen „Atta Troll“ noch nicht eingeschickt zu haben. Letzteres aber ist nicht meine Schuld, die Unglücksfälle dieses Jahres haben so sehr mein Gemüth vertrübt, dass ich bis heute noch auf die heiteren Stunden vergebens geharrt, welche durchaus nöthig, damit ich die heiteren Stücke, die in dem Gedichte fehlen, mit gehöriger Laune schreibe. Ach, theurer Freund, man hat sich schrecklich an mir versündigt, man hat mit unerhörter Schändlichkeit an meinem Genius gefrevelt, ich kann mir die Wunde nicht länger verleugnen, und es werden Jahre hingehen, ehe der alte Humor wieder gesund sprudelt. Ein tieferer Ernst, ein unklarer Ungestüm hat mich ergriffen, der vielleicht eigenthümlich furchtbare Ausbrüche gestattet in Prosa und Versen — aber Das ist doch nicht, was mir ziemt und was ich wollte. Einst süßestes Leben, jetzt Verdüsterung und Todeslust.

Mit dem „Atta Troll“ bitte ich Sie deßhalb noch eine Weile, etwa 6 Wochen oder 2 Monate,

zu warten. Ich möchte ihn leicht verderben durch meine jetzige Misslaune. — Was Das mit meinen Augen geben wird, weiss der liebe Himmel; das linke ist seit Januar immer geschlossen, und auch das rechte ist trüb nnd lahm. Ich kann gar Nichts lesen, aber noch schreiben, und gehe einer gänzlichen Blindheit entgegen. Ich mache mir viel Bewegung, aber auf die Börse gehe ich doch nicht, wie Monsieur Börnstein in den verschiedenen deutschen Blättern insinuiert. Ich habe in dieses große Spielhaus seit 14 Jahren keinen Fuß gesetzt, aber das Eisenbahnwesen, dem meine Freunde (z. B. alle ehemaligen Saint-Simonisten, mit Enfantin an der Spitze) die merkwürdigste Thätigkeit widmen, hat auch mich in finanzieller wie geistiger Hinsicht interessiert und beschäftigt. Für die Folge erwarte ich große Vortheile davon, in der Gegenwart sind sie aber noch nicht realisiert. Ich bin noch immer in sehr engen Tagesnöthen und habe nur höchst dürftiges Auskommen. Ich sage Ihnen Das, damit Sie ganz bestimmt wissen, dass ich Ihrer bedarf.

Ich trassiere dieser Tage die Summe auf Sie, welche mir für 1845 laut Kontrakt noch zukommt. Sie sehen, wie pünktlich ich I h r e Verpflichtungen zur Erfüllung bringe. Es ist wahrhaftig nicht so sehr der Ordnung wegen, als des momentanen

Geldbedürfnisses wegen, warum ich diese kleine Summe auf Sie trassiere.

Mit meinem Vetter Karl Heine stehe ich noch immer in der unerquicklichsten Position. Jeder, dem ich die Sache im Vertrauen gestehe, beschwört mich, der Zeit die Ausgleichung zu überlassen, der besseren Natur, die bei Karl Heine endlich hervortreten würde, zu vertrauen; ich würde auch keinen Pfennig einbüßen. Das sagte mir noch gestern Abend der wackere Meyerbeer, der mir jedes Defizit garantierte aus eigenen Mitteln und mir überdies schon vor geraumer Zeit ein schriftliches Zeugnis darüber ausstellte, dass Salomon Heine, als er mir die Pension durch seine Vermittlung bewilligte, sie auf lebenslänglich konstituierte, indem sie namentlich dazu dienen sollte, mich in meinen alten Tagen vor Nahrungssorgen zu schützen und unterdessen meine Geistesfreiheit zu fördern. Aber an Beweisen und Dokumenten von meines Oheims eigner Hand fehlte es nicht, und doch hilft mir das Alles Nichts, weil ich keinen Process machen wollte und Karl Heine mit unbegreiflichster Hartnäckigkeit in seinem vorgefassten Unrecht beharrt. Ich sage ihm in jedem Brief, dass ein Keim zu bösen Ausbrüchen zurückbleibt, solange ich auch nur einen Schilling einbüße an der Pension, die er verpflichtet ist, im

Namen seines Vaters zu zahlen, wenn ich auch, um mich in der Form nicht eigensinnig zu zeigen, für diese Auszahlung als für eine Gnadensache dankbar sein wolle, wenn sie unverkürzt und unbedingt stattfindet. Auf Bedingungen lasse ich mich jetzt gar nicht ein — meiner Autorwürde, meiner Federfreiheit, werde ich auch nicht das Geringste vergeben, wenn ich auch als Mensch den Familienrücksichten mich unterwürfig zeige.

Was hören Sie von Detmold? Seit Februar habe ich ihm nicht geschrieben.

Ich hoffe, Sie sind glücklich in Ihrer Ehe; ich bin es so ziemlich in der meinigen. Meine Frau ist ein gutes, edles Kind, leider aber sehr leidend an einer sehr fatalen Krankheit. — Im März komme ich vielleicht nach Hamburg.

Ich schicke Ihnen unter Kreuzkouvert einen Artikel den Philarète Chasles vor einiger Zeit in der „Revue des deux mondes“ abdruckte. Er will jetzt diese Arbeit erweitern, ein ordentliches Buch draus machen, dasselbe unter seinen Augen von einem Deutschen übersetzen lassen und selbst das Buch in deutscher Sprache bei Hoffmann & Campe zu Hamburg herausgeben, wenn der Herr Verleger es honorieren will. Er hat dabei Übersetzungskosten zu zahlen, und ich glaube, das Buch

wäre für Sie interessant und antiaristokratisch, ja antihannövrisch-aristokratisch zeitgemäß. Was soll ich ihm antworten?

Leben Sie wohl, theurer Freund, und bleiben Sie mir so herzlich ergeben, wie ich es Ihnen bin. Grüßen Sie mir dort alle wohlwollende Mitfreunde. Was macht Wille? Grüße an Schirges! Vergessen Sie nicht Mendelsohn. Ich höre und sehe Nichts von dort, doch denke ich an Euch viel. Zumal jetzt, wo die schöne Auster-Zeit bei Euch beginnt, wo jede Muschel wieder eine wahre Offenbarung, einen kostbaren Seelentrost enthält! Leben Sie wohl, essen Sie wohl!

H. Heine.

---

231. An Dr. med. L. Wertheim *).

Liebster Doktor!

Ich theile ganz Ihre Ansicht über die Ehrenhaftigkeit der Madame Straus und das ihr widerfahrene Unrecht. Hätte der Gemahl dieser Dame, als ich mich mit ihm geschossen hatte und verwundet ward, die in solchen Fällen üblichen Höflichkeiten nicht unterlassen, so würde ich mich gewiss mei-

*) Vgl. in Betreff dieses in Nr. 3 der „Augsb. Allg. Ztg." vom Jahre 1846 abgedruckten Briefes auch die Briefe Nr. 234, 235 und 236.

nerseits beeifert haben, seiner Frau die bündigste Ehrenerklärung zu geben, um so mehr, da ich schon damals die feste Überzeugung gewonnen, daſs die Anzüglichkeiten, die ich mir in Betreff ihrer zu Schulden kommen ließ, auf ganz irrigen und grundlosen Annahmen beruhten. Mit Vergnügen ergreife ich jetzt die Gelegenheit, die sich mir darbietet, in der geeignetsten Weise meine Sinnesänderung in jener Beziehung zu beurkunden. Ich veranstalte nämlich bei Hoffmann und Campe in Hamburg eine verbesserte Gesammtausgabe meiner Werke, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daſs darin die Stellen, welche Madame Straus persönlich berührten, nicht wieder abgedruckt werden. Ich bitte Sie, der ehrenwerthen Dame diese Mittheilung zu machen und ihr zugleich anzudeuten, daſs jene Stellen (wie mein Verleger bezeugen kann) nicht im ursprünglichen Manuskripte standen, wie ich es nach Hamburg zum Drucke schickte, und daſs sie erst später, als ich mir dasselbe wieder zur Durchsicht hierher zurückschicken ließ, flüchtig hineingeschrieben wurden, in einer menschlichen Stunde und nicht ohne Provokation.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

Paris, den 22. December 1845.

232. An Varnhagen von Ense.

Paris, den 3. Januar 1846.

Theuerster Varnhagen!

Es ist Dieses der erste Brief, den ich in diesem neuen Jahre schreibe, und ich beginne ihn mit dem heitersten Glückwunsch. Möge in diesem Jahre leibliches und geistiges Wohlsein Sie beglücken! Dass Sie von körperlichen Leiden oft niedergedrückt, höre ich hier mit großer Betrübnis. Ich hätte Ihnen gern zuweilen ein tröstendes Wort zugerufen, aber Hekuba ist eine schlechte Trösterin. Mir ging es nämlich in der jüngsten Zeit spottschlecht, und das Schreiben erinnert mich beständig an mein körperliches Missgeschick; ich kann kaum meine eigenen Schriftzüge sehen, indem ich ein ganz geschlossenes und ein bereits sich schließendes Auge habe, und jeder Brief mir eine Pein. Ich ergreife daher mit innigster Freude die Gelegenheit, Ihnen durch einen Freund mündlich Nachrichten von mir zukommen zu lassen, und da dieser Freund eingeweiht ist in allen meinen Nöthen, kann er Ihnen umständlich mittheilen, wie entsetzlich mir von meinen Sippen und Magen mitgespielt worden, und was etwa in dieser Beziehung noch für mich zu thun wäre. Mein Freund, Herr Lassalle, der Ihnen diesen Brief bringt, ist

ein junger Mann von den ausgezeichnetsten Geistesgaben: mit der gründlichsten Gelehrsamkeit, mit dem weitesten Wissen, mit dem größten Scharfsinn, der mir je vorgekommen, mit der reichsten Begabnis der Darstellung, verbindet er eine Energie des Willens und eine Habilité im Handeln, die mich in Erstaunen setzen, und wenn seine Sympathie für mich nicht erlischt, so erwarte ich von ihm den thätigsten Vorschub. Jedenfalls war diese Vereinigung von Wissen und Können, von Talent und Charakter, für mich eine freudige Erscheinung, und Sie, bei Ihrer Vielseitigkeit im Anerkennen, werden gewiss ihr volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Herr Lassalle ist nun einmal so ein ausgeprägter Sohn der neuen Zeit, die Nichts von jener Entsagung und Bescheidenheit wissen will, womit wir uns mehr oder minder heuchlerisch in unserer Zeit hindurchgelungert und hindurchgefaselt. — Dieses neue Geschlecht will genießen und sich geltend machen im Sichtbaren; wir, die Alten, beugten uns demüthig vor dem Unsichtbaren, haschten nach Schattenküssen und blauen Blumengerüchen, entsagten und flennten, und waren doch vielleicht glücklicher als jene harten Gladiatoren, die so stolz dem Kampftode entgegen gehen. Das tausendjährige Reich der Romantik hat ein Ende, und ich selbst war sein letzter und abge-

dankter Fabelkönig. Hätte ich nicht die Krone vom Haupte fortgeschmissen, und den Kittel angezogen, sie hätten mich richtig geköpft. Vor vier Jahren hatte ich, ehe ich abtrünnig wurde von mir selber, noch ein Gelüste, mit den alten Traumgenossen herumzutummeln im Mondschein — und ich schrieb den „Atta Troll“, den Schwanengesang der untergehenden Periode, und Ihnen habe ich ihn gewidmet. Das gebührte Ihnen, denn Sie sind mein wahlverwandtester Waffenbruder gewesen, in Spiel und Ernst. Sie haben gleich mir die alte Zeit begraben helfen und bei der neuen Hebammendienst geleistet — ja, wir haben sie zu Tage gefördert und erschrecken — Es geht uns wie dem armen Huhn, das Enteneier ausgebrütet hat und mit Entsetzen sieht, wie die junge Brut sich ins Wasser stürzt und wohlgefällig schwimmt!

Ich bin durch Buchhändler-Vertrag verpflichtet, den „Atta Troll“ herauszugeben. Das soll in einigen Monaten geschehen, mit Vorsicht, damit man mir nicht den Process macht und mich köpft.

Sie merken, theurer Freund, wie vag, wie ungewiss mir zu Muthe ist. Solche schwachmatische Stimmung ist jedoch zumeist in meiner Kränklichkeit begründet; schwindet der Lähmungsdruck, der gleich einem eisernen Reif mir die Brust einklemmt, so

wird auch die alte Energie wieder flügge werden. Ich fürchte jedoch, Das wird noch lange dauern. Der Verrath, der im Schoße der Familie, wo ich waffenlos und vertrauend war, an mir verübt wurde, hat mich wie ein Blitz aus heitrer Luft getroffen und fast tödlich beschädigt. Wer die Umstände erwägt, wird hierin einen Meuchelmords-Versuch sehen; die schleichende Mittelmäßigkeit, die zwanzig Jahre lang harrte, ingrimmig neidisch gegen den Genius, hatte endlich ihre Siegesstunde erreicht. Im Grunde ist auch Das eine alte Geschichte, die sich immer erneut.

Ja, ich bin sehr körperkrank, aber die Seele hat wenig gelitten; eine müde Blume, ist sie ein bißchen gebeugt, aber keineswegs welk, und sie wurzelt noch fest in der Wahrheit und Liebe.

Und nun leben Sie wohl, theurer Varnhagen; mein Freund wird Ihnen sagen, wie viel und wie unaufhörlich ich an Sie denke, was um so begreiflicher, da ich jetzt gar nicht lesen kann, und bei den langen Winterabenden nur von Erinnerungen mich erheitere.

Heinrich Heine.

233. An Julius Campe.

Paris, den 3. Januar 1846.

Liebster Campe!

Ich hoffe, dass das neue Jahr sich Ihnen angenehm eröffnet. — Veranlassung meines heutigen Schreibens sind zwei Dinge.

1) Wenn es noch möglich, so haben Sie die Güte, in meiner Vorrede*), wo es heißt: „die Opposition, wie Ruge sagt, verkaufte ihr Leder und ward Poesie“ die Worte: „wie Ruge sagt“ zu streichen, dagegen aber die citierte Stelle mit Gänsefüßchen zu versehen, damit man sieht, dass es fremde Worte sind. — Ruge hat nämlich, wie ich höre, wieder umgesattelt und gegen mich geschrieben; will ihn daher nicht erwähnen.

2) Liebster Freund, schicken Sie mir umgehend unter Kreuzkouvert ein kürzlich bei Hammerich in Altona erschienenes und von einem Meyer verfasstes Buch über Faust. Ich glaube, es behandelt Goethe's Faust insbesondere. Schicken Sie mir es gefälligst umgehend, da ich es eben brauchen könnte. Sagen Sie mir auch bestimmt, so bald als möglich, wann wohl der „Atta Troll“

*) Zum „Atta Troll.“

die Presse verläſſt; ich muſs es wiſſen einer Vorkehrung wegen, die eine Böswilligkeit vereiteln soll, wovon ich Ihnen später schreibe. — Leben Sie wohl und heiter. Mir bekömmt die Kälte verflucht schlecht, und muſs beständig das Zimmer hüten, ohne lesen zu können.

Ihr Freund

H. Heine.

---

234. An Julius Campe.

Paris, den 5. Februar 1846.

Mein theurer Campe!

Ich bitte Sie, dafür zu sorgen, daſs die einliegende Reklamation, nämlich mein Brief an den Redakteur des „Korrespondenten", unverzüglich in dem „Korrespondenten" abgedruckt wird. Ich wünsche, daſs es ebenfalls im corpsdu journal geschehe. Dies kann Runkel*) nicht verweigern. Weigert er sich überhaupt, den Brief zu drucken, so bezahlen Sie für mich Inserat. Sorgen Sie auch dafür, daſs ihn die Blätter aufnehmen, die, etwa nach dem Vorgange des „Korrespondenten", den schauderhaften Druckfehler propagandiert. Letzterer könnte meine Gesammtausgabe präjudicieren, zu deren In-Werkstel-

*) Der Redakteur jenes Blattes.

lung ich im Frühjahr bei Euch eintreffen werde. Ich bin noch immer krank, war aber noch vor 14 Tagen so schlecht, dass ich nicht ausgehen konnte. Von Herzen bin ich gesund, und auch geistig thätig. Dieser Tage schreibe ich Ihnen mehr; zu dem Brief an Wertheim komme ich wie die Magd zum Kind.

Ihr Freund

H. Heine.

---

235. An den Herrn Redakteur des „Unparteiischen Korrespondenten" in Hamburg.

Einen Brief von mir *), der ursprünglich nicht für Veröffentlichung bestimmt war und ohne äußere Veranlassung, aus bloßem Herzenstrieb, an einen Freund geschrieben ward, haben Sie aus der Augsburger „Allgemeinen Zeitung", wo er unter den Annoncen inseriert worden, in den inneren Spalten des „Hamburgischen Korrespondenten" vom 26. Januar wieder abgedruckt. Leider haben Sie ihn aber mit einem sehr interessanten Druckfehler bereichert. Es ist nämlich in diesem Briefe die Rede davon, dass ich in Betreff einer Dame meine Meinung geändert,

*) Der unter Nr. 231 abgedruckte Brief an Dr. L. Wertheim.

und es kommen da die Worte vor: „Mit Vergnügen ergreife ich jetzt die Gelegenheit, die sich mir darbietet, in der geeignetsten Weise meine Sinnesänderung in jener Beziehung zu beurkunden.“ Da ich nun in den folgenden Zeilen darauf hinweise, ich sei mit der verbesserten Gesammtausgabe meiner Werke beschäftigt, so ist es mir eben nicht ganz gleichgültig, dass die oberwähnten Worte: „in jener Beziehung“ von dem Setzer des „Hamburgischen Korrespondenten“ in die Worte: „in jeder Beziehung“ verwandelt worden sind; und ich bitte Sie, diese Berichtigung unverzüglich Ihrem geschätzten Publiko mitzutheilen. Hochachtungsvoll grüßend

Heinrich Heine.

Paris, den 5. Februar 1846.

Solche Redaktionen, welche den oben erwähnten Brief nicht direkte aus der „Allgemeinen Zeitung“, sondern aus diesen Blättern entlehnt haben, werden ersucht, auch diese Berichtigung aufzunehmen.

---

236. An Julius Campe.

Paris, den 6. Februar 1846.

Mein theurer Freund!

Ich habe Ihnen gestern mit etwas allzu großer Hast geschrieben. Ich wollte noch vor Abgang der

Post, im selben Augenblick, wo ich bei Gallignani im Lesekabinett den schauderhaften Druckfehler bemerkte, denselben rektificieren. Leider wird auch meine Reklamation das Gepräge dieser Eile tragen, und zwei Engländer, die neben mir saßen und quäkten, sind wohl Schuld daran, dass der Anfang dieser Reklamation so schändlich stilisiert ist, wie mir später einfiel. Ist der Wisch noch nicht gedruckt, so bitte ich Sie, jenen Anfang durch folgende Worte zu ersetzen:

„Nr. . . des „Unparteiischen Korrespondenten" enthält einen Brief, den ich, ohne äußere Veranlassung, aus bloßem Herzenstrieb, an einen Freund geschrieben, und der also ursprünglich nicht für den Druck bestimmt war. Indem Sie denselben aus der „Augsb. Allg. Zeitung", wo er mit meiner Erlaubnis unter den Annoncen inseriert worden, aufs Neue in den Korrespondenzspalten Ihres Blattes abdruckten, haben Sie ihn leider mit einem sehr interessanten Druckfehler bereichert. Es ist nämlich in diesem Briefe die Rede davon, dass u. s. w."

Wenn es also noch Zeit ist (und müssten Sie deßhalb auch in die Druckerei laufen), so lassen Sie diesen verbesserten Anfang meiner Berichtigung an die Stelle des gestern gesandten drucken*). Sie

*) Die Erklärung Heine's war bei Ankunft dieses Briefes schon in der Tags zuvor gesandten Form veröffentlicht.

sehen, wie diffizil ich bin in Stilistik. Bei unserer Gesammtausgabe werden Sie Das noch mehr erfahren. Anfangs Mai bin ich bei Euch in Hamburg. Dann will ich dort auch selbst den Druck des „Atta Troll's" besorgen, ob dessen Verzögerung ich mich nicht genug zu entschuldigen weiß; ich werde Ihnen aber durch eine bedeutende Vorrede einige Vergütung bieten. Möge mein dortiger Aufenthalt, wo ich der heitersten Geistesruhe bedarf, durch keine Nachwehen oder gar Erneuerungen meiner Familienzwiste gestört werden. Indem ich Karl Heine jüngst ankündigte, weßhalb ich nächstes Frühjahr nach Hamburg kommen müsse, bat ich ihn, um Gotteswillen vorher die Differenz, die noch obwaltet zwischen uns, zu schlichten. Aber leider, je mehr ich meinen Stolz kasteie und mich unterwürfig und flehend zeige, desto patziger und arroganter und beleidigender wird mein armer Vetter, der die Milde für Schwäche ansieht und nie begriff, daß ich gegen Jemand, den ich nicht wie ihn liebte, unbarmherzig meine ganze Stärke angewendet hätte.

Ich will Ihnen keinen Vorwurf machen, daß auch Sie, wie so viele Andere, die an die Großmuth von Karl Heine glaubten, mich zu solcher Selbstdemüthigung angetrieben und an die Macht der versöhnenden Zeit appellieren hießen. Da hab'

ich nun den Weg der Güte versucht, den mir die Freunde und das eigne Herz, das sich zu einem Kriege mit Karl Heine nicht entschließen konnte, so leidend angerathen; so habe ich nun meinen weicheren Gefühlen gefolgt, während der kalte Erfahrungsverstand mir beständig in die Ohren zischte, daſs man in dieser Welt selten durch Thränen und Flehen, aber durch das Schwert Etwas erlangt von den harten Geldmenschen! Mein Schwert ist meine Feder, und dieses Schwert dürfte es am Ende wohl aufnehmen mit den Silberbarren und Advokatenkniffen, die meinem Vetter zu Gebote stehen! Dieser beständige Widerspruch, in welchem mein Gemüth und mein Verstand sich in jener Beziehung befanden, hat mich ein ganzes Jahr lang elend und zagend gemacht, und erst jetzt, wo ich einsehe, daſs in Karl Heine's Brust kein menschliches Herz schlägt, nachdem ich bei ihm gebettelt, statt mein Recht zu verfechten, Alles um nicht nöthig zu haben, das Schwert zu ziehen gegen den Jugendfreund und Bruder, jetzt bleibt mir dennoch Nichts übrig als — — Ja, ich bin mit einem entsetzlichen Memoire beschäftigt, seit einigen Tagen, wo die Insolenz von Karl Heine dem Fasse den Boden ausgetreten. Den Proceſs werde ich unterlassen, damit man sehe, es ist hier keine Geldfrage mehr — Alle Kniffe von Dr. Halle

brauch' ich hier nicht zu fürchten, auf meinem eignen Feld, wo ich Präsident bin, und keinem reichsstädtischen Schlendrian ausgesetzt. Meine Pension achte ich für verloren und ich schlage sie in die Schanze. Ich, wie mir meine Ärzte (Dr. Roth und Dr. Sichel) aus Freundschaft gestanden und weil sie wissen, dass ich ein Mann bin, den der Tod nicht schreckt, ich habe nicht lange mehr zu leben, und meine Frau geht alsdann ins Kloster und lebt von dem geringen Jahrgeld, das Sie ihr geben. Die Geldfrage tritt in den Hintergrund, ich bin ruhig, seit ich Alles gethan, was ein Mensch thun darf aus Liebe, ja mehr, und der Genius vollbringt das aufgedrungene Tagewerk der Fatalität. — Sie sehen, theurer Freund, ich bin sehr zu bedauern, und es ist nicht meine Schuld, wenn ich jetzt keine heitere Bärenjagden und Wintermärchen schreibe. Leben Sie wohl und heiter, empfehlen Sie mich Ihrer Frau und allen Wohlwollenden dort aufs beste.

Ihr Freund

H. Heine.

237. An Ferdinand Lassalle.

Paris, den 10. Februar 1846.

Mein theuerster Lassalle! —

Läge es mir nicht lastend auf der Seele, dass ich Ihnen unverzüglich danken muss für so viel Liebeseifer, so würde ich Ihnen dennoch heute noch nicht schreiben, denn ich bin seit drei Wochen leidender als je. — Vierzehn Tage lang musste ich das Zimmer hüten, und jetzt muss ich ängstlich meinen kranken Kopf schonen, damit kein Gehirnfieber sich ausbildet. — Acht Tage lang nach Ihrer Abreise hatte ich gar zu anstrengend gearbeitet, um das Versäumte wieder einzuholen, und Das mag mir wohl die Krankheit befördert haben. Warum ich Ihnen den Brief wegen M. noch nicht geschickt, ist Ihnen jetzt begreiflich; in einigen Tagen werde ich Ihnen denselben zusenden. Heut beschränke ich mich darauf, Ihnen zu danken; noch nie hat Jemand so Viel für mich gethan. Auch habe ich noch bei Niemand so viel Passion und Verstandesklarheit vereinigt im Handeln gefunden. — Wohl haben Sie das Recht, frech zu sein — wir Andern ursurpieren bloß dieses göttliche Recht, dieses himmlische Privilegium — In Vergleichung mit Ihnen bin ich doch nur eine bescheidene Fliege. Ich sprach noch gestern Abend davon mit Grün, dem ich ein halb Dutzend der

übermüthigsten Gedichte für den Musenalmanach von Püttmann *) gegeben habe. —

Was Sie mir von Varnhagen sagen, freut mich; er ist der erfahrenste Mensch, der die Verhältnisse und Personen am besten kennt. — Achten Sie auf seine Worte, sogar auf Das, was er nicht sagt. — „Sein Sprechen ist belehrend, sein Schweigen ist bildend“ — wo steht Das? — Was z. B. Varnhagen über Sieveking in Hamburg sagt, ist gewiss richtig, und es ist mir von der äußersten Bedeutung. — Ich bin entzückt, dass der dortige Ministerresident von Hamburg und seine Frau für mich gewonnen, Das ist von einer größeren Wichtigkeit für die Folge, als Sie glauben. — Wenn Mendelssohn nicht schreiben will, so ist mir Das ganz recht, denn sein Schreiben würde doch in diesem Augenblick Nichts fruchten, wogegen später ein bloßer Antrag der Vermittlung von seiner Seite von entscheidendstem Nutzen sein kann. — An Humboldt's Sympathie hab' ich nie gezweifelt, sein Brief ist offenherzig, und es schlägt darin ein warmes Herz. — Dieffenbach's Freundschaft ist für mich ein tröstender Gedanke; ich sage zu meiner Krankheit: nimm dich in Acht, mich gar zu sehr zu molestieren, denn der heilende Gott ist mein Freund.

*) Erschien 1847 unter dem Titel: „Album. — Originalpoesien.“

Zum Glück habe ich keine eigentliche Schmerzen, sondern nur Lähmungen, Genuss- und Lebenshindernisse — Meine Lippen sind manchmal so lahm, dass ich ganze Abende schweigend neben meiner Frau am Kamin sitze. Quelle conversation allemande! ruft sie dann manchmal seufzend aus. — Was soll ich nun aber vom Fürsten Pückler sagen! — welch ein grand Seigneur! Sein Brief ist nicht bloß ein schriftstellerisches Meisterstück, sondern auch ein bedeutsames Denkmal, bedeutsamer als es ihm selber dünken mag, in Bezug auf unsere socialen Verhältnisse und Umwälzungen. — Es versteht sich von selbst, dass dieser Brief gedruckt werden muss, er ist von dem allgemeinsten Interesse, und die Sehenden werden wohl merken, dass Dies nicht eigentlich ein Schreiben Pückler's ist an A. B. in Sachen C. D., sondern dass hier einer der letzten Ritter der alten Geburtsaristokratie den Emporkömmlingen der neuen Geldaristokratie noch zuletzt eine Lektion giebt über das Thema der Ehre, und zwar zum Besten des beleidigten Genius — Ja, die Lektion ist siegreich, der chevalereske Hochsinn zeigt sich hier auf seinem schönsten Turnierrosse und in seinem fleckenlosesten Harnisch, dem Point d'honneur und der Loyauté; das plumpe selbstische Krämerthum, ich hätte fast gesagt: das Bürgerthum, findet hier

seine kläglichste Niederlage; und an Verhöhnung wird es nicht fehlen, zumal von Seiten der allermodernsten Gegner der jetzigen Geldherrschaft — Sie wissen, welche Leute ich meine. Der Genius freilich spielt hier eine trübselige Figur; die Romantik, die er selber auf den Tod befehdet, tritt hier großmüthig für ihn selbst in die Schranken, denn am Ende, wenn Pückler auch Fürst in den Idealprovinzen des Geistes ist, so ist er es doch auch in dem preußischen Schlesien, und seine Handlungsweise ist eben so adlig als edel. —

Ich werde bei nächster Gelegenheit dem Fürsten schreiben; unterdessen melden Sie ihm gefälligst meinen gerührten Herzensdank. Sein Brief muſs in jedem Falle publiciert werden. Das Beste wäre, Varnhagen schriebe einen Korrespondenz-Artikel für die „Allgemeine Zeitung“ und theilte den Brief mit in demselben, nach eingeholter Erlaubnis des Fürsten. — Den Artikel müſste Herr v. Varnhagen direkt an den Baron Cotta nach Stuttgart schicken, denn in Augsburg ist zwar Kolb mein innigster Freund, aber auf seinen Kollegen kann ich mich nicht verlassen; Cotta's ist man aber sicher, wo er die Namen Varnhagen, Pückler und Heine sieht.

Hier ist Alles still, oder vielmehr ich sehe und höre Nichts. Roger hat einen großen bal paré et

costumé gegeben, wo ich aber nicht sein konnte. Hermance ist noch immer bettlägerig. Madonna habe ich noch nicht besucht, Eugenia ein einziges Mal — Schwäche, Dein Name ist — —! — Mit Rothschild sehr gespannt, aber eben in der geeignetsten Stellung zu meinem Projekt. — Mein Ballett*) habe ich geschrieben, ist mir vorzüglich gelungen, — weiß aber noch nicht, ob es nicht zu spät angelangt. — Hab' wieder angefangen, an der Börse zu spielen. Brauche noch immer die Homöopathie. — Aber die große Nachricht, die Sie jetzt längst wissen, Calmonius kommt in 8 Tagen hierher mit Ihrer Schwester! Gestern hab' ich Brief von ihm erhalten. Es scheint, daß das Zinkprojekt, wozu ich die Iniziation gab, ihm im Kopfe steckt. Ich freue mich sehr, ihn und Ihre Schwester zu sehen. — Bin neugierig ob sie auch so feine passionierte Lippen hat. — Ich liebe Sie sehr; es ist ja nicht anders möglich, Sie quälen ja Einen so lange, bis man Sie liebt.

Heinrich Heine.

---

238. An Ferdinand Lassalle.

Paris, den 11. Februar 1846.

Liebster Lassalle!

Sie haben in Ihrem letzten Briefe vergessen, mir Ihre direkte Adresse mitzutheilen, und ich hege

*) Der „Doktor Faust."

ein Bedenken, über den wichtigsten Punkt Ihres Briefes Ihnen durch Beförderung dritter Hand meine unumwundene Ansicht zu sagen — Jedenfalls melde ich Ihnen, dass Alles, was Sie wünschen, geschehen soll. In Bezug Mendelssohn's — wie Sie auf diese unbedeutende Sache Werth legen können, begreife ich nicht — in Bezug Felix Mendelssohn's füge ich mich gern Ihrem Wunsche, und es soll keine böse Silbe mehr gegen ihn gedruckt werden — Ich habe Malice auf ihn wegen seines Christelns, ich kann diesem durch Vermögensumstände unabhängigen Menschen nicht verzeihen, den Pietisten mit seinem großen, ungeheuren Talente zu dienen. — Jemehr ich von der Bedeutung des letzteren durchdrungen, desto erboster werd' ich ob des schnöden Missbrauchs. Wenn ich das Glück hätte, ein Enkel von Moses Mendelssohn zu sein, so würde ich wahrlich mein Talent nicht dazu hergeben, die Pisse des Lämmleins in Musik zu setzen. Unter uns gesagt, der nächste Grund, warum ich manchmal Mendelssohn prickelte, betraf einige hiesige Stockenthusiasten desselben, die ich ärgern wollte, — z. B. Ihren Landsmann Frank, auch Heller, — und die unedel genug waren, jenen Angriffen das Motiv unterzulegen, ich wollte dadurch Meyerbeer den Hof machen. — — — — — — — —

Ich schreibe Ihnen alles Dieses mit Vorsatz und ausführlich, damit Sie später die Gründe meines Zerwürfnisses mit M. besser kennen mögen, als der Pöbel, dem man sie entstellt insinuieren wird. Bis dahin bleibt Alles unter uns. Ich werde Ihnen ausführlich schreiben, sobald ich Ihre direkte Adresse habe. Ich bin noch immer sehr leidend, kann fast gar nicht sehen, und meine Lippen sind so gelähmt, dass mir das Küssen verleidet wird, was noch unentbehrlicher als das Sprechen, dessen ich mich wohl enthalten könnte. — Ich freue mich sehr auf die Herkunft Ihres Schwagers und Ihrer Schwester. Hier ist Alles still; Maskenbälle und Oper; man spricht seit 8 Tagen von Nichts als von Halevy's „Mousquetaires“, für welche meine Frau schwärmt. — Letztere befindet sich wohl und zankt in diesem Jahre so wenig, wie es von einer tugendhaften Frau nur irgend zu verlangen ist. — Leben Sie wohl und sein Sie überzeugt, dass ich Sie unaussprechlich liebe. Wie freut es mich, dass ich mich nicht in Ihnen geirrt; aber auch Niemanden habe ich je so viel getraut, — ich, der ich so misstrauisch durch Erfahrung, nicht durch Natur. Seit ich Briefe von Ihnen erhielt, schwillt mir der Muth und ich befinde mich besser.

Ihr Freund

H. Heine.

---

239. An Ferdinand Lassalle.

Paris, (ich weiß nicht genau) 1846.

Mein theuerster Waffenbruder!

Ich schreibe Ihnen heute, obgleich mein Kopf in einem entsetzlichen Zustande ist und jeder Brief mir ein Stück Leben kostet. Von meinen Augen spreche ich nicht; die Lippen, Zunge u. s. w. sind weit verdrießlicher angegriffen, und das Gehirn scheint nicht neutral zu bleiben. Die Kälte und der Pariser Tumult bekömmt mir so schlecht, und alle meine Hoffnungen sind auf den Süden gerichtet; — Das rathen mir auch die Ärzte. Den Plan mit Berlin gebe ich daher auch gerne auf, und wenn die Karl Heine'sche Angelegenheit vor der Hand geordnet, gehe ich gar nicht nach Hamburg, sondern unverzüglich nach Italien, um dort mich bloß mit der Herstellung meiner Gesundheit zu beschäftigen. — Das bleibt unter uns. — Ich bin so unglücklich und elend, wie ich es nie war, und ließe ich nicht ein hilfloses Weib zurück, so würde ich ruhig meinen Hut nehmen und der Welt Valet sagen. — Es ist mir seit vier Wochen nur Erfreuliches passiert, meine Finanzen heben sich, meine Frau ist liebenswürdiger als je, meiner Eitelkeit wird geschmeichelt, die Krankheit würde ich auch wohl in dieser Phase mit

Resignation ertragen — aber die — — Angelegenheiten, die ich auch schon mit Gelassenheit betrieb, fangen seitdem einen solchen Tumult an in meinem Gemüthe, dass ich wahrlich manchmal fürchte, verrückt zu werden. — Hat mich aber Etwas rein wahnsinnig gemacht, so ist es der Brief, den ich gestern Abend (leider vorm Schlafengehen) von Varnhagen erhielt, und desshalb schreib' ich Ihnen sogleich, trotz meines leidenden Kopfes. — Denken Sie sich, Varnhagen, der so erfahrene Weltmann, ist noch so abergläubisch, dass er — — — — mir das Eyapopeya vorsingt, womit man mich schon vor einem Jahre ins Verderben gesungen. — Ich soll wieder de- und wehmüthige Briefe an Karl Heine schreiben. — Das thu' ich ja seit vorigen Mai, und nach jedem solchen Gewinsel wirft er sich hochmüthiger in die Brust. — Mein erster Plan war, als mir das Unglück passierte, durch das entschiedenste Auftreten zu imponieren und jede Drohung gleich ins Werk zu setzen. — Diesen Plan durchkreuzten die Freunde, die anderer Ansicht waren, die für die erweichenden Mittel waren, und indem sie das Gegentheil thaten von Dem, was verabredet war, scheiterte Alles durch Inkonsequenz. — So sollte z. B. — — — und statt Dessen legte er sich aufs Bitten, auf Sentimentalität, und Alles war verloren, und

ich selber musste vom hohen Kampfross herabsteigen und mich auf eine flennende Schindmähre setzen! — Durch diese Selbsterniedrigung habe ich den Leuten wieder den Muth eingeflößt, der ihnen schon abhanden kam, und der auch jetzt Reißaus nehmen wird, sobald sie Ernst sehen, sobald sie eine öffentliche Manifestation erleben, und bestimmt fühlen, dass man zu Dergleichen entschlossen sei — Sagen Sie Das an Varnhagen, sagen Sie ihm: die Herzen der Geldpharaone seien so verstockt, dass das bloße Androhen von Plagen nicht hinreichend sei, obgleich sie wohl wissen, wie groß die Zaubermacht des Autors, der schon vor ihren eignen Augen so manches Schlangenkunststück verrichtet hat — Nein, diese Menschen müssen die Plagen fühlen, ehe sie daran glauben und ihren zähen Selbstwillen aufgeben, sie müssen Blut sehen, auch Frösche, Ungeziefer, wilde Thiere, Jan Hagel u. s. w., und erst beim zehnten Artikel, worin man ihre geliebte Erstgeburt todtschlägt, geben sie nach, aus Furcht vor dem noch größeren Übel, dem eignen Tod. — Wahrlich, hätte Moses sich mit der Güte befasst, mit Halbdrohen und Vernunftreden, die Kinder Israel säßen noch heute in Ägypten. Sagen Sie an Varnhagen, Alles, was er rathe, sei schon versucht worden, und mein jetziger kläglicher Zustand sei eben

das Resultat jener Versuche. Sie, theurer Lassalle, haben die Sache am besten begriffen. —

Ist Herr v. Varnhagen nicht geneigt, dieser Richtung beizutreten, so stehen Sie nur gleich ab von dem Wunsche, daſs er den Artikel, der den Pückler'schen Brief einflechte, schreiben möge, und Sie, mein theurer Freund, schreiben ihn selbst; wird er alsdann, wie ich fürchte, für die „Allg. Ztg." zu jugendlich schneidend im Ausdruck, so suchen Sie ihn anderswo drucken zu lassen. — Lassen Sie sich auf keinen Fall durch die entgegengesetzte Meinung von Varnhagen in der Einheit Ihrer energischen Handlungsweise irre machen und zu einem Mittelweg verleiten, der mich schon einmal ins Verderben gebracht. — Will hingegen Herr v. Varnhagen in obigem Sinne den Artikel schreiben, so ist es gewiſs gut, daſs eben die härtesten Dinge und Androhungen, in seinem milden und wunderbar lindernden Stile geschrieben werden, dessen nur Varnhagen fähig ist, und wodurch er eine Puissance geworden, die ihres Gleichen nirgends findet. — Er ist unser großer Stilist, ich habe noch dieser Tage darüber stundenlang gesprochen mit meinem Freunde Seuffert, der in dieser Beziehung einen Artikel über Varnhagen in der „Epoque" geschrieben (wenn dieser Artikel, wie mir Seuffert gestern sagte, in der

heutigen Nummer jenes Journals erscheint, schicke ich ihn Ihnen mit und Sie befördern ihn gefälligst an Varnhagen) — Ja, Varnhagen's Stil ist wahrlich die eiserne Hand mit einem Handschuh von Sammt, und der wird meinem Vetter einen Handschlag geben, den er nicht vergisst bis ans Ende seiner Tage. —

Schreibt Varnhagen den Artikel, so ist er vielleicht auch geneigt, ihn zu unterzeichnen, wie er bei einigen andern Artikeln in der „Allg. Zeitg." gethan hat. Dies wäre von einem erstaunlichen Gewichte, und meine schreckliche Lage erwägend entschließt sich vielleicht dazu der Freund, der sonst so behutsam. — Aber auch meinem Herzen, „meinem beleidigten Herzen", wie Rahel sagen würde, dürfte es wohlthun, den vornehmen Varnhagen so rücksichtslos aus seiner Höhe mir öffentlich zur Hilfe beispringen zu sehen. X hat es gethan und sich ein ewiges Verdienst um mich erworben, der Pöbel wird ob seiner That sehr beschämt sein. Ich kann ihm noch nicht schreiben, denn jeder Brief kostet mir jetzt einen Fetzen Gesundheit, — lassen Sie ihn das wissen. Gewiss sind sehr schnöde Antworten von Hamburg angekommen. Ich möchte sie wohl kennen, obgleich ich sie errathe. — Und nun leben Sie wohl, theurer geliebter Freund.

H. Heine.

240. An Ferdinand Lassalle.

Paris, den 27. Februar 1846.

Mein theurer Freund!

Ich hoffe, dass Sie die drei Briefe, die ich Ihnen unter Ihrer eignen Adresse geschrieben, erhalten und andere drei Ergänzungsbriefe, die ich an Herrn von Varnhagen schrieb, von demselben mitgetheilt bekommen haben. — Unterdess erhielt ich auch Ihren zweiten Brief, worauf Wenig zu beantworten war. Ich glaubte Alles im besten Zug, da erhalte ich so eben einen Brief von Varnhagen, woraus ich ersah, dass er mir einen Strich durch die Rechnung macht. Er scheint die Sache, worauf es ankommt, gar nicht zu verstehen, und ich sehe wohl, dass er in seinem Moderantismus mit Ihnen nicht zusammen wirken kann. Den Artikel für die „Allg. Ztg.", wo der Pückler'sche Brief interkaliert werden sollte, wird er also **nicht** schreiben, ja er bemerkte mir sogar, dass es unschicklich gegen den Fürsten gehandelt wäre, wenn man dessen Schreiben veröffentlichte, und dieser es nicht erlauben dürfe. Diese Bemerkung bestimmt mich, aus leicht begreiflichen Gründen, auf jenen Brief zu verzichten.

Mein körperlicher Zustand ist entsetzlich. Ich küsse, fühle aber Nichts dabei, so stark gelähmt sind meine Lippen.

Auch der Gaumen und ein Theil der Zunge sind afficiert, und Alles, was ich esse, schmeckt mir wie Erde. Dieser Tage habe ich kaiserlich russische Bäder versucht, nach der strengsten Observanz. An Muth fehlt es mir nicht. —

Mit Ihrer Frau Schwester bin ich sehr viel zusammen, und ganze Stundenlang plaudern wir von Ihnen. Sie hat außerordentlich viel Geist und die köstlichste Ähnlichkeit mit Ihnen. Mit meiner Frau kommt sie sehr gut aus. In einigen Tagen will ich ihr bei mir ein großes Diner geben, wozu ich Roger, Balzac, Gautier, Gozlan 2c. einlade — könnte ich Sie dabei sehen! So auf 8 Tage möchte ich Sie wieder bei mir haben (nicht auf längere Zeit). Sogleich nach Ihrer Abreise, in zwei Morgenstunden, schrieb ich mein Ballett *), das vielleicht noch dies Jahr in London gegeben wird. Auch mit der Börse habe ich mich wieder beschäftigt, obgleich mit großem Malheur. Ich muss Das thun, sonst wird meine Familienmisère eine stationäre Idee, die mich verrückt machen könnte. Trotz meines elen-

*) Der Doktor Faust.

den Körperzustandes such' ich mich zu zerstreuen, nur nicht bei Weibern, die mir jetzt den Garaus geben könnten; desshalb hatte ich auch noch nicht den Muth, Madonna zu besuchen — sie könnte aus Zerstreutheit sich in der Person irren. Leben Sie wohl, ich dürste darnach, zu wissen, wie es Ihnen geht. Ihren Charakter kennend, bin ich Ihretwegen nicht ohne die philisterhafteste Angst. — Mit Ihrem Schwager plaudre ich Geschäfte, die seinigen gehen gut, und er ist wahrhaftig ein Genie. —

Ihr Freund

Heinrich Heine.

---

241. An Julius Campe.

Tarbes, den 1. September 1846.

Liebster Campe!

Ich habe lange mit Schreiben gezögert, hoffend, es würde mit mir besser gehen, so daß ich Ihnen erfreulichere Dinge zu melden hätte als heute; leider aber hat mein Zustand, der sich seit Ende Mai bedenklich verschlimmert, in diesem Augenblick eine so ernsthafte Form angenommen, daß ich selbst erschrecke. Während der ersten Wochen, die ich in Barèges zubrachte, hatte ich mich etwas erholt

und Hoffnung geschöpft, aber seitdem ging es den Schneckengang; meine Sprachwerkzeuge sind so gelähmt, dass ich nicht sprechen kann, und essen kann ich nicht seit vier Monat, wegen der Schwierigkeit des Kauens und Schluckens und der Abwesenheit des Geschmacks. Auch bin ich entsetzlich abgemagert, mein armer Bauch ist kläglich verschwunden, und ich sehe aus wie ein dürrer einäugiger Hannibal. Traurige Symptome (beständige Ohnmachten) haben mich nun bestimmt, nach Paris zurückzueilen, und gestern hab' ich Barèges verlassen. Ich bin keineswegs ängstlich, sondern sehr gefasst, und trage, wie bisher, mit Geduld, was sich nicht ändern lässt und ein altes Menschenschicksal ist.

Meine Meinung geht dahin, dass ich nicht mehr zu retten bin, dass ich aber vielleicht noch eine Weile, ein oder höchstens zwei Jahre, in einer trübseligen Agonie mich hinfristen kann. Nun, Das geht mich nicht an, Das ist die Sorge der ewigen Götter, die mir Nichts vorzuwerfen haben, und deren Sache ich immer mit Muth und Liebe auf Erden vertreten habe. Das holdselige Bewusstsein, ein schönes Leben geführt zu haben, erfüllt meine Seele selbst in dieser kummervollen Zeit, wird mich auch hoffentlich in den letzten Stunden bis an den weißen Abgrund begleiten — Unter uns gesagt, dieser letztere ist

das wenigst Furchtbare, das Sterben ist etwas Schauderhaftes, nicht der Tod, wenn es überhaupt einen Tod giebt. Der Tod ist vielleicht der letzte Aberglaube.

Was soll ich zu dem Zufall sagen, der eben in jetziger Zeit eine falsche Todesnachricht von mir in Deutschland verbreitete? Diese hat mich eben nicht ergötzlich gestimmt. Zu anderen Zeiten hätte ich drüber gelacht. Zum Glück hatte ich fast gleichzeitig einen Artikel in der „Allg. Ztg.“, der meinen Feinden gewiſs eine Freude verdorben hat, wenn sie nicht etwa selbst jene Nachricht geschmiedet.

So wie ich nach Paris komme, schreibe ich Ihnen in Betreff meiner Gesammtausgabe, die ich jetzt nicht länger verschoben sehen möchte. Ich bitte Sie, da jetzt noch Dampfschiffe gehen, schicken Sie mir gefälligst alle meine Bücher (die Expl., die ich hatte, sind alle verzettelt), und ich gebe mich gleich an die Durchsicht und Anordnung der Gesammtausgabe. Daſs ich Ihnen den „Troll“ noch nicht geschickt, ist wahrlich nicht meine Schuld; die Familiengeschichten hatten mir alle gute Laune geraubt, und die zunehmende Krankheit verhinderte mich, das Gedicht nachträglich so auszurüsten, wie ich es gern thäte; jetzt aber will ich es, wie es auch gehe, schnell fördern, und werde es bei meiner Ankunft

in Paris schnell vornehmen. Mein Geist ist klar, sogar schöpferisch geweckt, aber nicht so beseligend heiter wie in den Tagen meines Glücks. Gott verzeihe meiner Familie die Versündigung die sie an mir verschuldet. Wahrlich nicht die Geldsache, sondern die moralische Entrüstung, dass mein intimster Jugendfreund und Blutsverwandter das Wort seines Vaters nicht in Ehren gehalten hat, Das hat mir die Knochen im Herzen gebrochen, und ich sterbe an diesem Bruch. — Wie ich höre, hat meine falsche Todesnachricht meinen Vetter sehr erschreckt; er hatte wahrlich erschreckende Gründe.

Unter den jetzigen Umständen ist es wohl überflüssig gewesen, Ihnen besonders zu melden, dass ich auf das Vergnügen, Ihr Söhnchen über die Taufe zu halten, verzichten muss. In diesem Jahr wäre ich sehr gern nach Hamburg gekommen, um meine alte Mutter noch einmal zu sehen und mich an heimischer Theilnahme in meinem Unglück zu trösten! Aber es sollte nicht sein. — Meine Finanzen sind schlecht, diese Krankheit und die Reise nach Barèges haben mich schier ausgebeutelt und ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich die zunehmenden Lebenskosten diesen Winter erschwinge! Selbst indem ich die 200 *mℬ* Bco., die ich dieses Jahr von Ihnen zu fordern habe, bei meiner Ankunft in Paris an

die Ordre von A. Leo auf Sie abgebe, bin ich noch nicht sehr gefördert! Bloß meine Ärzte haben mir in einem Monat mehr gekostet! doch genug davon, ich gerathe hier auf das Kapitel, das in jedem deutschen Dichterleben so fürchterlich bitter rebaschiert wird. —

Leben Sie wohl und glücklich, und sein Sie überzeugt, dass ich es immer ehrlich und gut mit Ihnen gemeint und auch Ihre freundschaftliche Sympathie immer zu schätzen wusste. Grüßen Sie mir alle dortigen Freunde. — Ich habe in Paris meine Wohnung verändert und wohne jetzt: Faubourg Poissonnière Nr. 41. —

Ihr treu ergebener

H. Heine.

---

242. An Heinrich Laube.

Paris, den 19. Oktober 1846.

Liebster Laube!

Auf Ihren freundschaftsvollen Brief vom 10. Oktober kann ich heute noch nicht ordentlich antworten, weil ich noch extra leidend bin; doch ich werde dieser Tage bei besserem Leibeswetter das Versäumte nachholen. Heute beschränke ich mich

darauf, Ihnen für Ihren Brief zu danken und meine Freude über den für mich wichtigsten Punkt desselben auszusprechen. Ich bin entzückt über Ihren Vorsatz, hierherzukommen. Führen Sie ihn nur bald aus. Sie müssen ein bißchen eilen, denn obgleich meine Krankheit eine ruhig fortschreitende ist, so kann ich doch nicht einstehen vor einem Salto mortale, und Sie könnten zu spät kommen, um mit mir über Unsterblichkeit, Literatenverein, Vaterland und Campe und ähnliche höchste Fragen der Menschheit zu reden; Sie könnten einen sehr stillen Mann an mir finden. Ich bleibe diesen Winter auf jeden Fall hier und wohne vor der Hand (ziemlich geräumig) Faubourg Poissonnière Nr. 41; und finden Sie mich nicht hier, so suchen Sie mich gefälligst auf dem Cimetière Montmartre, nicht auf dem Père Lachaise, wo es mir zu geräuschvoll ist.

Auch meine Frau freut sich, Monsieur et Madame Laube diesen Winter hier zu sehen, denn wir setzen voraus, daß Letztere mitkommt.

Schicken Sie mir doch meinen Nekrolog; eine solche Freude, ihren eignen Nekrolog zu lesen, wird selten den Sterblichen geboten. Die falsche Todesnachricht hat mich jedoch sehr verstimmt, und es thut mir leid, daß auch meine Freunde dadurch afficiert wurden; zum Glück kam die rektificierende

Nachricht, wodurch mein Untod gemeldet ward, schnell hinterdrein. Sie wundern sich, daſs so viele falsche Nachrichten über mich im Umlauf, und sagen, daſs ich komplet mythisch werde. Ich könnte leicht den Schlüssel zu diesen Mythen geben und Ihnen überhaupt die Quellen anzeigen, woraus all' die mehr oder minder albernen, aber jedesmal bösgemeinten Notizen über mein Privatleben fließen. Der Mr. St . . . . hier hat gestanden, daſs er über 4000 Franks ausgegeben für Journale und Journalisten, um seine roh erdachten und von den uns wohlbekannten Spiegelbergen verfeinerten Verunglimpfungen meines Privatlebens ins Publikum zu bringen. Ich habe nie dagegen reklamieren wollen, um den Leuten nicht Stoff zu Diskussionen zu liefern *).

---

243. An Julius Campe.

Paris, den 12. November 1846.

Liebster Campe!

Ich habe Sie bis heute auf Ihre zwei jüngsten Briefe ohne Antwort gelassen, weil mich das

---

*) Der Schluſs dieses Briefes ist verloren gegangen.

Schreiben unsäglich anstrengt, nicht sowohl wegen meines schwachen letzten Auges, als wegen der Brust, deren Beklemmung Tag und Nacht dauert, dass mir bei dem beständigen Schlucksen und Glucksen schon jetzt in diesem Augenblicke, wo ich über den Schreibtisch mich lehne, das Wasser beständig aus dem Maule läuft und der Athem ausgehn will. Daher fass' ich mich heute nothdürftig kurz und erlasse Ihnen zunächst den Rüffel für Ihren vorletzten Brief. Dass Sie an meine Krankheit nicht glaubten, erkläre ich mir daraus, dass Sie gewiss bei meiner Mutter Erkundigungen einzogen, die wahrlich nicht beunruhigend ausfallen konnten, da ich der alten Frau immer das Gegentheil meines Zustandes berichte.

In Bezug auf den „Atta Troll“ melde ich Ihnen nun, dass ich, obgleich Sie damit füglich warten konnten, dennoch jeder Verpflichtung gegen Sie mich so bald als möglich zu entledigen suchte und damit eilte, das Gedicht für den Druck bereit zu machen; es ging aber weniger schnell als ich glaubte, ich musste Vieles umändern, mehre neue Stücke hineindichten, und in diesem Augenblick hat es mein Abschreiber, sodass ich nach erneuerter Durchsicht das Gedicht selbst in acht Tagen zuschicken kann, damit Sie es unverzüglich in Druck geben; da dieser Druck

wohl 14 Tage dauern mag, so schicke ich Ihnen die Vorrede, die durchaus nöthig, 14 Tage später, also in drei Wochen.

Was die Gesammtausgabe betrifft, so irren Sie sich, wenn Sie glauben, daſs ich für den Fall meines Todes nicht daran gedacht hätte, über die Anordnung Etwas gethan zu haben. Ich habe für diesen Fall in meinem Testamente die Freunde Detmold und Laube beauftragt, jene Ausgabe an meiner Statt zu besorgen, und was die Anordnung betrifft, wie ich Sie selbst für die geeignetste halte, so will ich Ihnen heute darüber einige Worte sagen, damit Sie mir sagen, ob Sie mit mir einverstanden; denn ich habe seit zwanzig Jahren Ihre merkantilischen Interessen beständig im Auge behalten — die meinigen hab' ich immer vernachlässigt.

Ich schlage Ihnen vor, die Gesammtausgabe in neunzehn Bänden erscheinen zu lassen, wünsche jedoch zu wissen, in welchen Zeiträumen die verschiedenen Lieferungen erscheinen und aus wie viel Bänden sie bestehen würden.

Band I soll enthalten: { Die Harzreise und
Das Buch Legrand.

Band II: { Den Almansor und
Den Ratcliff.

Band III:	Das Buch der Lieder, mit Ausnahme der „Nordsee."
Band IV:	Die Nordsee, nämlich die zwei poetischen und die dritte prosaische Abtheilung. Der Rabbi von Bacharach.
Band V:	Italien, erster Theil.
Band VI:	Italien, zweiter und dritter Theil.
Band VII:	England (aus dem vierten Theil der Reisebilder.) Fragment einer Übersetzung von Manfred.
Band VIII:	Schnabelewopski. Pariser Kunstausstellung (aus dem ersten Theil des Salon.)
Band IX:	Die romantische Schule.
Band X:	Zur Geschichte der Philosophie in Deutschland (zweiter Theil des Salon.)
Band XI:	Elementargeister (aus dem dritten Theil des Salon.) Florentinische Nächte (dito.)
Band XII:	Französische Zustände, mit Ausnahme der kleinen Briefe am Schluss.

Band XIII: Die kleinen Briefe am Schluſs der Zuſtände.
Vorrede der Zuſtände.
Vorrede zum Adel.
Vorrede zum Salon.
(Etwa als Unparteilichkeit mein Artikel über Menzel aus den Politiſchen Annalen.)
Der Denunciant.
Der Schwabenſpiegel.

Band XIV: Monſieur Louis Börne.

Band XV: Shakeſpear's Frauen.
Theaterbriefe (aus dem vierten Theil des Salon.)

Band XVI: Artikel aus der Allg. Zeitung.

Band XVII: Fortſetzung derſelben.
Das Wintermärchen.

Band XVIII: Neue Gedichte, mit Ausnahme des Wintermärchens.

Band XIX: Atta Troll und ſpätere Gedichte, die ich ſeitdem geſchrieben oder noch ſchreiben werde, ſehr ſchöne und gut honorierte Gedichte. —

Sagen Sie mir, ob Ihnen dieſe Anordnung genehm iſt, und Sie können bald den Druck anfangen, da ich die erſten zwei oder drei Bände nur

in druckfehlerlicher Beziehung durchzulesen brauche. Es versteht sich, dass Sie in keiner öffentlichen Ankündigung das Detail obiger Anordnung mittheilen; denn ich könnte Einiges abändern wollen.

Bedürfen Sie einer besondern Ankündigung für das Publikum, so verlangen Sie dieselbe von meinem Freunde Varnhagen v. Ense; Sie haben bald die beste Gelegenheit dazu, indem Sie ihm den „Atta Troll“ gedruckt zuschicken; er ist ihm nämlich dediciert.

Was die Expl. betrifft, deren ich selbst bedarf, so bemerke ich Ihnen, dass ich von vielen meiner Bücher verschiedentlich Expl. erhalten, aber von manchen gar keine, z. B. von den „Französischen Zuständen.“ Ich besitze die „Reisebilder“, den „Salon“, den „Börne“, die „Romantische Schule“, den „Denunciant“, ich glaube, auch die „Neuen Ge- Gedichte.“ Leider aber habe ich von den zwei ersten Bänden der „Reisebilder“ die letzte Ausgabe, und vom dritten und vierten Band die erste Ausgabe. Ich muss aber von den ersten zwei Bänden die zweite Ausgabe jetzt vornehmen (da ich diese noch in Deutschland selbst korrigiert), und aus demselben Grunde die erste Ausgabe von den zwei letzten Bänden. Halten Sie dieselben daher für mich be-

reit, und hab' ich sie nöthig, so kann ich sie per Kreuzband durch die Briefpost schnell erhalten.

Daſs Sie aus meinem letzten Brief Etwas drucken ließen, ist an und für sich gewiſs Unrecht, aber ich bin überzeugt, sie hatten eine freundschaftliche Absicht. — Die voreilige Nachricht meines Todes hat mir viele Theilnahme gewonnen; rührend edle Briefe in Menge. Auch Karl Heine schrieb mir den liebreichsten Freundschaftsbrief. Die kleine Trödelei, die lumpige Gelddifferenz, ist ausgeglichen, und Dieses that meinem verletzten Gemüthe wahrhaft wohl. Aber das Vertrauen zu meiner Familie ist dahin, und Karl Heine, wie reich er auch ist und wie liebreich er sich mir zuwendet, so wäre er doch der Letzte, an den ich mich in irgend einer Lebensnoth wenden würde. Ich habe hartnäckig darauf bestanden, daſs er mir bis auf den letzten Schilling auszahle, wozu ich mich durch das Wort seines Vaters berechtigt glaubte, aber wahrhaftig, ich würde auch keinen Schilling mehr von ihm annehmen. Wir haben Beide große Thorheiten begangen, aber ich bezahle sie viel theurer, mit dem Rest meiner Gesundheit. Es sieht mit dieser sehr schlecht aus, es ist möglich, daſs mein Tod Ihnen eine sehr vorzügliche Reklame macht für meine Gesammtausgabe; Sie werden mal sehen, wie viel populärer ich als-

dann noch werde, obgleich, wie ich aus närrischen Buchhändlerbriefen sehe (nächstens schreibe ich Ihnen darüber) meine Popularität schon sehr groß sein muss. Für einen populären Abriss meines Lebens will einer mir das Erstaunlichste zahlen. Spaß machte es mir, dass so ein Antrag aus Stuttgart mir durch Vermittlung des miserablen Banquier K., der mich so sehr hasst, zukam. — Sein Sie ruhig, ich schreibe gar Nichts. Ich will Ruhe haben, und an meinem Ruhme ist mir am wenigsten gelegen.

Ihr Freund

H. Heine.

---

244. An Dr. Arnold Mendelssohn.

Hochgeehrtester Hr. Doktor!

Sie überschätzen meinen Kredit in Augsburg und irren sich, wenn Sie glauben, dass ich mit der „Allg. Ztg.“ in beständiger Verbindung stände. Ich schreibe jetzt dorthin höchst selten. Indessen, wenn Sie es dringend wünschen, will ich in Bezug Ihrer dieser Tage nach Augsburg schreiben, und die Redaktion der „Allg.“ in Kenntniß setzen, wie ungerecht die Verletzung ist, die Sie darin erlitten, und wie wenig sie im Einklang ist mit Ihrem persönlichen Charakter und Ihren wissenschaftlichen Ver-

diensten. Sie können ganz über mich in dieser Hinsicht verfügen; doch gestehe ich Ihnen, dass ich selbst auf die schändlichsten Zeitungsartikel keinen Werth legen würde; Das sprießt und welkt und fällt ab, ohne sonderliche Spur zu hinterlassen, wie das Menschengeschlecht selbst. Beschuldigen Sie mich nicht, für fremde Kümmernisse so kühle Worte zu geben. Empfänden Sie nur drei Tage lang meinen gegenwärtigen Zustand, so würden Sie der peinlichsten Verunglimpfung, die Ihnen jetzt widerfährt, nur ein untergeordnetes Interesse widmen. Haben Sie aber durchaus Lust, zu reklamieren, so thun Sie es. Es schafft Ihnen vielleicht moralische Erleichterung, positiv nutzt es aber gar nicht. Ich zweifle nicht, dass die „Allg. Ztg.", nachdem Sie so stark darin angegriffen worden, und auch mit Perfidie angegriffen worden, bei ihrer vorherrschenden Loyalität keineswegs zögern wird, auch Ihre Reklamation aufzunehmen; es versteht sich, wenn sie mit Mäßigung und Takt abgefasst ist.

Ich gehe jetzt fast gar nicht mehr aus, wegen zunehmendem Unwohlsein, und ich habe Ordre gegeben, Sie zu jeder Zeit zu mir zu lassen.

Einen freundschaftlichen guten Morgen wünschend,

Heinrich Heine.

Paris, den 12. December 1846.

245. An Julius Campe.

Paris, den 14. December 1846.

Liebster Campe!

Ein Missgeschick mit dem Abschreiber, der den „Troll" zum zweiten Male kopieren musste, und ein Rückfall in meiner Krankheit, die in diesem Augenblick mich an jeder Arbeit hindert, ist Schuld, dass ich Ihnen das beikommende Manuskript nicht früher geschickt. Es fehlt nur noch die Vorrede, die, etwa 6 bis 8 Seiten stark, in einigen Tagen nachgeschickt wird. Lassen Sie den Abdruck nur mit großer Genauigkeit stattfinden; ich verlass' mich drauf. Vier Kapitel habe ich neu hineingeschrieben und Manches stark variiert, so dass ich jetzt für das Gedicht wohl auf ein Succès d'estime rechnen kann. Ohne Ihre pressante Anforderungen hätte ich es aber gar nicht herausgegeben. Wenn es auf dickem Velin gedruckt wird, macht es wohl ein hübsches Bändchen. Sie bringen es in einem literarisch günstigen Momente, und es ist daher vielleicht besser, dass es jetzt erscheint, als später, wo Passionsstürme rasen. — Ich bin verflucht krank.

Die böse Jahreszeit zerrüttet mich fürchterlich. — Sie haben jetzt, wegen Weihnacht, den Kopf und die Hände voll und können nicht an die Ge-

sammtausgabe denken; ist aber Neujahr vorbei, so bitte ich, mir auf meinen letzten Brief bestimmt Ihre Resolution zu sagen. — Ich hoffe, dass Sie jetzt, wo ich den „Atta Troll“ trotz meines Unwohlseins gefördert, ihn auch gleich in Druck geben, ob Sie jetzt Viel zu thun haben; ich rechne drauf, aus wichtigen Gründen.

Ich hoffe, dass Sie und Ihre ganze Familie, Gattin nebst der Sedez-Ausgabe, sich wohl befinden. — Hier ist Alles still, nur dass viele wahnsinnige Deutsche herkommen und mich stören und langweilen. — Leben Sie wohl und vergnügt.

Ihr sehr verdrießlicher Freund

H. Heine.

---

246. An Julius Campe.

Liebster Campe!

Ich schicke Ihnen anbei die Vorrede zum „Atta Troll“. Sorgen Sie eifrigst für getreuen Abdruck. Vergessen Sie nicht, dem Setzer zu bemerken, dass über das letzte Kapitel des Gedichts der Name von Varnhagen mit größern Lettern gedruckt werden muss, da dadurch die Dedikation gezeigt wird. — Die verfluchte Vorrede hat mir mehr Mühe gekostet als zehn Druckbogen.

Ich befinde mich seit 8 Tagen etwas besser, und da ich mich gegen alle äußere und innere böse Influenzen in Acht nehme, hoffe ich den Winter besser zu überstehen, als anfänglich zu erwarten war. Auch arbeite ich schon mit mehr Leichtigkeit. Geh' fast gar nicht aus; das beständige Sitzen am Kamin hat leider mein letztes Auge noch mehr getrübt. Könnte ich nur lesen!

Ich wünsche Ihnen und den Ihrigen einen heitern Weihnacht. — Lassen Sie mir doch gleich wissen, ob der „Troll" zum Druck gegeben worden, und schicken Sie mir alsdann schleunigst die ersten Aushängebogen.

Freundschaftlich grüßend

H. Heine.

Paris, den 19. December 1846.

---

247. An Julius Campe.

Paris, den 26. December 1846.

Liebster Campe!

Ich habe in meinem letzten Brief vergessen, Ihnen den Titel meines Büchleins in optima forma mitzutheilen. Aus Vorsorge thue ich es nachträglich. Es heißt:

Atta Troll.

Ein Sommernachtstraum,

von

H. Heine.

Ich benutze diese Gelegenheit, Ihnen das schönste Glück zum Neuen Jahre zu wünschen. — Vergessen Sie nicht, sobald Sie aus dem Geschäftsstrudel des Jahrwechsels getreten, mir gleich zu melden, wann mein Büchlein die Presse verläßt, wegen Maßregeln, die ich in dieser Beziehung zu machen habe.

Mit meiner Gesundheit sieht es noch immer sehr kläglich aus, und ich fange an darüber sehr verdrießlich zu werden.

In Deutschland scheint wieder die Heuchelei der Ernsthaftigkeit zu grassieren, und mein Bär kommt zur rechten Zeit, um zu treffen, aber auch um getroffen zu werden.

Ihr Freund

H. Heine.

---

248. An Benjamin Lumley in London.

Paris, den 27. Februar 1847.

Werther Freund!

Hiermit erhalten Sie das Manuskript, das ich Ihnen Ende dieses Monats zu liefern versprach. Ich versichere Ihnen, daß ich nie wieder ein Versprechen dieser Art machen werde. Sie haben keinen Begriff davon, wie sehr ich mir in meiner jetzigen Lage durch den Versuch geschadet, meine Aufgabe würdig zu lösen. Verschaffen Sie sich so bald wie möglich die englische Übersetzung, und lesen Sie dieselbe in einer ruhigen, müßigen Stunde. Solch eine Lektüre wird Sie mein Ballettbuch besser verstehen lassen, in welchem z. B. der „Hexensabbath" nur dürftig skizziert ist, während mein Brief eine ebenso vollständige wie authentische Beschreibung davon giebt. Sie werden selbst darüber urtheilen, wenn Sie den Fürsten der Finsternis mit seiner Domina tanzen lassen. Während meiner Nachforschungen hab' ich einige wunderbare Dinge in Betreff des phantastischen Tanzes entdeckt, von denen ich Ihnen, wenn mir das Leben erhalten bleibt, später mehr schreiben werde.

Die wenigen Anmerkungen, welche ich meinem langen Briefe hinzugefügt, sind Citate, die Sie, nach

Ihrem Ermessen, in der Broschüre weglassen mögen, der ich folgenden Titel zu geben gedenke:

Die Legende von Doktor Johannes Faust,
ein pantomimisches Ballett;
nebst einem erläuternden Schreiben an den Direktor
von Her Majesty's Theatre.
Von
Heinrich Heine.

Sollte Ihnen der Inhalt der Anmerkungen nicht zusagen, so müsste der Verleger beiläufig erwähnen, dass sie weggelassen worden sind. Lassen Sie mir gütigst ein Exemplar der englischen Übersetzung des Buches und des Briefes zukommen, damit ich sie vor dem Druck korrigieren kann. Meine Broschüre müsste für Diejenigen, die nur den Goethe'schen „Faust“ kennen, sehr interessant sein. Ich werde sie daher später einmal in deutscher Sprache herausgeben, jedoch in erweiterter Gestalt und mit einigen gelehrten Erläuterungen, damit ich nicht dem Tadel unsrer hochweisen Faustologen verfalle. Halten Sie den Namen meines Balletts bis zum letzten Augenblick geheim, und nennen Sie es nöthigenfalls „Astaroth.“ Ich habe in meinem Briefe bewiesen, dass dieser Name, eben so gut wie Mephistopheles, dem von Faust angerufenen Dämon ge-

bühre; daher dürfen Sie in Ihren Ankündigungen mit Fug denselben als provisorischen Titel gebrauchen. Es wird Ihnen angenehm sein, zu gewahren, welche Mühe ich mir gegeben, um den Leuten begreiflich zu machen, dass Sie den wirklichen Faust der Legende vorführen.

Ihr ergebener

Heinrich Heine.

---

249. An Heinrich Laube.

Sonnabend, den 3. April *).

Liebster Laube!

So eben schickt Mignet zu mir und lässt mir sagen, dass Dich Thiers auf morgen zum Mittagessen einladet, und dass Du also Punkt halb sieben zu ihm (Mignet) morgen Nachmittag kommen sollst, damit er mit Dir alsdann zu Thiers gehe, um mit Dir dort zu speisen. Fürchtend, dass Du vielleicht morgen zu früh ausgehst, habe ich Dir diese Mittheilung noch diesen Abend machen wollen. Ich bitte Dich, erwarte mich morgen bis 11 Uhr bei Dir; ich komme ganz gewiss.

---

*) 1847.

Ich blieb bis gegen 2 heute zu Hause, führte meine Frau nach dem David'schen Koncert, und kehrte bald wieder nach Hause, in Erwartung, Dich zu sehen, was leider nicht der Fall. Diesen Morgen hab' ich, obschon im ekelhaftesten Zustand, mir die Weill'sche Vorrede *) vom Halse geschrieben.

Verflucht schlechte brustgluckſende Nächte; hätte ich nicht Frau und Papagei, ich würde (Gott verzeih mir die Sünde) wie ein Römer der Misère ein Ende machen!

Dein Freund

H. Heine.

---

250. An Heinrich Laube **).

Liebster Laube!

Mein Zustand ist noch immer derselbe — mein Kopf ist so schwach, als wäre ich der Verfasser einer Auerbach'schen Dorfnovelle — mein Magen eben so katzenjämmerlich sentimental und religiös-sittlichflau

---

*) Das in Band XIV, S. 147 ff. abgedruckte Vorwort zu A. Weill's „Sittengemälden aus dem elsässischen Dorfleben".

**) Dieser Brief ohne Datum ist vom 5. April 1847.

wie eine dito Novelle — trotzdem will ich gegen 11 Uhr zu Dir kommen.

Montag, 8 Uhr.

Dein kranker Freund

H. Heine.

---

251. An Benjamin Lumley.

Paris, den 7. April 1847.

Werther Freund!

Ich bezweifle nicht, dass Sie bis an die Ohren in Geschäften sitzen, und dass all' Ihre Gedanken auf die täglichen Plackereien gerichtet sind. Trotzdem bitte ich Sie inständigst, dass Sie ein paar Minuten an mich denken und sie dazu verwenden, — erstens mir etwas Geld zu schicken, sodann mir ungefähr die Zeit anzugeben, wann mein Ballett zur Aufführung gelangen wird. Vor Allem, vergessen Sie das Geld nicht. Ich habe für den gegenwärtigen Monat April auf Sie gerechnet und ich halte mich versichert, dass England, so enorm seine Ausgaben in diesen kriegerischen Zeitläuften sein müssen, immer noch reich genug ist, seinen ärmeren Alliierten, welche sehr tapfer, aber sehr bettelhaft (très gueux) sind, einige Subsidien zu senden. Auf jeden Fall schreiben Sie mir gleich. Meine unglücklichen industriellen

Affairen haben mich in eine Finanznoth gestürzt, die eben so lästig wie die Sr. Majestät des Königs von Preußen ist.

Da ich der Meinung bin, dass Sie mein Ballett im Laufe dieses Monats aufführen werden, habe ich Vorkehrungen getroffen, mein Verlagsrecht in Frankreich zu sichern. Ich habe von einem verschwiegenen Drucker insgeheim ein paar Dutzend Exemplare herstellen lassen; und durch vorschriftsmäßige Hinterlegung derselben im Archive des Ministers des Innern habe ich mich gegen Piraten geschützt . . .

Tausend freundliche Wünsche von Ihrem ergebenen

Heinrich Heine.

---

252. An Benjamin Lumley.

Paris, den 3. Mai 1847.

Werther Freund!

Ich habe Ihr Schreiben vom 27. v. M. erhalten. Niemand vermag liebenswürdiger zu sein, als Sie. Ich danke Ihnen für den Vorschuss von 6000 Franks, deren Empfang ich den HH. Lafitte & Co. bestätigte. Ich muss gestehen, dass mir das

Geld sehr gelegen kommt; daher weiß ich Ihnen doppelt Dank. Es wird mich herzlich freuen, von der Aufführung meines Balletts zu hören — sein Erfolg scheint mir zweifellos. Alles, was ich bisher geleistet, hat beim Publikum günstige Aufnahme gefunden; und was Sie betrifft, so steht das Glück Ihnen zur Seite, wie ich aus den großen Triumphen, zu denen ich Ihnen gratuliere, ersehen kann. Sie werden finden, daſs mein Ballett über all unsre Erwartung hinaus Furore machen, und selbst einen Platz in den Annalen der Schauspielkunst einnehmen wird. In der That, Ihre Generosität würde mich sehr niederdrücken, zweifelte ich nur einen Augenblick an einem großen Erfolg.

Was den geheimen Druck des Buches betrifft, von welchem ich gesprochen, so würde es mich tiefstens kränken, wenn ich glaubte, daſs dadurch Ihre Rechte verletzt werden könnten; aber ich habe Nichts dieser Art zu befürchten. Mein Geheimnis ruht sicher in den Händen eines Mannes, der naturgemäß äußerst diskret ist, — nämlich Buloz, der Direktor der Revue des deux Mondes, welcher eine eigene Presse auf den Namen seines ersten Gehilfen besitzt. Letzterer ist als mein Verleger genannt, und sämmtliche Exemplare sind in meinen Händen, mit Ausnahme von zweien, welche ich beim Minister des

Innern deponiert habe, und welche daher in den Katakomben für Drucksachen in der Rue de Grenoble begraben liegen. Außerdem lässt sich aus dem Titel nicht ersehen, dass es ein Ballett ist. Alle Exemplare, ich wiederhole es, sind in meinen Händen, und ich werde sie mittelst der Messagerie nach London senden. Heute noch schicke ich ein Exemplar mit dem Briefe ab, den ich Ihnen jetzt trotz des schrecklichen Zustandes meiner Augen schreibe. Buloz hat auch ein persönliches Interesse, mein Geheimnis zu bewahren. Ich habe ihn nämlich von meiner Absicht in Kenntnis gesetzt, mein Libretto mit dem Begleitbriefe an Mr. Lumley in der Revue des deux Mondes erscheinen zu lassen, sobald mein Ballett in London aufgeführt worden sei; und er selbst rieth mir, ein paar Franks zu opfern, um es vorläufig und insgeheim drucken zu lassen, damit ich gesetzlich gegen die dramatischen Piraten geschützt sei, die sich meines Werkes bemächtigen würden, wenn es in der nicht hinlänglich gegen Nachdruck gesicherten Revue erschiene. Sie sehen, werther Freund, dass ich in gutem Glauben aufs beste gehandelt habe. Sagen Sie mir nun, ob Sie gegen die Veröffentlichung meines Balletts in der Revue des deux Mondes, unmittelbar nach der ersten Aufführung in London, Etwas einzuwenden haben — denn ich wünsche

Nichts ohne Ihre Genehmigung zu thun. Jedenfalls schicken Sie mir ein Dokument, das ich nur zu unterzeichnen habe, um Ihnen das Verlagsrecht, so weit Dies möglich ist, zu sichern. Ich bin mit den Gesetzen Englands in Betreff derartiger Interessen unbekannt; aber es scheint mir, dass Alles, was Sie benachtheiligen könnte, durch ein sehr einfaches Mittel zu beseitigen wäre. Sie brauchten nur ein paar Exemplare in englischer Sprache drucken zu lassen und sie bis zum Tage der ersten Aufführung unter Schloss und Riegel zu halten. Übrigens werden Sie, der Sie die personificierte Geschicklichkeit sind, die Mittel zu Ihrem Schutze schon zu finden wissen. Mit den Exemplaren des Balletts werde ich Ihnen ein langes phantastisches Gedicht senden, das ich in die Revue des deux Mondes einrücken ließ, und das großartigen Erfolg gehabt hat. Sie finden darin eine Schilderung der nächtlichen Jagd und der Jägerin Diana, die als ein Phantom erscheint. Indem ich mein Ballett hier in der Revue des deux Mondes veröffentliche, zeige ich, dass ich ihm eine ganz besondere artistische Bedeutung beimesse, und das literarische Gewicht der Revue wird uns solcherweise gut zu Statten kommen. Ich denke, es würde nicht unräthlich sein, die deutsche Version des Buches (mit einigen Stellen der Vorrede) gleich-

zeitig in der „Augsburger Zeitung" abzudrucken. Dies würde Ihnen eine Ankündigung ersparen. Verfügen Sie in jeder Hinsicht über mich. — Erklären Sie beiläufig Ihrem Ballettmeister, was ich in meinem Briefe über das Thema des „Hexen-Sabbaths" geschrieben, und fragen Sie ihn, ob es nicht möglich ist, (nach dem Abgange Faust's) die Herzogin ein fürchterlich groteskes Pas de deux mit dem höllischen Ziegenbock tanzen zu lassen. Die Herzogin würde dadurch die in meinem Briefe beschriebene Domina des Festes; jedoch glaube ich nicht, dass man in einem so fashionablen Theater wie dem Ihrigen wagen darf, so weit zu gehen.

Ihr ergebener

Heinrich Heine.

---

253. An Varnhagen von Ense.

Paris, den 4. Mai 1847.

Liebster und verständigster Freund!

Wären nicht meine Augen in so fatal schmerzlichem Zustande, würde ich Ihnen durch Überbringer, Herrn Grenier, einen langen Brief zuschicken und Ihnen Denselben weitläuftigst empfehlen — Empfehlung aber bedarf er wohl am wenigsten, da

er sich Ihnen, dem Kenner wahrer Bildung und gediegenen Werthes, in den ersten fünf Minuten durch sich selber hinlänglich empfehlen wird. Herr Grenier, ein langjähriger Freund, ist einer der ausgezeichnetsten jungen Franzosen, die ich kenne, mit deutscher Sprache tief vertraut und dürstend nach innigstem Begreifen des deutschen Wesens. Seien Sie ihm dazu hilfsam. — Mögen diese Zeilen Sie in bestem Wohlsein antreffen — mir geht es körperlich schlecht und ich trage das Unabweisbare mit Geduld. Meine Gemüthswärme ist bis zur Flamme erhöht, während die äußerliche Lähmung mich umschleicht.

Ihr ewiger Freund

Heinrich Heine.

---

254. An Julius Campe.

Montmorency, den 20. Juni 1847.

Liebster Campe!

Mein Krankheitszustand, zumal mein Augenleid, macht es mir unmöglich, viel zu schreiben, und ich lasse daher die politischen Expektorationen Ihres letzten Briefes unbeleuchtet. Die Zeit des Kannegießerns ist für mich vorüber, da meine Stunden,

und gar die brauchbaren Stunden, mir kärglich zugemessen —. Ich sage Ihnen daher in der Kürze, Sie hatten Unrecht, aus den angeblichen Zeitursachen die Gesammtausgabe nicht diesen Winter begonnen zu haben; ich kann Sie nicht zwingen, aber ich bitte Sie sehr, zu bedenken, daſs es eine große Frage ist, ob ich diesen Winter ausdauere mit meinem schrecklich zerstörten Leibe. Die Kälte hat auch meine Brust, die im Herbst noch gar nicht leidend war, stark angegriffen. Ich wollte deſshalb nach dem Süden gehen und dort zu überwintern suchen, aber meine Finanzen erlauben es nicht, und ich werde daher in Paris bleiben. Laſst uns den Spätherbst und den Anfang des Winters mit der Gesammtausgabe beginnen und fortschreiten, und deſshalb geben Sie mir bestimmte Antwort über meinen Prospektus der Anordnung; Sie haben keine Silbe darüber gesagt. — Es scheint als ob Sie meinen Tod zur Herausgabe der Gesammtausgabe, als förderude Reklame, abwarten wollten; anders kann ich mir Ihr laues Zögern nicht erklären. Sein Sie ohne Sorge, diese Reklame wird nicht ausbleiben, nicht lange.

Ich würde Ihnen auch heute, liebster Campe, noch nicht geschrieben haben, wenn ich Ihnen nicht wegen einer neuen Publikation eine Offerte zu

machen hätte und bereits länger, als ich sollte, damit gezögert. Sie bezieht sich auf ein Ballett, das ich für meinen Freund Lumley in London geschrieben, ein Gedicht, welches vom Ballett nur die Form hat, sonst aber eine meiner größten und hochpoetischsten Produktionen ist. Der Stoff ist für Deutschland von so großem Interesse und so denkwürdig, daß ich darüber gleichzeitig in Briefform eine humoristische Abhandlung geschrieben, und diese, nebst dem Text des Tanzgedichtes und einigen Noten, die ich noch hinzugebe, beträgt 10 Druckbogen, und bildet ein Büchlein, welches vielleicht viel Anfechtung erleidet, für meinen Herrn Verleger aber sehr profitabel sein wird. Was ist der Titel, was ist der Stoff? Vielleicht ist das Geheimnis schon verrathen, aber durch Sie soll es nicht ausgeläutet werden, und ich würde Ihnen das Manuskript nicht eher schicken, bis ich sicher, daß das Ballett in London zur Aufführung gelangt. Für dieses Büchlein verlange ich von Ihnen 1000 *mk* Bco. und ich verkaufe Ihnen für dieses ein für alle Mal bezahlte Honorar zugleich das Recht, so viel' Auflagen, als Ihnen beliebt, später von diesem Büchlein zu machen und dasselbe unverzüglich auch der Gesammtausgabe meiner Werke einzuverleiben, wo es, will's Gott, eine ehrenwerthe und charakteristische Stellung einnehmen

wird. Jene 1000 Mark Banco würde ich 3 Monat Dato gleich nach Absendung des Manuskriptes auf Sie trassieren.

Schreiben Sie mir umgehend Antwort in Bezug auf diese Offerte. Aber nur ein kurzes Ja oder Nein; ich bin wahrlich zu krank, um mich auf Geldverhandlungen einlassen zu können, ich mag kaum Dergleichen lesen, und sollte von Ihrer Seite mir nur irgend ein Bedenken geäußert werden, so betrachte ich Das als eine Verneinung, und ich werde wahrhaftig kein Wort mehr über die Sache verlieren. Ich will hiermit nicht sagen, dass ich das Büchlein in solchem Falle einem andern Buchhändler geben würde, nein, so viel Werth lege ich weder auf das Buch noch auf das lumpige Geld; dazu sind Sie mir auch zu werth und theuer; aber ich würde das Büchlein ganz ungedruckt lassen. Sie sehen, wie wenig ich es drauf anlege, Sie merkantilisch zu nöthigen. Ich verlange nur Lakonismus von Ihnen, denn, wie gesagt, meine blinden Augen und meine ächzende Brust können das lange Briefwechseln nicht vertragen.

Liebster Freund, es geht mir herzlich schlecht, obgleich ich von aller Welt in diesem Augenblick (ausgenommen von meiner miserabeln Sippschaft)

gehätschelt und gestreichelt werde. Was letztere betrifft, so hat Laube's Brief in der „Allg. Zeitg.“, wo er unumwunden dieselbe einer feigen Meuchelei bezichtigt, hier und allerorten die beistimmendste Entrüstung erregt. In Bezug Karl Heine's hat er nicht die ganze Wahrheit gesagt; ich habe nämlich keineswegs Grund, mit ihm zufrieden zu sein. Dass Derselbe, während ich dem Grabe nahe stehe, die Verpflichtung übernommen hat, meiner Wittwe die Hälfte meiner Pension lebenslänglich zu zahlen, ist fürwahr keine so kolossale Großmuth. Ich habe aber, ich gestehe es, nicht mehr verlangt, da ich einst, wie ich Ihnen seiner Zeit schrieb, auch von meinem Oheim keine höhere Zusicherung empfangen, auch nicht in Anspruch genommen, freilich damals in der Voraussetzung, dass ich noch lange Jahre bis in hohes Alter mich durchschlagen und vielleicht gar mein Weib überleben würde! Ich habe nicht ohne Absicht Sie darauf aufmerksam machen wollen, welche Bewandtnis es hat mit der Versöhnung, die mir Karl Heine oktroyiert, und wobei aber seine Börse ganz unberührt geblieben. Da jetzt meine Bedürfnisse, wegen der Krankheitspflege, fast verdreifacht, da ich gar wenig erschreiben kann, so würde der Himmel mich sogar in eine große Verlegenheit setzen, wenn er mir ein längeres Leben schenkte. Gottlob,

ich werde just auskommen, ohne irgend eine Bassesse begangen zu haben. — Leben Sie wohl, und schonen Sie Ihre Gesundheit. Ich bin sehr verstimmt, und dabei sitzt eine melancholische Nachtigall vor meinem Fenster, die beständig jammert. — Meine Adresse ist:

Mr. Henri Heine à Montmorency (Département Seine et Oise) en France. — Grüßen Sie mir Ihre Frau und den jungen Sprößling.

Ihr

H. Heine.

---

255. An Julius Campe.

Paris, den 30. September 1847.

Ich bin, liebster Campe, seit ungefähr vier Monat ohne Antwort auf den Brief, den ich Ihnen von Montmorency aus schrieb; ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll.

Heute beschränke ich mich darauf, Ihnen Advis zu geben über die Summe, die ich in diesem Jahre noch von Ihnen zu fordern habe, und ich werde dieselbe morgen auf Sie trassieren. — Ich bin Ihnen noch eine kleine Summe für Bücher schuldig, die ich in Hamburg von Ihnen bekommen; ich bitte mir zu sagen, wie Viel Das ist, und mir zugleich

Generalquittung zu geben, daſs ich Ihnen sonstig Nichts mehr schulde.

Ihr ergebener

Heinrich Heine.

41. Faubourg Poissonnière.

Über den angetragenen Verlagsartikel bedarf ich keiner Antwort, da mir Ihre Antwortszögerung bereits diese Publikation verleidet hat und ich jene Arbeit zu einer größeren verwenden will.

---

256. An Alfred Meißner.

Mein lieber Meißner!

Ein Brief, welchen ich Ihnen unmittelbar nach den Februartagen schrieb, ist Ihnen offenbar nicht zugekommen, da ich weder eine Antwort darauf erhalten, noch Sie in Ihrem Briefe an Seuffert, obgleich Sie darin meiner gedenken, meines Schreibens im geringsten erwähnen. Es ist sehr leicht möglich, daſs Dies durch eine Nachläſsigkeit in der Adresse oder durch eine verfängliche Stelle des Inhalts (der Brief hätte Ihnen noch unter Metternich zukommen müssen) verursacht wurde, und ich spreche Ihnen nur deſshalb davon, damit Sie mich nicht

für einen lauen Freund halten. Meine Gefühle bei dem Umschwung, den ich unter meinen Augen vor sich gehen sah, können Sie sich leicht vorstellen. Sie wissen, dass ich kein Republikaner war, und werden nicht erstaunt sein, dass ich noch keiner geworden. Was die Welt jetzt treibt und hofft, ist meinem Herzen völlig fremd, ich beuge mich vor dem Schicksal, weil ich zu schwach bin, ihm die Stirn zu bieten, aber ich mag ihm den Saum seines Kleides nicht küssen, um keinen nackteren Ausdruck zu gebrauchen . . . Dass ich einen Augenblick furchtbar bewegt wurde, dass es mir kalt über den Rücken und die Arme hinauf wie stechende Nadeln lief, Das wird Sie nicht verwundern. Nun, es ist vorüber gegangen. Auch war es sehr lästig, als ich rings um mich lauter alte Römergesichter sah, das Pathos an der Tagesordnung war, und Venedey ein Held des Tages. Gerne wollte ich aus dem mich beängstigenden Getümmel des öffentlichen Lebens wegflüchten, in den unvergänglichen Frühling der Poesie und der unvergänglichen Dinge, wenn ich nur besser gehen könnte und nicht so krank wäre. Aber meine Gebresten, die ich allenthalben mitschleppen muss, erdrücken mich schier, und ich glaube, Sie müssen sich sputen, lieber Freund, wenn Sie mich noch sehen wollen. Einstweilen herzliche Grüße. Weill

hat 16,000 Stimmen erhalten. Il a l'air député des talons jusqu' aux sourcils.

Heinrich Heine.

Paris, den 12. März 1848.

---

257. An Julius Campe.

Paris, den 25. April 1848.

Liebster Campe!

Ich schreibe Ihnen heute, um Sie auf Ihr vorletztes Schreiben und Ihr jüngstes vom 15. dieses nicht ganz ohne Antwort zu lassen, wenigstens in Bezug auf die in letzterem enthaltene Anfrage. Ich bin seit einigen Wochen kranker als je, und ohne die größte Anstrengung kann ich keine Zeile aufs Papier bringen. Auch diktieren kann ich nicht; denn seit 20 Tagen sind meine Kinnladen gelähmt, kann ohne Krämpfe nur halb hörbar Wenig sprechen, und dadurch, daſs ich nichts Konsistentes mehr kauen kann, bin in diesem Augenblick sehr schwach. Kann nicht mehr auf den Beinen stehen. —

Warum haben Sie also gewartet, warum hatte ich also keine Antwort voriges Jahr, als ich Ihnen meinen Prospekt zur Gesammtausgabe schickte? Damals war ich noch im Stande zu arbeiten. Warum

keine Antwort auf mein letztes Schreiben, wo ich um Quittung, Lebens und Sterbens wegen, dringend bat? Warum, während mir alle Freunde Zeichen der Theilnahme widmeten, obstinierten Sie, Campe, sich immer, meinen Krankheitszustand zu ignorieren? Waren Sie immer sicher, dass ich der thätigen Hilfe in solchem Zustande nicht manchmal bedürftig? Und sagte Ihnen Ihr Gewissen nie, dass Sie dazu moralisch einigermaßen verpflichtet gewesen sein möchten, wenn auch keine merkantilische Obligatio zu erfüllen war? Sein Sie in dieser Beziehung außer Sorge, es geht mir pekuniär noch nicht ganz schlecht, und ginge es ganz schlecht, so sind die Verpflichteten die Letzten, denen ich verpflichtet sein möchte in meinen letzten Tagen.

Ich hoffe dieser Tage im Stande zu sein, Ihnen in Bezug auf Ihr vorletztes Schreiben mehr zu sagen. Schicken Sie mir jedenfalls gleich Abschrift des oberwähnten Prospektus, und Ihre Wünsche in Betreff der Reihenfolge der Schriften sollen bei der Gesammtausgabe beachtet werden; hinzuschreiben kann ich jetzt leider Nichts mehr — warum warteten Sie?

Was die neue Auflage des ersten Theils der „Reisebilder“ und des ersten Theils des „Salons“ betrifft, so können Sie immerhin beide Bücher wieder so abdrucken, wie sie sind. Ich habe nie meine

Gesinnung geändert, und habe also auch seit der Februar-Revolution Nichts in meinen Büchern zu ändern. Die neue Auflage des ersten Reisebilderbands lassen Sie gefälligst nach der zweiten Auflage abdrucken, nicht nach der ersten. Die Gedichte im ersten Salontheile sind in den „Neuen Gedichten" bei erneuertem Druck manchmal verbessert, und ich bitte den Abdruck hiernach zu bewerkstelligen.

Ich habe mir unsägliche Mühe gegeben, meinen trostlosen Zustand meiner Mutter zu verbergen, und ich empfehle Ihnen ernsthafteste Diskretion. Vielleicht erspart der Himmel der alten Frau den Kummer, welchen ihr die Kenntnis meines Elends bereiten müsste. Desshalb darf auch meine Schwester Nichts wissen, und auch Diese habe ich immer zu täuschen gewusst. — Ich bleibe bis zum 7. Mai in der Heilanstalt, wo ich seit $2^1/_2$ Monat darniederliege, und ich begebe mich wieder, um die großen Unkosten zu sparen, nach meiner Wohnung Rue de Berlin No. 9, wohin Sie gefälligst Ihre Briefe adressieren wollen.

Ich werde, wie gesagt, Ihnen die nächste Woche schreiben — der Kranke rechnet immer auf bessere Tage. Mein Kopf ist frei, geistesklar, sogar heiter. Auch mein Herz ist gesund, fast lebenssüchtig, lebensgierig gesund — und der Leib so gelähmt, so maku-

laturig. Bin wie lebendig begraben. Sehe Niemand, spreche Niemand. — Schreiben Sie mir, was es Neues in Deutschland giebt. — Grüßen Sie mir mein junges Pathchen, Der kommt zu einer wunderlichen Zeit in die Welt! Leben Sie wohl, und sein Sie überzeugt, dass ich Ihnen des zeitlichen Wohles in Hülle und Fülle wünsche und Ihnen ohne Eigensüchtigkeit, wie immer, freundschaftlich ergeben bin.

Heinrich Heine.

---

258. An Julius Campe.

Paris, den 14. Mai 1848.

Ich bitte Sie, liebster Campe, die beiliegende Erklärung unverzüglich im „Hamburger Korrespondenten“ abdrucken zu lassen. Nur vage hörte ich von der Verunreinigung meines Namens reden, die Freunde verbargen mir die Blätter, und erst dieser Tage bekam ich den „Allg. Ztgs.“-Koth zu Gesicht. Trotzdem, dass ich noch blinder und elender bin, als vorige Woche, habe ich doch zur Feder gegriffen. Sobald die „Revue retrospective“ sich erklärt — sie hat die ministeriellen Papiere in Händen — theile ich Ihnen die Antwort mit.

Ihr Freund

H. Heine.

---

259. Erklärung.

Die „Revue Retrospective" erfreut seit einiger Zeit die republikanische Welt mit der Publikation von Papieren aus den Archiven der vorigen Regierung, und unter Anderem veröffentlichte sie auch die Rechnungen des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten während der Geschäftsführung Guizot's. Der Umstand, daſs der Name des Unterzeichneten hier mit namhaften Summen angeführt war, lieferte einen weiten Spielraum für Verdächtigungen der gehässigsten Art, und perfide Zusammenstellung, wozu keinerlei Berechtigung durch die „Revue Retrospective" vorlag, diente einem Korrespondenten der „Allgemeinen Zeitung" zur Folie einer Anklage, die unumwunden dahin lautet, als habe das Ministerium Guizot für bestimmte Summen meine Feder erkauft, um seine Regierungsakte zu vertheidigen. Die Redaktion der „Allgemeinen Zeitung" begleitet jene Korrespondenz mit einer Note, worin sie vielmehr die Meinung ausspricht, daſs ich nicht für Das, was ich schrieb, jene Unterstützung empfangen haben möge, „sondern für Das, was ich nicht schrieb." Die Redaktion der „Allgemeinen Zeitung," die seit zwanzig Jahren nicht sowohl durch Das, was sie von mir druckte, als vielmehr durch

Das, was sie nicht druckte, hinlänglich Gelegenheit hatte zu merken, dass ich nicht der servile Schriftsteller bin, der sich sein Stillschweigen bezahlen lässt — besagte Redaktion hätte mich wohl mit jener levis nota verschonen können. Nicht dem Korrespondenzartikel, sondern der Redaktionsnote widme ich diese Zeilen, worin ich mich so bestimmt als möglich über mein Verhältnis zum Guizot'schen Ministerium erklären will. Höhere Interessen bestimmen mich dazu, nicht die kleinen Interessen der persönlichen Sicherheit, nicht einmal die der Ehre. Meine Ehre ist nicht in der Hand des ersten, besten Zeitungskorrespondenten; nicht das erste, beste Tagesblatt ist ihr Tribunal; nur von den Assisen der Literaturgeschichte kann ich gerichtet werden. Dann auch will ich nicht zugeben, dass Großmuth als Furcht interpretiert und verunglimpft werde. Nein, die Unterstützung, welche ich von dem Ministerium Guizot empfing, war kein Tribut; sie war eben nur eine Unterstützung, sie war — ich nenne die Sache bei ihrem Namen — das große Almosen, welches das französische Volk an so viele Tausende von Fremden spendete, die sich durch ihren Eifer für die Sache der Revolution in ihrer Heimat mehr oder weniger glorreich kompromittiert hatten und an dem gastlichen Herde Frankreichs eine Freistätte

suchten. Ich nahm solche Hilfsgelder in Anspruch kurz nach jener Zeit, als die bedauerlichen Bundestagsdekrete erschienen, die mich, als den Chorführer eines sogenannten jungen Deutschlands, auch financiell zu verderben suchten, indem sie nicht bloß meine vorhandenen Schriften, sondern auch Alles, was späterhin aus meiner Feder fließen würde, im Voraus mit Interdikt belegten, und mich solchermaßen meines Vermögens uud meiner Erwerbsmittel beraubten, ohne Urtheil und Recht. Daſs mir die Auszahlung der verlangten Hilfsgelder auf die Kasse des Ministeriums der äußeren Angelegenheiten, und zwar auf die Pensionsfonds, angewiesen wurde, die keiner öffentlichen Kontrolle ausgesetzt, hatte zunächst seinen Grund in dem Umstand, daſs die andern Kassen dermalen zu sehr belastet gewesen. Vielleicht auch wollte die französische Regierung nicht ostensibel einen Mann unterstützen, der den deutschen Gesandtschaften immer ein Dorn im Auge war, und dessen Ausweisung bei mancher Gelegenheit reklamiert worden. Wie dringend meine königlich-preußischen Freunde mit solchen Reklamationen die französische Regierung behelligten, ist männiglich bekannt. Herr Guizot verweigerte jedoch hartnäckig meine Ausweisung und zahlte mir jeden Monat meine Pension, regelmäßig, ohne Unterbrechung. Nie be-

gehrte er dafür von mir den geringsten Dienst. Als ich ihm, bald nachdem er das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten übernommen, meine Aufwartung machte und ihm dafür dankte, dass er mir trotz meiner radikalen Farbe die Fortsetzung meiner Pension notificieren ließ, antwortete er mit melancholischer Güte: „Ich bin nicht der Mann, der einem deutschen Dichter, welcher im Exile lebt, ein Stück Brot verweigern könnte.“ Diese Worte sagte mir Herr Guizot im November 1840, und es war das erste und zugleich das letzte Mal in meinem Leben, dass ich die Ehre hatte, ihn zu sprechen. Ich habe der Redaktion der „Revue Retrospective“ die Beweise geliefert, welche die Wahrheit der obigen Erläuterungen beurkunden, und aus den authentischen Quellen, die ihr zugänglich sind, mag sie jetzt, wie es französischer Loyauté ziemt, sich über die Bedeutung und den Ursprung der in Rede stehenden Pension aussprechen.

Paris, den 15. Mai 1848.

Heinrich Heine.

260. An Julius Campe.

. Passy, den 7. Juni 1848.

Liebster Campe!

Seit 12 Tagen lebe ich hier auf dem Lande, elend und unglücklich über alle Maßen. Meine Krankheit hat zugenommen in einem fürchterlichen Grade. Seit 8 Tagen bin ich ganz und gar gelähmt, sodass ich nur im Lehnsessel und auf dem Bette sein kann; meine Beine wie Baumwolle und werde wie ein Kind getragen. Die schrecklichsten Krämpfe. Auch meine rechte Hand fängt an zu sterben, und Gott weiß, ob ich Ihnen noch schreiben kann. Diktieren peinigend wegen der gelähmten Kinnladen. Meine Blindheit ist noch mein geringstes Übel.

Vergebens wartete ich auf einen bessern Tag, um Ihnen Viel zu schreiben, und heute muss ich mich auf zwei Dinge beschränken.

1) Wenn ich nicht irre, ist die Jubilatemesse, wo das erste Halbjahr meiner Pension von Ihnen gezahlt werden soll, schon begonnen, und ich wünsche jetzt über die Summe zu verfügen. Aber wie? Giebt es noch in Paris einen Bankier, der eine Tratte auf Hamburg annimmt? Ich weiß nicht. Vielleicht Leo, und ich werde ihn fragen lassen. Für den Fall er die Tratte übernimmt, diene Ihnen dieser Brief

bereits als Advis. Der Geldverkehr mit dem Ausland ist hier äußerst schwierig. Fast alle Bankiers liquidieren und ziehen sich zurück.

2) Bitte ich Sie, mir über den längst mitgetheilten Plan der Reihenfolge meiner Schriften in der Gesammtausgabe ein Wort zu sagen. Ich wünsche hier mit Ihren buchhändlerischen Bedürfnissen Hand in Hand zu gehen. Ich habe über dieses Thema wieder neuerdings nachgedacht und schlage Ihnen jetzt vor:

Das ganze Material in 18 Bänden zu vertheilen, und in Lieferungen von 3 Bänden. Die erste Lieferung sei:

1. Theil, enthaltend: Die Harzreise und das Buch Legrand.
2. Theil, enthaltend: Die Nordsee und die erste Abtheilung der Italiänischen Reise.
3. Theil, enthaltend: Die zweite Abtheilung der italiänischen Reise und die dritte Abtheilung, nämlich die Bäder von Lukka.

Die zweite Lieferung bestände aus einem

4. Theil und enthielte: Fragmente über England und Shakespear's Frauen.
5. Theil: Die kleine Tragödie William Ratcliff, der Rabbi von Bacharach und Schnabelewopski.

6. Theil: Florentinische Nächte und die Gemälde-
ausstellung 1831 (Salon).

Die dritte Lieferung bestände aus dem

7. Theil, enthaltend: Die französischen Zustände
bis Anfang der einzelnen Briefe.
8. Theil: Dieser Rest der franz. Zustände. Die
Vorrede zu denselben. Die Vorrede zum
Kahldorf, so wie auch die Vorrede zum
ersten Theil des Salon.
9. Theil: Die Romantische Schule.

Die vierte Lieferung bestände aus dem

10. Theil: Zur Geschichte der deutschen Philosophie
und Literatur.
11. Theil: Elementargeister. Theaterbriefe.
12. Theil: Über Ludwig Börne.

Die fünfte Lieferung enthielte Vermischtes,
wie z. B.

13. Theil: Denunciant, Schwabenspiegel und Dergl.
14. Theil: Aufsätze aus der Allg. Zeitung ꝛc.
15. Theil: Die Tragödie Almansor, Übersetzung vom
Fragment Manfred und dergl. Gedichte.

Die sechste Lieferung endlich enthielte:

16. Theil: Buch der Lieder (ohne die Nordsee).
17. Theil: Neue Gedichte (reich vermehrt).
18. Theil: Atta Troll und Wintermärchen.

Billigen Sie, liebster Campe, diese Anordnung, so können Sie, mit genauer Bezugnahme auf die Einzeltitel, den Prospektus der Gesammtausgabe bereits selbst anfertigen. Ich bitte Sie, eilen Sie. Est periculum in mora.

Dadurch, dass ich die „Reisebilder“ und den „Salon“ unter anderen Titeln umgeschmolzen, leiste ich Ihnen gewiss einen Dienst in Bezug auf die älteren Ausgaben.

Meine Addresse ist: H. H.,
Grande rue No. 64 à Passy, près de Paris.

Schreiben Sie mir bald; auch wie es Ihnen dort geht, in dem Weltspektakel. Ich bin ein armer, sterbender Mann; arm in jeder Beziehung, und hab' kaum die Bedürfnisse und Kosten meiner Krankheit zu bestreiten. Es geht mir sehr schlecht. Möge es Ihnen besser und recht wohl und glückvoll ergehen. Das ist mein heißester Wunsch. — Ich denke, Sie approbieren den Prospektus, und wenn es mir möglich, schreib' ich Ihnen alsbald mehr. Heute halte ich kaum die Feder und sehe so miserabel schlecht. — Ich wiederhole Ihnen, kann ich auf Sie eine Tratte hier unterbringen, so dient Ihnen heutiger Brief sogleich als Advisbrief, der Wechsel sei nun an die Ordre von Peter oder Paul. — Welch ein schauderhaftes, verfluchtes Schicksal verfolgt doch die

deutschen Dichter! Möge sich auch Dieses in Deutschland ändern.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

---

261. An Julius Campe.

Passy, den 10. Juni 1848.

Liebster Campe!

Ich muss Ihnen dennoch wieder schreiben, so sauer es mir auch wird. Es war mir nicht möglich, eine Tratte auf Hamburg hier zur Einkassierung bei einem Bankier unterzubringen. Auch Herr Leo verlässt Paris. Und dennoch muss ich Geld haben. Meine Krankheit ist ein goldfressendes Thier, nicht bloß blutsaugend. Unter diesen Umständen bitte ich Sie, den Betrag mir in barem Gelde durch das Dampfboot direkt zuzuschicken. Die Napoleonsd'or sind in Hamburg leicht einzuwechseln, sind dort sogar nicht so theuer wie hier, und in dieser Geldsorte könnten Sie mir das Geld, wie gesagt, direkt hierherschicken, adressiert an Henri Heine, grande rue No. 64 à Passy, près de Paris. Wenn Sie keine Napoleonsd'or finden, so schicken Sie mir gefälligst den erwähnten Betrag in englischen Bank-

noten oder in einer Anweisung auf London, welches Papier hier am leichtesten zu negocieren.

Meine Krankheit habe ich meiner Mutter und Schwester, mit großer List, zu verheimlichen gewusst. Erstere darf Nichts wissen; denn trotz meines traurigen Zustandes kann ich die alte Frau vielleicht noch überleben, und ein Kummer wird ihr erspart. Meine Frau wünscht jedoch, dass ich meiner Schwester Etwas davon wissen lasse, damit sie ihr, wenn der dunkle Fall eintritt, Nichts vorwerfen. Ich gestatte Ihnen daher, mit gehöriger Schonung, meine Schwester über meine wahre Lage in Kenntnis zu setzen. Helfen kann sie mir nicht. Hier sehen möchte ich sie ebenfalls nicht. Ich ersuche Sie bloß, an Max, meinen Bruder, die Verschlimmerung meines Zustandes zu melden; auch die Adresse Desselben wünsche ich unverzüglich zu haben; vielleicht schreibe ich ihm selbst.

Schreiben Sie mir bald. Verfertigen Sie, nach der mitgetheilten Anordnung, selber den Prospektus der Gesammtausgabe und schicken Sie mir denselben zur Genehmigung so bald als möglich — denn ich stehe jetzt sehr schlecht, oder vielmehr gar nicht; meine Beine sind wie Baumwolle. Und meine armen Augen!

Ihr Freund

H. Heine.

262. An Julius Campe *).

Passy, den 9. Juli 1848.

Liebster Campe!

Ich bin ohne Antwort auf meine jüngsten Briefe, und doch muss ich Bescheid haben, sowohl in Bezug auf den Anordnungsentwurf, den ich Ihnen mitgetheilt, als auch in Bezug auf das Geld, das ich von Ihnen zu empfangen wünsche; letzteres um so dringender einfordernd, da meine schauderhafte Krankheit mit so vielen Kosten ungewöhnlicher Art mich bedrückt und ich jetzt die paar Pfennige, auf welche ich ein liquides Recht besitze, um so nöthiger habe, da mir in diesem Augenblick so verflucht Wenig geschenkt wird von Leuten, die wohl den Beruf fühlen sollten, mir jetzt manche wohlverdiente Vergütigung zufließen zu lassen, auf die ich in besseren Zeiten gern verzichten konnte. Unter diesen Umständen wiederhole ich Ihnen, was ich in meinen vorletzten Briefen, von den Bitternissen der Krankheit gestachelt, gewiss fasslich genug insinuiert; ich meine, was ich Ihnen vor etwa 4 Monat schrieb.

---

*) Dies ist der letzte ausführliche, von Heine eigenhändig geschriebene Brief. Die folgenden sind, — einzelne Bleistift-Postskripte abgerechnet, — mit Ausnahme der durch ein † angemerkten, nur von Heine unterzeichnet, im Übrigen aber diktiert.

Wie ich höre, kann man wieder bei einigen Bankiers auf Hamburg trassieren, und ich will morgen zu Herrn v. Rothschild schicken, um zu wissen, ob dieselben mir die Summe, die Sie mir zu zahlen haben, negocieren wollen. Ich kann, wie ich Ihnen gesagt, nicht mehr ausgehen und mich nicht vom Stuhl erheben, und muss daher brieflich alle Geschäfte betreiben. Nehmen die Herrn v. Rothschild die besagte Tratte, so diene dieser heutige Brief Ihnen als Advis. Ich bitte Sie dringendst, lassen Sie mich nicht lange ohne Bescheid auf den andern Gegenstand, nämlich die Anordnung, den Prospektus, den Sie jetzt, wo ich noch einige Athemzüge, einige Geistbläschen, in der Nase habe, nach Ihren Wünschen gemodelt sehen können; wenn ich todt bin, bereuen Sie solche Zögerung gewiss. Das Schreiben wird mir höllisch sauer. Desshalb kann ich mich noch nicht aussprechen über Ihren Wunsch, meine Gedichte unter einem Gesammttitel vereinigt herauszugeben. Warten Sie damit. In der Gesammtausgabe geschieht Dieses von selbst, und ich kann da noch den letzten versificierten Blutstropfen meiner Muse einfließen lassen. Genug, Sie verlieren Nichts durch solche Zögerung. — Unterdessen mache ich Sie drauf aufmerksam, dass vor geraumer Zeit in einem radikalen Almanach von Püttmann und im

Morgenblatt (1846, August?) und an andern Orten Gedichte von mir gedruckt worden, wovon ich eine Kopie zu haben wünschte. — Ob z. B. die Spottgedichte auf die Rülpse von Baiern und Preußen nochmals in einer Sammlung von Ihnen gedruckt werden können, möchte ich gern wissen.

Könnte ich Sie nur auf einigen Stunden mal hier sprechen! welche Erleichterung! Und die Eisenbahnen machen eine Vergnügungsreise nach Paris zu einem wahren Katzensprung. Der Raum existiert nicht mehr. Meine Krankheit wird täglich unerträglicher, und ich schreibe nur mit äußerster Anstrengung. Kann die eignen Schriftzüge nicht sehen. Dabei aber geistig stark, geweckt, ja geweckt wie ich es nie vorher gewesen. Viel geht mit mir zu Grabe, was die Menschen erfreut hätte; aber da ist nicht zu jammern.

Ich bitte, schreiben Sie mir so bald als möglich Antwort auf den Entwurf und setzen Sie den Druck fest, wenn Sie mit dem Entwurf einverstanden.

Über die Zeitereignisse sag' ich Nichts; Das ist Universalanarchie, Weltkuddelmuddel, sichtbar gewordener Gotteswahnsinn! Der Alte muss eingesperrt werden, wenn Das so fort geht. — Das haben die Atheisten verschuldet, die ihn toll geärgert.

Leben Sie wohl. Grüßen Sie mir mein Pathchen, auch die Frau Mutter, meine Gevatterin, und seien Sie überzeugt, dass ich Ihnen mit Freundschaft ergeben bin.

H. Heine.

---

263. An Julius Campe.

Paris, den 15. Januar 1849.

Liebster Campe!

Ich habe von Tag zu Tag zu schreiben gezögert, schon aus dem Grunde, weil ich Ihnen eine Besserung meines Zustandes zu melden verhoffte. — Leider geht es aber noch immer sehr schlecht; seit sieben Monaten hab' ich das Bett nicht verlassen, beständig auf dem Rücken liegend, wo mir vier Wunden eingebrannt worden, die meine Rückgratskrämpfe etwas gemildert. Ich bin fast ganz blind und sehr schwach. Meine Ärzte geben mir jedoch Hoffnung. Ich werde zwar nie mehr mit meinen Füßen gehen können, aber dennoch transportabel sein. — Wenn Dieses in diesem Frühjahre der Fall sein mag, so lass' ich mich nach Hamburg transportieren, um dort in einem ruhigen Winkel meine Tage zu beschließen. Wenigstens hab' ich da den

Vortheil, dass ich Ihnen nicht mehr zu schreiben brauche. Da ich Ihnen auch jetzt nicht eigenhändig schreiben kann, und mich in diesem Augenblicke sogar einer ausländischen Feder bedienen muss, so beschränke ich mich auf das Allernöthigste, und mein heutiger Brief bezweckt zunächst Ihnen zu melden, dass ich wieder den Betrag meiner Semester-Pension an die Ordre der HH. Rothschild Frères auf Sie trassiere. — Ich habe, obgleich dieses Semester längst abgeflossen, bis heute mit dem Trassieren gewartet, die dortigen Wirrnisse beachtend, und ich würde auch heute noch nicht trassieren, wenn ich nicht des Geldes gar zu bedürftig wäre. Sie haben keinen Begriff davon, wie Viel mir meine Krankheit kostet, obgleich ich nicht einmal alle meine Bedürfnisse befriedige, und mir Vieles versage, das mir in meinem traurigen Zustande nothwendig wäre. Es wäre Vieles hierüber zu sagen, aber ich schweige. Dass ich von Ihnen keinen Brief erhalte, auch in Bezug auf die Gesammtausgabe Nichts von Ihnen vernommen habe, ist mir sehr begreiflich, da unterdessen eine ganze Welt zusammengestürzt ist und Sie einige Ries Papier bedürften, wenn Sie jetzt Ihre Gedanken mit mir austauschen wollten. Deutschland hat eine schreckliche Zeit überstanden, und ich glaube, dass ihr euch aus dem Chaos jetzt allmählich wieder hervorwühlen

könnt. Ich gehöre nicht zu den Pessimisten. — Wie gesagt, ich hege die Hoffnung, Sie dieses Frühjahr wieder zu sehen und mündlich mit Ihnen zu verkehren. Ich bitte Sie jedoch, lassen Sie mich unterdessen nicht ganz ohne Briefe, und melden Sie mir insbesondere, ob Sie nicht schon jetzt mit dem Druck der Gesammtausgabe beginnen wollen, da doch schon jetzt der Markt stiller wird. Die Tagesereignisse haben dem Succeß unserer Gesammtausgabe gewiß sehr vorgearbeitet, und wie ich aus guten Quellen weiß, ist mein Name in Deutschland noch populärer geworden, als er früher war. Schreiben Sie mir bald; meine Adresse ist: Rue d'Amsterdam No. 50 à Paris. Grüßen Sie mir alle dortigen Freunde, sowie auch unbekannter Weise Ihre Frau Gemahlin. Ihr Junge wird hoffentlich gedeihen, und ich widme ihm meine besten Wünsche. — Sie glauben kaum, wie sehr ich mich danach sehne, das Vaterland wieder zu sehen.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

Mußte den Brief von einem Franzosen schreiben lassen und kann ihn nicht ganz lesen; sobald ich einen deutschen Schreiber habe, schreib' ich Ihnen mehr.

264. Berichtigung.

Deutsche Blätter, namentlich die Berliner „Haude- und Spener'sche Zeitung", haben über meinen Gesundheitszustand, sowie auch über meine ökonomischen Verhältnisse, einige Nachrichten in Umlauf gesetzt, die einer Berichtigung bedürfen. Ich lasse dahingestellt sein, ob man meine Krankheit bei ihrem rechten Namen genannt hat, ob sie eine Familienkrankheit (eine Krankheit, die man der Familie verdankt) oder eine jener Privatkrankheiten ist, woran der Deutsche, der im Auslande privatisiert, zu leiden pflegt, ob sie ein französisches ramollissement de la moëlle épinière oder eine deutsche Rückgratschwindsucht ist — so Viel weiss ich, dass sie eine sehr garstige Krankheit ist, die mich Tag und Nacht foltert, und nicht bloß mein Nervensystem, sondern auch das Gedankensystem bedenklich erschüttert hat. In manchen Momenten, besonders wenn die Krämpfe in der Wirbelsäule allzu qualvoll rumoren, durchzuckt mich der Zweifel, ob der Mensch wirklich ein zweibeinigter Gott ist, wie mir der selige Professor Hegel vor fünfundzwanzig Jahren in Berlin versichert hatte. Im Wonnemond des vorigen Jahres musste ich mich zu Bette legen, und ich bin seitdem nicht wieder aufgestanden. Unter-

dessen, ich will es freimüthig gestehen, ist eine große Umwandlung mit mir vorgegangen. Ich bin kein göttlicher Bipede mehr; ich bin nicht mehr der „freieste Deutsche nach Goethe“, wie mich Ruge in gesündern Tagen genannt hat; ich bin nicht mehr der große Heide Nr. II, den man mit dem weinlaubumkränzten Dionysus verglich, während man meinem Kollegen Nr. I den Titel eines großherzoglich Weimar'schen Jupiters ertheilte; ich bin kein lebensfreudiger, etwas wohlbeleibter Hellene mehr, der auf trübsinnige Nazarener heiter herablächelte — ich bin jetzt nur ein armer todtkranker Jude, ein abgezehrtes Bild des Jammers, ein unglücklicher Mensch! So Viel über meinen Gesundheitszustand aus authentischer Leidensquelle. Was meine Vermögensverhältnisse betrifft, so sind sie, ich gestehe es, nicht überaus glänzend; doch die Berichterstatter der oberwähnten Tagesblätter überschätzen meine Armuth, und sie sind von ganz besonders irrthümlichen Annahmen befangen, wenn sie sich dahin aussprechen, als habe sich meine Lage dadurch noch verschlimmert, daß mir die Pension, die ich von meinem seligen Oheim Salomon Heine genossen, seit dem Ableben Desselben entzogen oder vermindert worden sei. Ich will mich mit der Genesis dieses Irrthums nicht befassen, Erörterungen vermeidend,

die ebenso kummervoll für mich wie langweilig für Andere sein möchten. Aber dem Irrthum selbst muss ich mit Bestimmtheit entgegentreten, damit nicht mein Stillschweigen einerseits die Freunde in der Heimat beunruhige, andrerseits nicht einer Verunglimpfung Vorschub leiste, die just das edelste Gemüth träfe, das jemals sich mit schweigendem Stolze in einer Menschenbrust verschlossen hielt. Trotz meiner Abneigung gegen Besprechung persönlicher Bezüge finde ich es dennoch angemessen, folgende Thatsachen hier hervorzustellen: Die in Rede stehende Pension ist mir seit dem Ableben meines Oheims Salomon Heine, ruhmwürdigen Andenkens, keineswegs entzogen noch vermindert worden, und sie wurde immer richtig bei Heller und Pfennig ausgezahlt. Der Verwandte, der mit diesen Auszahlungen belastet steht, hat mir, seitdem sich mein Krankheitszustand verschlimmert, noch außerordentliche trimestrielle Zuschüsse angedeihen lassen, die, zu gleicher Zeit mit der Pension ausgezahlt, den Betrag derselben fast auf das Doppelte erhöhten. Derselbe Verwandte hat ferner durch eine großmüthige Stipulation zu Gunsten des vieltheuern Weibes, das mit mir ihre irdische Stütze verliert, auch die bitterste aller Sorgen von meinem Krankenlager verscheucht. Mancherlei Anfragen und Anträge, die in liebreichen, jedoch

mitunter sehr fehlerhaft adressierten Zuschriften aus der Heimat an mich ergingen, dürften in obigen Geständnissen ihre Erledigung finden. Den Herzen, welche verbluten im Vaterland, Gruß und Thräne!

Geschrieben zu Paris (Rue d'Amsterdam No. 50), den 15. April 1849.

Heinrich Heine.

---

265. An Julius Campe.

Paris, den 30. April 1849.

Liebster Campe!

Ich habe immer vergebens auf einen guten Tag gewartet, um Ihnen zu schreiben, und heute muss ich mich trotz meiner Leiden entschließen, die Feder — zur Hand nehmen zu lassen. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie dringend ich Briefe von Ihnen erwarte, und ich bitte Sie, mir doch bald zu schreiben. Ich begreife sehr gut Ihr Stillschweigen; ich weiß, wenn sich der Stoff zu sehr angesammelt hat, kommt man gar nicht zum Schreiben. Sie müssen mir durchaus bald in Bezug auf die Gesammtausgabe antworten. Ich bin sehr krank, und bei längerer Zögerung ist es mehr als wahrscheinlich, dass ich den Druck nicht erlebe. Ich bitte

Sie daher, auf zwei Punkte besonders bedacht zu sein: nämlich erstens, während ich noch nicht die Augen auf immer geschlossen habe, die Reihenfolge der verschiedenen Schriften, welche die Gesammtausgabe bilden, mit mir zu verabreden, und zu diesem Behufe habe ich Ihnen längst, ich glaube schon im vorigen April, einen Prospektus geschickt. Ich werde Ihre Wünsche bei solcher Reihenfolge mit Vergnügen erfüllen, wie ich denn immer Ihren merkantilischen Interessen meine literärischen Bedenken unterordnete. Ich glaube nicht, dass Freunde, die als Herausgeber meiner Werke auf ihr eigenes Gewissen angewiesen wären, nach meinem Tode zu Ihren Gunsten eine solche Toleranz üben dürften. Zweitens bitte ich Sie daher (und Das ist der andere Hauptpunkt), dass wir uns jetzt darüber einigen, welche Personen ich eventualiter, im Falle ich vor dem Druck der Gesammtausgabe sterbe, mit der Herausgabe derselben testamentarisch betraue. Sie merken also, liebster Campe, dass ich Letzteres noch nicht definitiv gethan habe; ich habe mich erst mit Ihnen darüber besprechen wollen, da Sie, ebenso gut wie Andere, die ich zu Herausgebern wählen möchte, mein Freund sind, und ich für Niemand so große Freundschaft hätte, als dass ich in solcher Beziehung Etwas thun möchte, was Ihnen missfällig

wäre. Wenn ich nicht befürchten müsste, dass die Verleger-Interessen mit den Interessen meines Namens in gar zu bedenkliche Kollisionen gerathen könnten, so würde ich gewiss den Freund Julius Campe mit der Vertretung dieser letzteren belasten, und ich würde mich um meine Bücher gar nicht mehr bekümmern. Aber die wichtigste Stimme in dieser Sache soll Ihnen verbleiben, und ich will nur Den wählen, der Ihnen genehm ist. Ich habe zu seiner Zeit mit Laube gesprochen; ist er Ihnen recht? Die Zeiten verändern so sehr die Menschen, und man beschuldigt ihn großer Umwandlungen. Ich habe an Detmold gedacht. Ist Der Ihnen recht? Ich habe ihm noch kein Wort in dieser Beziehung geschrieben, wie ich denn überhaupt seit 3 Jahren mit ihm in keinem Briefwechsel gestanden habe und also nicht weiß, was er jetzt macht. Sagen Sie mir Ihre bestimmte Meinung. Mein Bruder Max wäre wohl der Geeignetste, und mir der Liebste; aber er lebt in Russland. Ich bin sehr krank, ich diktiere Ihnen unter den größten Schmerzen, und vielleicht bin ich bald nicht mehr im Stande, mich auch geistig zu manifestieren; Sie müssen daher eilen, mit mir die obigen zwei Punkte freundschaftlich abzureden. Seien Sie versichert, dass das liebreichste Wohlwollen für Sie mich beseelt. —

Anbei erhalten Sie eine „Berichtigung“ *), die ich an die Allgemeine Zeitung, sowie auch an die Haude- und Spener'sche Zeitung geschickt habe; sollten diese Blätter, die ich hier nicht kontrollieren kann, besagte „Berichtigung“ nicht abgedruckt haben, so bitte ich Sie dafür zu sorgen, dass sie anderwärts aufgenommen wird. Ich kann kein Inserat bezahlen, ich bin zu arm. Ich habe jedoch, wie Sie in jener „Berichtigung“ sehen, die Glorie einer allzugroßen Dürftigkeit ablehnen müssen, um nicht von ungeschickten Freunden kompromittiert zu werden. Sie merken wohl, von welchen täppischen Manifestationen ich bedroht war, und warum ich die Freunde in Deutschland in Bezug auf meine finanzielle Lage zu beruhigen suchte. Ihnen aber kann ich und muss ich gestehen, dass sie noch immer sehr schlecht ist, und ich wünschte sehr, dass sich Ihr erfindungsreicher Geist mit der Verbesserung derselben eben so eifrig beschäftigte, wie mit der Erweiterung meines Ruhmes, der mir leider nicht so Viel eingebracht hat, als dass ich auf dem Sterbebette ohne Sorgen dahinschlummern könnte. Sie haben keinen Begriff davon, wie entsetzlich viel Geld meine Krankheit täglich auffrisst. Und dabei weiß ich nicht, wie lange Das noch

*) Unter Nr. 264 abgedruckt.

dauern kann! Nie haben die Götter, oder vielmehr der liebe Gott (wie ich jetzt zu sagen pflege), einen Menschen ärger heimgesucht. Nur zwei Tröstungen sind mir geblieben und sitzen kosend an meinem Bette: meine französische Hausfrau und die deutsche Muse. Ich knittele sehr viel' Verse, und es sind manche darunter, die wie Zauberweisen meine Schmerzen kirren, wenn ich sie für mich hin summe. Ein Poet ist und bleibt doch ein Narr!

Unterdessen leben Sie wohl und behalten Sie lieb

Ihren getreuen Freund

Heinrich Heine.

---

266. An Julius Campe.

Paris, den 30. Juni 1849.

Liebster Campe!

Ich bin noch immer ohne Antwort von Ihnen auf meinen letzten Brief, und ich bitte Sie recht dringend, mir über den Inhalt desselben Bestimmtes zu schreiben. Es haben freilich seitdem wieder große Stürme in Deutschland umhergetos't, und damit möchte ich wohl Ihre Saumseligkeit beschönigen. Aber jetzt, wo wir wieder ins alte Geleise zurück-

kehren, können Sie auch an mich reiflicher und thätiger denken.

Der Zweck meines heutigen Briefes ist eine Advisgabe über meine Semester-Pension, welche ich heute, einen Monat nach dato zahlbar, an die Ordre der HH. Rothschild Frères, auf Sie trassiere. — Mir geht es, theuerster Freund, noch immer herzlich schlecht und ich leide Tag und Nacht die unleidlichsten Schmerzen. Ich vereinsame sehr, weil viele meiner Feunde Paris verlassen. Es wird mir nachgerade sehr unheimlich an hiesigem Orte. Wäre ich transportabel, so käme ich nach Hamburg; aber das feuchtkalte Wetter, und die noch feuchtkältern Menschen alldort, dürften mir nicht sehr heilsam sein. — Leben Sie wohl, grüßen Sie von mir Madame Campe, und herzen Sie in meinem Namen recht liebreichst Ihr Söhnlein. Schreiben Sie mir bald und Viel.

Ihr freundschaftlichst ergebener

Heinrich Heine.

---

267. An Julius Campe.

Paris, den 16. November 1849.

Ich bin noch immer ohne Nachrichten von Ihnen, doch ist Dieses nicht der Grund, warum

ich heute schreibe oder vielmehr schreiben lasse, eine Operation, die mir in diesem Augenblick, wo ich an den furchtbarsten Krämpfen leide, sehr penibel ist. Meine Krankheit ist halsstarriger, als ich erwartete, und ich leide außerordentlich viel. Sie haben außerdem keine Idee davon, wie kostspielig meine Schmerzen. Dass ich mich unter diesen Umständen noch anstrengen muss, die Mittel zu diesen Ausgaben herbeizutrommeln, ist entsetzlich. Ich würde Ihnen zum Beispiel heute nicht schreiben, und nicht meinen Krampfzustand erhöhen, wenn mich nicht die Finanznoth dazu triebe. Ich muss nämlich Ihnen heute Advis geben, dass ich die noch in diesem Jahr fällige Summe bereits heute auf Sie trassiere, und zwar einen Monat nach dato, und an die Ordre von Rothschild Frères, wie gewöhnlich; ich hätte gern mit dieser Tratte noch gezögert, da ich wohl weiß, dass Dieses keine sehr barschaftliche Epoche für Sie ist, und Ihnen erst nach dem neuen Jahr die vielen Gelder einkommen, aber, wie gesagt, meine Ausgaben übersteigen alle meine Erwartung, und ich weiß nicht, wie ich dieses Jahr auch finanziell zu Ende leben kann. Denken Sie darüber nach, wie Sie mir einen Zuschuss von etwa 1000 mk Bco. einleiten könnten, ohne dass ich dadurch meine Lage aggraviere. Mein Vetter hat unter den obwaltenden

Verhältnissen genug gethan, und von dieser Seite kann und will ich Nichts mehr in Anspruch nehmen. Betteln ist eine sehr unangenehme Sache, betteln aber und Nichts bekommen ist noch unangenehmer, und völliges Mangelleiden wäre solcher Unannehmlichkeit vorzuziehen; ich habe daher auf solcherlei Ressource ein für alle Mal resigniert. Die Kosten meiner Agonie, liebster Campe, dürften Ihnen fabelhaft erscheinen. Es ist schon theuer genug, in Paris zu leben; aber in Paris sterben ist noch unendlich theurer. Und dennoch könnte ich jetzt daheim in Deutschland oder in Ungarn so wohlfeil gehenkt werden! Beifolgendes Gedicht*) habe ich vor vier Wochen geschrieben; ich bitte Sie, geben Sie es dort in Druck mit meinem Namen, als fliegendes Blatt, oder in einem Journal, wodurch es ins Publikum kömmt; da es nämlich hier in einigen unkorrekten Abschriften kursiert, müssen wir jeder korrumpierten Publikation zuvorkommen. Außerdem ist es ein wahres Tagesgedicht, eine momentane Stimmung schildernd. Ich habe viel' und mitunter große Gedichte gemacht, die ich kaum leserlich mit Bleistift aufs Papier kritzle. Wenn ich sie aber aus dieser Form nothdürftig korrekt diktieren soll, so ist

*) Im Oktober 1849. Band XVIII, S. 177 ff.

Das bei dem leidenden Zustand meiner Augen eine gräßlich peinigende Operation, die, wie begreiflich, meinen Nerven nicht sehr zuträglich ist. Es ist also im wahren Sinn des Wortes mein versificiertes Lebensblut, was ich solchermaßen gebe. — Meine Frau ist gefallen, und hat sich den Fuß verrenkt, so daß sie schon seit vierzehn Tagen zu Bette liegt.

Die Ihrigen lasse ich freundschaftlich grüßen, so wie auch den jungen Herrn, meinen künftigen Verleger.

Ihr Freund

H. Heine.

---

268. An H. Lassalle in Breslau *).

Paris, den 30. April 1850.

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Von Ihrem Sohne habe ich keine Nachricht und bin sehr begierig, Etwas von ihm zu erfahren. Ich möchte sein Gesicht sehen, wenn ihm zu Ohren

---

*) Von diesem, an den Vater Ferdinand Lassalle's gerichteten Briefe ist uns nur der hier abgedruckte Schluß mitgetheilt.

kommt, dass ich, aller atheistischen Philosophie satt, wieder zu dem demüthigen Gottesglauben des gemeinen Mannes zurückgekehrt bin. Es ist in der That wahr, was das Gerücht, obgleich mit Übertreibung, von mir verbreitet hat. Hat Ferdinand noch etwas innere Geistesruhe, so dürfte auch bei ihm diese Nachricht ein heilsames Nachdenken hervorbringen. Und nun leben Sie wohl, melden Sie mir bald eine erfreuliche Nachricht und genehmigen Sie die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

Heinrich Heine.

---

269. An Julius Campe.

Paris, den 1. Juni 1850.

Liebster Campe!

Ich mache Ihnen hiermit Anzeige, dass ich das im verflossenen Monat fällige Semester meiner Pension auf Sie trassiert habe. Es ist aber nicht genug, liebster Campe, dass Sie Ihre merkantilischen Verpflichtungen gegen mich erfüllen, was freilich für mich von großer Wichtigkeit und auch sehr löblich ist: Sie sollten sich auch bestreben, den moralischen Obliegenheiten nachzukommen, womit Sie nicht minder belastet sind, und die Sie durch Ihr Stillschweigen

fast frevelhaft verabsäumen. Da ich die Gründe Ihres langjährigen Zögerns in Beantwortung der wichtigsten Anfragen durchaus nicht kenne, so darf ich dieselben nicht von vornherein allzu herbe verdammen, aber soviel weiß ich, daſs Sie durch Ihre Zögernis meinen literärischen Interessen großen Schaden zugefügt und vielleicht unverantwortliche und unwiederbringliche Zerstörnisse verursacht haben. In einer Zeit, wo in der Außenwelt die größten Revolutionen vorfielen, und auch in meiner inneren Geisteswelt bedeutende Umwälzungen stattfanden, hätte schnell ins Publikum gefördert werden müssen, was geschrieben vorhanden lag, nicht weil es sonst für das Publikum minder kostbar geworden wäre, sondern weil ich es jetzt nicht mehr herausgeben durfte aus freiem Willen, wenn ich nicht eine Sünde gegen den heiligen Geist, einen Verrath an meinen eignen Überzeugungen, jedenfalls eine zweideutige Handlung begehen wollte. Ich bin kein Frömmler geworden, aber ich will darum doch nicht mit dem lieben Gott spielen; wie gegen die Menschen, will ich auch gegen Gott ehrlich verfahren, und Alles was aus der frühern blasphematorischen Periode noch vorhanden war, die schönsten Giftblumen hab' ich mit entschlossner Hand ausgerissen, und bei meiner physischen Blindheit vielleicht zugleich manches

unschuldige Nachbargewächs in den Kamin geworfen. Wenn Das in den Flammen knisterte, ward mir, ich gestehe es, gar wunderlich zu Muthe; ich wusste nicht recht mehr, ob ich ein Heros oder ein Wahnsinniger sei, und neben mir hörte ich die ironisch tröstende Stimme irgend eines Mephistopheles, welche mir zuflüsterte: „Der liebe Gott wird dir das Alles weit besser honorieren, als Campe, und du brauchst jetzt nicht mit dem Druck dich abzuquälen, oder noch gar vor dem Drucke mit Campe zu handeln wie um ein Paar alte Hosen.“ Ach, liebster Campe, ich wünsche manchmal, Sie glaubten an Gott, und wär' es auch nur auf einen Tag; es würde Ihnen dann aufs Gewissen fallen, mit welchem Undank Sie mich behandeln zu einer Zeit, wo ein so grauenhaftes und unerhörtes Unglück auf mir lastet. — Schreiben Sie mir bald Antwort, ehe es zu spät ist. Liegt Ihrer Schreibsäumnis irgend eine politische Hesitation oder ein merkantilisches Bedenken zum Grunde, so sagen Sie es aufrichtig, und ich will die gehörigen Instruktionen hinterlassen für den Fall, dass ich vor dem Beginn des Drucks meiner Gesammtausgabe das Zeitliche segne. Erschrecken Sie nicht über das Wort „das Zeitliche segnen“; es ist nicht pietistisch gemeint; ich will damit nicht sagen, dass ich das Zeitliche mit dem Himmlischen

vertausche, denn wie nahe ich auch der Gottheit gekommen, so steht mir doch der Himmel noch ziemlich fern; glauben Sie nicht den umlaufenden Gerüchten, als sei ich ein frommes Lämmlein geworden. Die religiöse Umwälzung, die in mir sich ereignete, ist eine bloß geistige, mehr ein Akt meines Denkens, als des seligen Empfindelns, und das Krankenbett hat durchaus wenig Antheil daran, wie ich mir fest bewusst bin. Es sind große, erhabene, schauerliche Gedanken über mich gekommen, aber es waren Gedanken, Blitze des Lichtes, und nicht die Phosphordünste der Glaubenspisse. Ich sage Ihnen Das besonders in der Absicht, damit Sie nicht wähnen, ich würde, wenn ich auch selber die Gesammtausgabe besorge, in unfreier Weise Etwas darin ausmerzen; quod scripsi, scripsi.

Ihr freundschaftlich ergebener

Heinrich Heine.

---

270. An Julius Campe.

Paris, den 28. September 1850.

Liebster Campe!

Das beste Epitethon, das ich Ihrem Stillschweigen beilegen kann, ist, daß es kindisch ist. Ja,

kindisch, und es erinnert an die primitiven Zeiten, wo Sie mit Ihrem Patroklus Merckel mir Makaronen durchs Fenster ins Zimmer warfen *), ich glaube auf dem Valentinskamp. Seit einigen Monaten wird mir von mehreren Seiten gemeldet, daſs Sie hierher nach Paris kämen. Ich glaube nicht daran, obgleich ich es sehr wünsche. Lassen Sie doch das kindische Stillschweigen; wir sind beide längst aus dem Knabenalter getreten. Was die nächsten Kundgebungen betrifft, die ich von Ihnen erwarte, so brauche ich wohl heute nicht wieder darauf zurückzukommen. Sie haben sich, wie ich höre, in Bezug auf Laube geäußert, ich wäre ganz von ihm abhängig. Sie irren sich; ich brauche Ihnen nur zu sagen, daſs ich sein Buch über das Parlament gelesen habe. Vor Schrecken standen mir die Haare zu Berge. Es giebt wirklich Dinge unter dem Monde, die ich nicht verstehe. Es fehlt mir hier sehr an deutschen Büchern, und Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir mit Übersendung von Büchern, die ich Ihnen pünktlich zurückschicken könnte, auszu-

*) Es sind die Pfeffernüsse gemeint, von denen in Heine's Brief vom 2. Juli 1835 (S. die Anm. auf S. 30 des vorhergehenden Bandes) die Rede ist, und von denen Campe einen Theil gegen Heine's Fenster warf, um ihn herunterzulocken.

helfen wüssten. Ich habe z. B. im Augenblick folgende nothwendig, die ich hier nicht auftreiben kann: das Buch, welches Bülow über H. von Kleist jüngst herausgegeben, Flögel's Geschichte der komischen Literatur, und die Kronwächter, erster und zweiter Theil, von Achim von Arnim. Haben Sie seit dem Höög- und Häwel-Book *) etwas Belehrendes oder Gutes verlegt, so theilen Sie es mir mit; auch den Katalog eines dortigen guten Antiquars wünschte ich zu haben. — Sie haben keinen Begriff davon, wie sehr sich das Personal der Deutschen hier in Paris noch verschlimmert hat. Wenn ich Wihl mit großem Vergnügen hier sehe, so ist Das, weil er wirklich vor den Andern emporragt, durch Anständigkeit, und ich habe ihm auch wohl noch manche zu herbe Beleidigung zu vergüten.

Wie freundlich und zuvorkommend Freund Hebbel sich auch gegen mich benommen hat, so kann ich ihm doch bis jetzt noch keinen Geschmack abgewinnen. Herr Stahr und Mademoiselle Lewald sind hier zum Besuche, und ich sah sie mit Vergnügen. Ich lese jetzt Dessen italiänische Reise, so wie auch die Jung'sche

---

*) Eine wie geringe Meinung Heine von dem Werth obigen Buches hegte, zeigt sich in einer Bemerkung seines Briefes vom 1. December 1827. (Sämmtliche Werke, Bd. XIX, S. 322).

Geschichte der Frauen; finde Beides sehr bedeutend. Ich bin freilich nicht einverstanden mit dem Weiber-Emancipations-Enthusiasmus im letzteren Buche, denn ich bin selbst zu sehr verheirathet. Wüsste ich bestimmt, dass Sie mir antworteten, so würde ich Sie um Nachrichten über Ihr häusliches Wohlergehn bitten, und einige Empfehlungen für Madame Campe hinzufügen. —

Schreiben Sie mir bald; Ihr Stillschweigen hat mir viel geschadet und auch Ihnen wird mittelbar kein Nutzen daraus erwachsen; denn nachdem ich Sie vergebens angegangen, eine Kombination zu finden, wodurch Sie mir hilfreich unter die Arme greifen könnten, ohne dabei selbst zu große Opfer bringen zu müssen, hat die Gewalt der Umstände mich genöthigt, den Diensterbietungen Anderer wenigstens schon ein halbes Ohr zu schenken; ich habe Nichts beschlossen, aber Viel angehört, und da Sie mich weder als Charlatan noch als Lügner kennen, so dürfen Sie mir wohl auf mein Wort glauben, wenn ich Ihnen sage, dass ich mich mit einem Federzug aus allen meinen Nöthen reißen könnte, vorausgesetzt, dass es Julius Campe's ernstliche Absicht wäre, meine billigsten Ansprüche unbeachtet zu lassen. Sie kennen den Zustand meiner Finanzen; Sie wissen, dass Karl Heine's Großmuth kaum bis an die

Waden meiner Bedürfnisse reicht, und Sie können daher leicht ermessen, dass ich den Beschlüssen der Nothwendigkeit Folge leisten muss.

Doch wozu überflüssige Worte? Sie wissen, ich habe das „Buch der Lieder" Ihnen nicht angepriesen, ehe es gedruckt war; Sie wissen, Dasselbe war der Fall mit den „neuen Gedichten", und die dritte Säule meines lyrischen Ruhmes wird vielleicht ebenfalls von gutem Marmor, wo nicht gar von besserem Stoffe sein. Sie begreifen wohl, warum ich die drei gerne bei einander ließe, und hätten Sie nur die geringste Ahnung von meinen geistigen Bedürfnissen, so begriffen Sie auch leicht die materiellen Opfer die ich bringe. Aber Noth bricht Eisen. Dazu kommt, dass mein Krankheitszustand täglich unleidlicher wird und dass ich am Ende genöthigt bin, alles Geschäftliche einem bewährten Freunde zu überlassen, der nur die Gesetze des Nutzens befolgen würde. Ich habe heute die fürchterlich schlechteste Nacht verbracht und würde Ihnen heute nicht schreiben, wenn ich nicht die Gelegenheit wahrnehmen wollte, die Feder eines Freundes zu benutzen, der im Begriff ist abzureisen.

Und nun leben Sie wohl und danken Sie dem lieben Schöpfer, dass Sie auf Ihren beiden Füßen herumgehen können im Weichbilde Hamonia's und

mit gutem Appetite Mock-Turtlesuppe speisen in Gesellschaft Ihrer Frau Gemahlin und Ihres Thronerben, dem ich praenumerando bereits meine unterthänigsten Huldigungen darbringe.

Ihr Freund

H. Heine.

---

271. An Alfred Meißner.

Paris, den 1. November 1850.

Liebster Meißner!

Ihren Brief habe ich seiner Zeit erhalten, sowie auch die wenigen Zeilen, die mir Ihr Herr Vater überbrachte; ich befand mich leider in einem sehr schlechten Zustande, als er bei mir war, in dem Momente einer sehr bösen Krisis, und so habe ich Wenig von seinem Besuche genießen können; er versprach mir zwar, mich nochmals zu besuchen, doch scheint er keine Zeit mehr dazu gefunden zu haben. Interessant war mir die große Ähnlichkeit, die er mit Ihnen hat. Ich danke Ihnen für all den freundschaftlichen Eifer, den Sie für mich an den Tag gelegt haben, und ich bitte, mir nur recht oft und viel Nachricht von Ihnen zukommen zu lassen. Ihr Artikel über mich hat außerordentlich

viel Glück gemacht, und dem Stil sowie der Haltung des Ganzen wird das glänzendste Lob ertheilt. Ich freue mich sehr, dass Sie nicht bloß so viel poetische Begabnis an den Tag legen, was ich Ihnen gleich abmerkte, als ich Ihren Zizka las, sondern dass Sie auch ein so feines Ohr für deutsche Prosa haben, was viel seltener noch als Poesie bei den Deutschen angetroffen wird. Wahrheit im Fühlen und Denken hilft Einem sehr viel in der Prosa, dem Lügner wird der gute Stil sehr erschwert. — Ich würde Ihnen heute noch nicht schreiben, wenn ich es übers Herz bringen könnte, Ihnen beifolgenden Brief, der unter meiner Adresse an Sie einlief, ohne einige freundschaftliche Grüße zu überschicken; erst durch Zufall bemerkte ich, dass einige Zeilen den Brief enveloppierten, welche mich zur Erbrechung desselben ermächtigten. Jetzt, wo ich seinen Inhalt erfahren, beeile ich mich denselben zu fördern. Ich habe mehrere Deutsche in Bezug auf den Musenalmanach befragt, z. B. den trauernden west-östlichen Schwalben-Rabbi, welcher mich so eben verlässt, aber Niemand wusste mir Etwas davon zu sagen. Vergebens befrug ich darüber auch Stahr, welcher mit Mademoiselle Lewald nochmals zu mir kam; Beide scheinen wieder abgereist zu sein, denn Ross und Reiter sah ich niemals wieder. Ist es

sicher, dass der Almanach in Bälde herauskommt, wirklich herauskommt, oder sind Sie mit dem Redakteur sehr befreundet, so würde ich keinen Anstand nehmen, einen Beitrag zu liefern... Mit meiner Gesundheit sieht es noch immer miserabel aus und mit Schaudern bemerke ich, dass mein Rücken sich krümmt. Meine Frau ist wohl und lässt freundlich grüßen...

An Laube habe ich endlich geschrieben und meine Gedanken über sein Parlamentsbuch unumwunden ausgesprochen. Es fiel mir wie Blei vom Herzen, nachdem ich es gethan. Ich merke, dass ich allzu sehr Deutscher bin, als dass ich meine Meinung verschweigen könnte, und koste es mir auch einen Freund. Leben Sie wohl und behalten Sie lieb Ihren getreusamen Freund

Heinrich Heine.

---

272. An Julius Campe.

Paris, den 21. April 1851.

Liebster Campe!

Ich habe die Ehre Ihnen anzuzeigen, dass ich unter dem heutigen Datum das fällige Semester, zahlbar den 31. Mai, auf Sie trassiere. Da ich

noch immer der Höflichkeit einer Antwort auf meine früheren Schreiben entgegensehe, so habe ich heute nichts Weiteres zu sagen; — nur Eins, meinen Dank für die überschickten Bücher, bei deren Übersendung ich den guten Willen achte. Das sind also die Blüthen und Blumen Ihres Verlags während den letzten Jahren! Ich möchte Ihnen dringendst rathen, diese Bücher auch in vollständiger Sammlung nach London zu schicken, um dort bei der großen Universal-Ausstellung als ein Muster-Verlag deutscher Zunge bewundert zu werden! Das sind also die unsterblichen Geistesmonumente, die Ihnen an Druckkosten so viel Geld in Anspruch nahmen, und Sie zwangen, meine vielfältigen Anrufungen um Unterstützung, um Hilfe in der Noth unbeachtet zu lassen. Sie haben sich wahrlich für die Menschheit aufgeopfert, und hätten gewiss in Ihrem pekuniären Interesse besser gehandelt, wenn Sie mir das Geld geschickt hätten, das Ihnen jene Bücher gekostet: Sie riskierten hierbei Nichts, da Sie mich ja immer in Händen hatten, und hätten jetzt eine sichere Anwartschaft auf eine Produktion, die, wie ich Ihnen andeutete, der Popularität des „Buchs der Lieder“ gleichkommen und der ich jahrelange Arbeit widmen muss. Selbst im Fall ich unterdessen gestorben wäre, war kein Verlust für Sie

zu befürchten, und ich hatte es Ihnen nahe genug gelegt, für diesen Fall eine Garantie zu ersinnen. Ich konnte billig eine solche Hilfleistung von Ihnen erwarten, und statt Dessen hüllten Sie sich in das zweideutigste Stillschweigen. Es ist mir von anderer Seite unerwartet die großmüthigste Hilfe in dieser Beziehung zugekommen. Es ist unbegreiflich, wie Sie von jeher immer mit Blindheit geschlagen waren und meinen besten Willen, meinen Eifer für Ihre Interessen, ich möchte fast sagen meine dumme Treue und Anhänglichkeit, so sehr missachteten. Doch Das sind überflüssige Worte, da für die Zukunft Nichts mehr zu verbessern ist, und ich schon mit einem Fuße im Grabe stehe.

Ihr sehr betrübter Freund

Heinrich Heine.

---

273. An Professor Oppenheim in Frankfurt am Main.

Herr Professor!

Als ich im Jahre 1830 bei meiner Durchreise die Ehre hatte, Sie in Frankfurt zu sehen, und

Sie mich angingen, Ihnen zu sitzen, um mich abzukonterfeien, willfahrte ich Ihrem Wunsche, und Sie versprachen mir, von meinem Porträt mir eine Kopie zukommen zu lassen. Dieses Ihnen abgenommene Versprechen war nicht eine Redensart der Höflichkeit oder der Freude über das Gelingen einer Arbeit, welche Ihr schönes Talent bekundete, sondern es war ein festgestelltes Bedingnis, und ich erinnere mich, daß ich des Bildes wegen länger alldort verweilte, als schier räthlich war. Zu Paris, wo ich seitdem, wie notorisch ist, immer zu finden war und wo es Ihnen nicht an befreundeten Landsleuten jeder Gattung gebricht, harrete ich vergebens auf das versprochene Porträt, und statt Dessen kam mir hier nur eine nach demselben kopierte Lithographie und ein kleiner Kupferstich zu Gesicht, der so miserabel ist, daß ich das Erbieten meines Freundes Julius Campe, nach oben erwähntem Porträt einen honetten Kupferstich verfertigen zu lassen, mit Vergnügen annahm und diesen Freund bat, Sie, Herr Professor, bei seiner Durchreise in Frankfurt zu ersuchen, das Porträt, unter gehöriger Gewährleistung, während der zu einem Nachstich nothwendigen Zeit zu seiner Verfügung zu stellen. Indem ich zu diesem Ansuchen hinlänglich berechtigt, bin ich Ihrer Bereitwilligkeit im Voraus überzeugt.

Genehmigen Sie die Versicherung meiner Hochachtung, mit welcher ich verharre, Herr Professor,

Dero ergebenster

Heinrich Heine,
beider Rechte Doktor.

Paris, den 25. Juli 1851.

---

274. An Julius Campe.

Paris, den 21. August 1851.

Liebster Campe!

Ich hätte Ihnen bereits längst geschrieben, wenn ich nicht während der ganzen Zeit ohne deutschen Sekretär gewesen wäre; auch Herr Gathy war krank, und es ist kaum eine Woche, dass ich ihn wieder sah. Ich gab ihm einen Theil meines Manuskriptes zum Abschreiben, aber bis jetzt hat er kaum den fünften Theil geliefert, welchen ich Ihnen durch die Post überschicken würde, wenn ich nicht befürchten müsste, dass unter den jetzigen Umständen ein so dicker Brief, adressiert an den berüchtigtsten deutschen Buchhändler, auf der Post einigen Schicksalen ausgesetzt sein dürfte, indem man, statt harmloser Gedichte, eine politische Schrift wittern würde. Ich habe es daher vorgezogen, noch einige Tage zu

warten, indem mein Bruder Gustav, der in diesem Augenblick hier ist, heute über 8 Tage nach Hamburg reist und Ihnen alsdann fast das ganze Manuskript sicher behändigen kann. Ich werde Ihnen nämlich mein ganzes Originalmanuskript schicken, mit Ausnahme von etwa 3 bis 4 Druckbogen, welche Erläuterungen zum „Faust" enthalten sollen, die ich vorher durchaus umarbeiten muss, eine Arbeit, woran ich in diesem Augenblick nicht gehen kann, da meines Bruders Anwesenheit mich gänzlich in Anspruch nimmt und es mir schon mühsam genug ist, das Manuskript, das ich ihm für Sie mitgebe, gehörig zu ordnen. Ich habe gleich nach Ihrer Abreise während 8 Tagen mich damit beschäftigt, das schönste meiner Gedichte, welches ich eben bei Ihrer Ankunft begonnen hatte, fertig zu machen, und ich bin sehr damit zufrieden. In dem Manuskripte, welches Sie erhalten, stehn nur 4 Strophen auf jeder Seite, aber Sie können immerhin 5 Strophen auf jeder Seite drucken, da ich genug Manuskript habe. Ich habe sehr viele Gedichte, die ich nicht bedeutend genug hielt, zurückgehalten, und auch jedes Gedicht, welches politischen Anstoß erregen konnte, unterdrückt, so dass dieses Buch Ihnen auch nicht die geringsten Schwierigkeiten erregen dürfte. Sorgen Sie nur für schöne typographische Ausstattung;

ich wünsche, wie bereits angedeutet, daſs der Druck etwas reichlich sei, und ich habe ein Augenmerk darauf gehabt, daſs nicht zu viel weißes Papier zum Vorschein komme; dennoch muſs der Setzer jedem Gedichtstitel etwa den Raum von 2 Strophen gönnen. Ja, ich glaubte genug Manuskript zu haben, um nicht des Ballastes zu bedürfen, und das Schifflein wird darum desto flotter dahin segeln; doch, wie gesagt, ich rechne noch auf 3 bis 4 Bogen Beilage zum „Faust“, und Sie können nun selbst beurtheilen, ob das Buch das gewünschte Maß haben wird. — Ich hoffe, daſs Sie eine angenehme Rückreise gemacht haben; von Ihrer heitern Ankunft ward ich sogleich unterrichtet. Ihrer Frau und Ihrem Söhnchen werden Sie wohl Viel von Paris erzählen müssen. Ich bitte mich Ersterer mit den freundlichsten Grüßen zu empfehlen. Mein Gesundheits-Zustand, oder vielmehr meine Krankheits-Lage ist noch immer dieselbe. Ich leide außerordentlich viel, ich erdulde wahrhaft prometheische Schmerzen, durch Rankünе der Götter, die mir grollen, weil ich den Menschen einige Nachtlämpchen, einige Pfennigslichtchen mitgetheilt. Ich sage: die Götter, weil ich mich über den lieben Gott nicht äußern will. Ich kenne jetzt seine Geier, und habe allen Respekt vor ihnen. — Mein Arzt giebt mir Hoffnung für

diesen Winter. Wäre ich nur transportabel, so würden Sie mich bald in Hamburg wiedersehn. Apropos: da ich Ihnen ein etwas verworrenes Manuskript schicke, so wünsche ich abgeredetermaßen, daſs Sie mir immer die letzten Korrekturbogen zur Durchsicht hierherschicken.

Und nun leben Sie wohl, und bleiben Sie heiter gewogen

Ihrem Freunde

Heinrich Heine.

---

275. An Julius Campe.

Paris, den 28. August 1851.

Liebster Campe!

Denselben Tag, wo ich Ihnen bereits geschrieben hatte, empfing ich Ihren ersten Brief, dessen Beantwortung ich aufschiebe, da der zweite, welcher dieser Tage anlangte, zunächst eine Beantwortung nothwendig macht. Sie hatten ganz Recht, auf beschleunigte Absendung des Manuskripts zu dringen; Sie hätten Dies aber gar nicht nöthig gehabt, Ihre Interessen liegen mir zunächst am Herzen und werden

bei mir von jedem egoistischen Privatinteresse aufgewogen. Ich beweise Ihnen Dieses in diesem Augenblicke, indem ich Ihnen durch meinen Bruder mein Original-Manuskript mit Ausnahme der Schlussbogen ganz zuschicke, obgleich ich nicht von der Hälfte dieses Manuskripts eine Kopie zuzückbehalten kann. Hätte ich es von Gathy ganz abschreiben lassen wollen, so würden dadurch noch 3 Wochen vertrödelt oder hingedröhnelt worden sein. Mein Bruder ist gestern Morgen von hier abgereist und wird Ihnen also in einigen Tagen mein Manuskript einhändigen. Das Erste, was Sie zu thun haben, ist, dass Sie die ganze dritte Abtheilung des Buches, welches „Hebräische Melodien“ betitelt ist, von sicherer Hand abschreiben lassen, um im Falle eines Missgeschicks in der Druckerei eine Kopie behalten zu haben; denn diese ganze Partie existiert nur in diesem Original-Manuskript, ich habe keine Zeile davon in Paris. Ich habe, wie gesagt, keine Zeit verlieren wollen, und diese ganze Abtheilung, sowie auch die größeren Partien des ersten und zweiten Buches, nämlich der „Vitzliputzli“ nebst seinem Präludium, sowie auch die „Schlacht bei Hastings“, Rudèl ꝛc., habe ich nicht von Gathy abschreiben lassen; schlimmsten Falls könnte ich letztere drei Pieçen aus dem Brouillon ersetzen. Aber, wie gesagt, von

der ganzen dritten Abtheilung habe ich nicht einmal einen Fetzen von Brouillon, und Sie müssen sie daher besonders abschreiben lassen. Ich hatte freilich an Gathy gesagt, dass ich nur eine flüchtige Abschrift hier zu halten brauchte und nur schnelle Abschrift verlangte, aber ... ich hätte noch mehrere Wochen warten müssen. Indem ich Ihnen nun, liebster Campe, mein Original-Manuskript schicke, worin viele Veränderungen sind und Manches von mir mit Bleistift verzeichnet ist, was dennoch seine Geltung hat; und da ich Ihnen keine Gathy'sche Reinschrift schicken kann, weil sie weder komplet noch sonstig für den Druck geeignet ist: so sehen Sie wohl die Nothwendigkeit ein, dass Sie mir die letzten Korrekturbogen immer hierher zur Durchsicht schicken. Lassen Sie sie auf Postpapier drucken, da Sie dieselben zwar unter Kreuzkouvert hierher schicken können, ich aber, wenn es verändert werden müsste, diese Korrektur unter Briefkouvert zurückschicken dürfte. Übrigens geht nicht so viel Zeit verloren, wie Sie etwa glauben. Durch die Anwesenheit meines Bruders ist mein Kopf sehr fatal aufgeregt, und es wird grade, und leider in diesem Augenblick, unter meinem Fenster von Tischlern geklopft und gehämmert, dass meine Nerven in furchtbarsten Zustand gerathen, und ich nicht weiß, ob

ich im Stande bin, in kurzer Frist den Schluſs meines Manuskriptes zu fertigen. Ich habe noch einen ganzen Druckbogen des wichtigsten Inhalts zu schreiben, muſs die früheren Erläuterungen, die in der That sehr amüsant sind, ganz umarbeiten, ich muſs das Ganze unter meinen Augen hier abschreiben lassen, und da können wohl 3 Wochen darauf hingehen, ehe ich des Ganzen entbunden bin. Da ich Ihnen aber diesen Schluſs des Buches, auf Postpapier geschrieben, durch die Briefpost zuschicke, so erhalten Sie ihn doch noch immer zeitig genug und vielleicht noch lange voraus, ehe Das, was vorhergeht, gesetzt und gedruckt ist. Genug, ich habe das Mögliche gethan und thue das Mögliche, und Sie haben jetzt freien Spielraum. Nur eine sehr kurze Vorrede werde ich geben, obgleich ich doch so Manches im Interesse des Autors zu sagen hätte. Das Gedicht, welches „Disputation" überschrieben, machte ich nach Ihrer Abreise in großer Eile; das vorhergehende ist eigentlich nur ein Fragment, — es fehlte mir die Muße zu Feile und Ergänzung — doch ich habe eingesehen, daſs ich durch langes Zögern Ihre Interessen gefährden könnte. Die Mängel, welche einem Buche durch solche Eilfertigkeit anhaften, bemerkt nicht die große Menge, aber sie

sind darum nicht minder vorhanden und quälen manchmal das Gewissen des Autors.

Meinem Bruder habe ich gar keinen anderen Auftrag gegeben, als dass er Ihnen das Packet einhändige; die Ankunft meines Bruders war mir sehr erfreulich, aber ich litt sehr dadurch, dass er während seines Aufenthalts in der peinlichsten Verstimmung war, weil er einestheils beängstigende, seine Interessen bedrohliche Nachrichten aus Wien erhielt; anderentheils weil er eine todkranke, von den schrecklichsten Nervenleiden geplagte Frau mit sich führte... Dazu kommt, dass die Verschiedenheit der politischen Ansichten dennoch sogar unter Brüdern einen fatalen Einfluss ausübt. Ich habe Manches nicht berühren können, und Das störte jeden freimüthigen Erguss. Es ist doch eine schreckliche Sache mit der Politik; man kann sich über diesen Aberglauben nicht ganz hinaussetzen. Ich hoffe, dass mein Bruder seine kranke Frau, mit welcher es bei der Abreise sehr bedenklich aussah, glücklich nach Hamburg gebracht hat, und ich bitte Sie, mir unverzüglich zu schreiben, sobald Ihnen das Manuskript behändigt ist — Schändlicher Egoismus! mein Manuskript beängstigt mich mehr, als meine Schwägerin! Schreiben Sie mir nur gleich einige Zeilen. Meine Übersiedlung nach Hamburg war das Hauptthema meiner

Unterhaltungen mit meinem Bruder. Ich muſs freilich noch überwintern hier in Paris, aber im Frühjahr rutsche ich fort.

Freundliche Grüße an alle Wohlwollende!

Ihr Freund

Heinrich Heine.

---

276. An Julius Campe.

Paris, den 7. September 1851.

Liebster Campe!

Den Brief, worin Sie mir den Empfang meines Manuskriptes anzeigen, habe ich richtig empfangen, und ich danke Ihnen für die gute Aufnahme, welche meine jüngsten Geisteskinder bei Ihnen gefunden. Ich bin leider nicht so blind, wie Väter es gewöhnlich sind für die geliebten Kleinen. Ich kenne ihre Schwäche leider zu gut. Meine neuen Gedichte haben weder die künstlerische Vollendung, noch die innere Geistigkeit, noch die schwellende Kraft meiner früheren Gedichte, aber die Stoffe sind anziehender, kolorierter, und vielleicht auch die Behandlung macht sie der großen Menge zugänglicher, und Das kann Ihnen wohl einen Succeſs und nachhaltige Popularität verschaffen. Jedenfalls aber weiß ich, daſs

ich Sie nicht mit Schund angeführt habe. Mit großem Eifer habe ich die Erörterungen über Faust umgearbeitet, bin heute erst damit fertig geworden und werde Ihnen dieses ehrliche Stück Arbeit vielleicht schon morgen oder übermorgen zuschicken. Sie werden Ihre Freude daran haben und begreifen, dass ich für das Buch wirklich etwas Bedeutendes thue durch diese Zuthat, die vielleicht über vier Bogen beträgt und das Buch um solche verstärkt. Ich hatte Anfangs die Idee, sie, mit den gehörigen, nur von mir aufgegabelten Citationen vermehrt, überhaupt erweitert, als ein besonderes Buch herauszugeben. Diese Idee bringe ich wirklich dem „Romancero“ zum Opfer. Da ich keine Zeit habe, die eben angekündigte Sendung besonders abschreiben zu lassen, und ich Ihnen das Manuskript, ohne eine Kopie zurückzuhalten, zuschicke, so ist es wohl nöthig, dass Sie davon sogleich eine zweite Abschrift anfertigen lassen, ehe Sie das Manuskript in die Druckerei geben.

Außer dieser Arbeit schreibe ich aber für das Ballett noch eine besondere Einleitung von etwa sechs bis sieben Seiten, die noch vor dem Ballett, das Sie bereits in Händen haben, gedruckt werden muss.

Eine Vorrede werde ich auch zum ganzen Buche schreiben, die aber nicht groß werden soll, und

vielleicht 6—7 Seiten betragen wird. Bei dieser Gelegenheit bitte ich Sie, liebster Campe, in der Abtheilung meines Buches, welche „Hebräische Melodien“ betitelt ist, einen Irrthum zu berichtigen, den ich mir dort, wie mir jetzt einfällt, zweimal zu Schulden kommen ließ. Sowohl in der ersten Nummer des „Jehuda Ben Halevi“, als auch in der „Disputation“, wird der Tag der Zerstörung Jerusalem's als der zehnte Tag des Monats Ab angegeben, Das ist aber ein Irrthum: es muss dafür der neunte Tag des Monats Ab gesetzt werden.

Den ersten Korrekturbogen meines Buches habe ich heute in der Frühe erhalten.

Es versteht sich, lieber Campe, dass es viel zu kostspielig wäre, Ihnen die Korrekturbogen im gewöhnlichen Briefkouvert zurückzuschicken, aber ich kann sie doch unter Kreuzkouvert nicht auf die Post geben, wenn sie mit Dinte gar zu stark korrigiert sind, und da Sie mir doch dünnes Papier schicken, so werde ich in solchen Fällen blos die Stellen ausschneiden, die ich korrigiert habe, und Ihnen diese mit meinem Briefe schicken, welches alsdann nicht Viel kosten wird. Die Post hält die Kreuzkouvert-Packetchen zurück, wenn nur das Geringste darin geschrieben ist, man wird noch obendrein be-

straft; wir wollen uns dieser Schererei nicht aussetzen, einiger Franks wegen. Sein Sie überzeugt, es geschieht Alles von meiner Seite, daſs der Druck nicht einen Augenblick stocken wird. Den heutigen Brief kann ich erst morgen auf die Post geben, da heute Sonntag ist, wo sie früh geschlossen.

Und nun leben Sie wohl, und bleiben Sie freundschaftlich gewogen

Ihrem getreu ergebenen

Heinrich Heine*).

Mein jetziger Sekretär ist ein dummer Teufel, der nicht orthographisch schreibt und falsch hört; — da ich seinen Brief nicht durchlesen kann, so mag Gott wissen, was er schrieb. Doch die Hauptsache werden Sie wohl verstehen. — So eben erhalte ich den zweiten Korrekturbogen, sah ihn selbst flüchtig durch, und um keine Zeit zu verlieren, schicke ich Ihnen nur die Hauptkorrekturen. Ich bitte dem Setzer zu sagen, daſs ich das i am Ende der Silbe und des Wortes immer mit einem Ypsilon (y) gedruckt haben will. Das seyn schreibe ich als Fürwort mit einem bloßen i, als Zeitwort mit einem y, zum Beispiel: Gott mag bey ihm seyn. Ich verlange überall

*) Das nachfolgende Postskript ist von Heine selbst mit Bleistift geschrieben.

diese Unterscheidung von i und y, wie auch in meinen Büchern immer zu sehen.

Ich lege Ihnen also die Blätter hier bei, worauf die Hauptkorrekturen.

Bin sehr krank. Dieser Tage mehr. Mein Kopf ist schwach und meine Frau bewundert mein Arbeiten in diesem Zustand. Aber man kann sich auf mich bis zum letzten Athemzuge verlassen.

Ihr Freund

H. Heine.

---

277. An Julius Campe.

Paris, den 10. September 1851.

Liebster Campe!

Beiliegend erhalten Sie das angekündigte Manuskript, welches den Schluss des Buches bildet; die Umarbeitung und Verkürzung dieses Manuskripts hat mir mehr Anstrengung gekostet, als wenn ich es ganz aufs Neue geschrieben hätte. Übermorgen schicke ich Ihnen das einleitende Wort, welches vor dem Ballette gedruckt wird, und welches ich deßhalb schreibe, weil ich in der Vorrede des Buches gar nicht von dem Ballett und Anhang sprechen will, damit Sie beide späterhin nach Belieben von den Gedichten ablösen können, je nachdem es Ihren Bedürfnissen passend. Die Gedichte würden in einem

solchen Falle hinlänglich sein, den Band zu füllen. Ich bin in diesem Augenblick unendlich leidend, besonders meine Augen sind sehr krank, und desshalb kann ich Ihnen die Vorrede zum Buche erst gegen Ende des Monats schicken; ich will meinen Kopf 14 Tage ausruhen lassen und die Tagesgeschäfte allmählich abthun. Sie haben keinen Begriff davon, welch ein geplagter Mensch ich bin und wie wenig die Menschen auf meine Lage Rücksicht nehmen. Werde von allen Seiten in Anspruch genommen. — Meines Bruders Verfahren in Bezug auf Sie hat mich sehr verstimmt, und ich werde ihm nie mehr, weder bei Lebzeiten noch posthum, einen Auftrag für Sie geben. Es ist mir daran gelegen, dass ich auch nach meinem Tode bei Ihnen in freundschaftlichem Andenken bleibe. — Dass in meinem Buche nicht Alles Blume ist, sondern auch mitunter das liebe Gras hervorgrünt, ist mir wohl bewusst, aber ich wollte dieses nicht ausräuten, da ich das Buch als einen Nachlass betrachtete. Jetzt aber will ich doch Einiges ausrupfen, und ich bitte Sie, folgende sechs kleine Gedichte in der Abtheilung, welche „Lamentationen“ betitelt ist, ungedruckt zu lassen; sie sind wahrscheinlich schon gesetzt, aber sie müssen nichtsdestoweniger hinausgeschmissen werden. Es sind folgende, und betitelt:

Altes Kaminstück,
Diesseits und Jenseits,
Lebewohl (dieses Gedicht fängt an mit den Worten: Habe wie ein Pelikan u. s. w.),
Wandere! (es fängt an mit den Worten: Wenn dich ein Weib u. s. w.),
Kluge Sterne, und endlich
Morphine.

Den dritten Druckbogen habe ich diesen Morgen erhalten und bei dem schrecklichen Zustand meiner Augen nur flüchtig ansehen können.

Diese Nacht, liebster Campe, fiel es mir ein Sie zu bitten, Ihrem Versprechen gemäß mir den bewussten Brief meines Vetters und das darauf bezügliche Bewusste zu schicken; ich bin überzeugt, dass Sie es mir in der Weise schicken, wie Sie es mir versprachen, indem wir eines geliebten Hauptes dabei erwähnten, der mir Bürge sein sollte. — Ich lasse meinen künftigen Verleger, der sich hoffentlich wohl befindet, freundlich grüßen, sowie auch seine Frau Mama. Wenn Sie Ihrem Freunde Hauenschild schreiben, so sagen Sie ihm, wie sehr ich für seine liebreiche Gesinnung dankbar verpflichtet bin. Sobald ich aus dem Geschäftsstrudel ein bisschen heraus bin, will ich mich con amore mit ihm beschäftigen.

Ihre Anfrage, liebster Campe, in Betreff der „Neuen Gedichte“, bin ich noch nicht im Stande genügend zu beantworten; lassen Sie nur gleich von dem heut überschickten Manuskripte eine Kopie anfertigen, ehe Sie solches in die Druckerei geben; denn ich besitze kein Jota davon. Zeigen Sie mir auch gleich zu meiner Beruhigung, den Empfang an.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

---

278. An Julius Campe.

Paris, den 20. September 1851.

Liebster Campe!

Obgleich Ihr Brief mir neue Sorgen auf den Hals jagt und meine Thätigkeit in einem Augenblicke in Anspruch nimmt, wo ich sehr leidend bin, so hat er mir doch großes Vergnügen bereitet, indem ich daraus ersehen habe, dass ich Ihnen zwei Bücher statt eines Buches geben kann, und ich bin gerne bereit, Dieses zu thun. Der Grund der Moralität, die leicht ausmerzbaren Anstößigkeiten in dem Brief an Lumley, sind für mich nicht das Bestimmende, aber diese Arbeit ist zu groß, trotzdem

dass ich sie schon verkürzt, um noch in den „Romancero“ zu passen, und ich habe Dieses selber schon gefühlt. Hatte ich doch vom Anfang an den Gedanken, nur das Ballett und nicht den Brief hier mitzutheilen, und ich ließ mich späterhin durch eine besondere Schrulle, die mir durch den Kopf fuhr, dazu bewegen. Ich hatte nämlich früher die Absicht, diese Arbeit zu einer Publikation zu benutzen, wovon ich nicht gern sprach, damit mir kein Anderer meine Ideen nehme: es war Dieses — und auch jetzt bitte ich es geheim zu halten — es war Dieses eine Herausgabe des ältesten Faustbuchs, das gar nicht bekannt, sehr kurz und äußerst poetisch ist, während das viel bekannte Faustbuch von Widmann ungeheuer voluminös und platt prosaisch ist.

Ich dachte, mit meinem Namen als Herausgeber würde das Buch sehr in Kurs kommen, und eine populäre Anerkennung gewinnen. Ich muss jetzt diese Idee aufgeben, schon meines Hinsterbens wegen, und möchte sie gleichsam bei Ihnen deponieren. Lesen Sie mal gelegentlich das Büchlein in der wüsten Ausgabe bei Scheible, wo es in dem Wust begraben ist; es beträgt kaum 150 Seiten.

Sie sagen mir, dass Sie bei Ihrem dicken Papier den „Romancero“ mit den Gedichten ab-

schließen könnten. Ich bin es zufrieden, und ich habe Ihnen also nur noch eine Vorrede zu schicken, die, wie ich Ihnen bereits angekündigt, gegen acht Seiten betragen mag. Ist der Bogen, dessen Korrektur ich Ihnen gestern zurück schickte, noch nicht in die Presse gegangen, so können Sie die beifolgenden Gedichte darin unterbringen; sie können nämlich gedruckt werden gleich hinter das Gedicht, welches „Plateniden" betitelt ist, und zwar sollen sie in der Reihenfolge gedruckt werden, wie ich sie schicke und paginiert habe. Leider kann ich mich nicht entschließen, Gedichte, die ich für wahrhaft schwach halte, zu drucken, und da mir, außer solchen schwachen, nur anzügliche Gedichte übrig blieben, so kann ich Ihnen leider Nichts, als Füllwerk, schicken. Ich könnte allenfalls, wenn Sie es wünschen, der Vorrede den Namen: „Nachrede", geben, und sie somit ans Ende des Buches drucken. Sie können auch, wenn Sie wollen, ein Register am Ende geben. Nöthigenfalls könnte ich auch ein paar Seiten Noten geben. Schreiben Sie mir darüber Antwort. —

Was das Y betrifft, so wünsche ich jedenfalls, dass es in dem Verbum seyn gedruckt werde, um dasselbe von dem gleichlautenden Fürworte zu unterscheiden. Und nun zum zweiten Buche, über dessen Titel ich noch nicht einig mit mir bin. Ist Ihnen

vielleicht der Titel recht: „Der Doktor Johannes Faust, ein Tanz-Poem, nebst kuriösen Erläuterungen von Heinrich Heine.“ Was ich „Einleitende Bemerkungen“ genannt habe, bildet nun in diesem Büchlein die Vorrede, und wird hier „Vorbemerkung“ genannt. Im Anfang sind nur einige Worte zu ändern. Das ganze Opus bleibt solchermaßen unverändert, und bei reichlichem Druck mag es wohl als hübsches Büchlein gelten. Liegt Ihnen Viel daran, so kann ich wohl einen halben Druckbogen, ja noch mehr, Noten am Schlusse hinzufügen. In der Vorrede zum „Romancero“ will ich das gleichzeitige Erscheinen dieses Büchleins ankündigen, und Sie können beide Bücher gleichzeitig erscheinen lassen. Schlägt der „Faust“ ein, so habe ich die Freude, Ihnen ein hübsches Büchlein gegeben zu haben, das Ihnen, unbeschadet des „Romancero“, der für sich stark genug ist, Etwas einbringen wird, ohne extra Honorar-Depensen verursacht zu haben — es sei denn, daß Ihre Generosität sich zu einer besonderen Gratifikation entschlösse; doch Dieses habe ich in diesem Augenblicke nicht im Auge, doch ist es menschlich, daß ich Dergleichen erwähne. Der Mensch ist so ein Lump, daß er nicht lange an das Interesse Anderer denken kann, ohne nicht dabei zu erwägen, ob er nicht dadurch

zu gleicher Zeit auch sein eigenes Interesse fördern könne. —

Ich wünsche, dass Sie etwas die besondere Erscheinung meines „Faustes" geheim hielten, damit etwaigen Gegnern, welche Dasselbe gegen mich benutzen dürften, nicht Zeit gegeben wird, sich zu präparieren. Die Vorrede zum „Romancero" schicke ich Ihnen in einigen Tagen; und so wäre denn der Hauptinhalt Ihres Briefes erledigt. Rechnen Sie zu jeder Zeit darauf, dass mir Ihre Interessen am Herzen liegen. Ihrer Familie die heitersten Grüße. Mit meinem Willen sieht es gut aus, aber schlecht mit meinen Kräften, und ich leide Tag und Nacht die schauderhaftesten Schmerzen.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

---

279. An Julius Campe.

Paris, den 23. September 1851.

Liebster Campe!

In diesem Augenblick erhalte ich den Korrekturbogen, welcher 13 und 14 bezeichnet ist, und von der Pag. 193 bis 216 geht. Ich bin aber durch den Anblick dieser Blätter in die äußerste Bestürzung

gerathen, indem ich sah, daß Sie, um eine gehörige Bogenzahl zu erschwingen, in der letzten Abtheilung nur vier Strophen auf jede Seite druckten. Dadurch wird mir mein ganzes Buch schimpfiert, wahrhaft verleidet; nicht sowohl, weil mir selber ein Horror vacui, ein Schauder vor weißem Papier, angeboren ist, sondern auch weil ich dadurch dem Publikum gegenüber ganz eigentlich eine Blöße gebe. Ich, nicht Sie, ich habe das Buch vor dem Publikum geistig zu vertreten, und der fatale Eindruck, welcher durch jene Ungleichartigkeit des Druckes entsteht, fällt auf meine Gedichte zurück und schadet mir moralisch. Kurz, ich kann und will Das nicht dulden, und wie krank ich auch bin in diesem Augenblick, so will ich doch lieber das Mögliche thun, um die Seitenzahl hervorzubringen, die gebührend ist, ohne daß Sie nöthig haben, zu so einem schauderhaften Mittel, zu einer typographischen Maulsperre, Ihre Zuflucht zu nehmen. Drucken Sie nur das Buch weiter ganz wie die vorigen Bogen, und so schwer es auch jetzt ist, glaube ich doch auf folgende Weise das Deficit decken zu können. Als ich das Buch schier für zu dick hielt, glaubte ich mich nöthigenfalls auf einige wenige Seiten Vorwort beschränken zu können, um so mehr da mir das Schreiben jetzt sehr sauer, und ich nur der Symmetrie

wegen ein Vorwort projektierte. Jetzt will ich aber ein Vorwort von etwa einem Druckbogen schreiben. Außerdem beträgt das Register, das Inhaltsverzeichnis, das Sie ohne mich anfertigen können, ebenfalls vier Seiten, und ich will zusehen, ob ich zum Schlusse noch einige Seiten Noten geben kann, wahrscheinlich vier bis fünf Seiten. Ende dieser Woche schicke ich Ihnen diese Vorrede. Schreiben Sie mir nur gleich Antwort, ob es nicht für Sie passender wäre, daſs diese Vorrede am Ende des Buches als „Nachrede" gedruckt werde. Schreiben Sie mir auch gleich, ob diese Vorrede und das Inhaltsverzeichnis Sie hinlänglich deckt. Und jedenfalls lassen Sie wohl gleich den Satz wieder ändern, fünf Strophen statt vier Strophen auf jede Seite zu drucken befehlend. Es ist zu dunkel, als daſs ich noch heute den Korrekturbogen durchgehe. Ich armer Teufel glaubte am Ende meiner Nöthen zu sein, und sehe jetzt leider, daſs ich noch in der Mitte stecke; doch Alles, was ich thue, geschieht gewissenhaft, und ich will immer honett und proper in jedem neuen Buche vor dem Publikum erscheinen. Da darf kein Knopf fehlen, aber bei dem vierstrophigen Druck der letzten Abtheilung meines Buches fallen mir gleichsam die Hosen herunter vor aller Welt. Schreiben Sie mir nur gleich Antwort auf Das,

was ich Ihnen heute schrieb, und auch auf meinen letzten Brief in Bezug des Druckes des „Faust's“. — Gathy habe ich noch nicht gesehen, und ihm daher noch nicht Ihren Zettel gegeben. Von meinem Bruder habe ich seit seiner Abreise noch keine Nachricht, obgleich er wichtige Dinge für mich zu besorgen hat. Ich denke ihm so bald als möglich bis zum letzten Sous zurück zu bezahlen, was er mir vorgeschossen. Er ist bei aller brüderlichen Liebe seines krakehlichen Charakters wegen nicht die geeignete Person, der ich eine Einmischung in meinen literärischen Angelegenheiten vertrauen dürfte. Was Sie mir in Bezug auf Christiani sagen, ist richtig, doch hoffe ich Alles selbst besorgen zu können, was für meine armen Bücher doch immer das Beste wäre. Ein fremder Herausgeber ist doch immer ein Stiefvater. Da ist manches Kindlein, dem das Rotznäschen gehörig abgewischt werden muss. Bleibe ich am Leben und bei einiger Kraft, so werde ich mich Allem mit dem größten Eifer selbst unterziehen, und mancher Vortheil wird für Sie daraus erwachsen, den ich Ihnen später bezeichnen werde. Was den zweiten Band meiner Gedichte betrifft, so sehe ich vor der Hand gar kein anderes Auskunftsmittel, als dass ich das Fehlende neu hinzudichte. Doch ich kann noch nicht mich bestimmt

darüber aussprechen. Ich hätte Ihnen noch Manches zu sagen, aber ich habe in diesem Momente Visiten zu erwarten, die meine wenigen Kräfte in Anspruch nehmen. Von Schiff habe ich Brief erhalten, aber keine Bücher, die er auf der Adresse ankündigt. Sagen Sie ihm gefälligst, daß ich ihm schreiben werde, sobald ich einige Muße habe.

Ihr freundschaftlich ergebener

Heinrich Heine.

---

280. An Julius Campe.

Paris, den 1. Oktober 1851.

Liebster Campe!

Ihren letzten Brief — den Brief, worin Sie mir die auf Buchdruckerei angewendete Bier-Theorie *) mittheilen, — sowie auch den vorletzten Brief,

---

*) Campe hatte geschrieben: Wie der Schenkwirth, wenn sein Biervorrath nicht auszureichen drohe, durch geschickte Handhabung des Spundhahns die Gläser zur Hälfte mit Schaum statt mit Bier fülle, so wisse auch der Buchdrucker die mangelnde Bogenzahl des Manuskriptes zur Noth durch ein solches Schaummanöver, durch weitläufigeren Satz, zahlreiche Schmutztitel ꝛc., zu ersetzen.

habe ich richtig erhalten. Gestern schickte ich Ihnen den letzten Korrekturbogen des „Romancero“, sowie auch das für diesen bestimmte Nachwort, das ich unter den furchtbarsten Schmerzen und in dumpfer Betäubnis geschrieben, für welche Anstrengung ich vielleicht lange büßen muss. Ich habe Sie nicht stecken lassen wollen, um keinen Preis, gleichviel ob Sie es anerkennen oder nicht. Ich habe unterdessen wichtigere Interessen vertagt, als Sie mir glauben würden. Doch ich will nicht von meiner Methode abweichen und beschränke mich darauf, Ihnen heute das Nächstliegende zu schreiben und Solches abzuthun.

1) Schicken Sie doch gleich in die Buchdruckerei und lassen Sie gefälligst die vorletzte Strophe im Gedichte: „Disputation“, welches das letzte im Buche ist, folgendermaßen ändern:

Donna Blanka schaut ihn an,
Und wie sinnend ihre Hände
Mit verschränkten Fingern drückt sie
An die Stirn und spricht am Ende:

2) Schicken Sie mir gleich, was mein Bruder in seinem Blatte über mich geschrieben hat; auch er schreibt mir davon, und ich möchte es wohl lesen.

3) Sobald es Ihnen nur irgend möglich ist, schicken Sie, noch ehe Sie den „Romancero“ ausgeben,

ein Exemplar unter Kreuzkouvert an den Dr. Peschel in Augsburg, abzugeben in der Redaktion der „Allgemeinen Zeitung“. Dieser verspricht, gleich davon eine Anzeige zu verfertigen.

4) Schicken Sie mir die Briefe, die Karl Heine betreffen, unter gewöhnlichem Briefkouvert hierher, da Sie dieselben in keinem Falle, wie Sie mir angekündigt, mit den Exemplaren schicken dürfen. Die Exemplare nämlich, wie alle Bücher, die mir von dorther kommen, werden hier zuvor im Ministerium des Innern deponiert, wo sie geöffnet werden; da ich bei solcher Öffnung nicht persönlich gegenwärtig sein kann, so habe ich meine Gründe, zu wünschen, daſs nie Papiere in solchen Packeten sich befinden. Merken Sie sich Dieses gefälligst für vorkommende Fälle.

5) Apropos, wenn Sie mir die Exemplare schicken, sehen Sie doch zu, ob Sie mir den Roman „St. Roche“ von Frau von Paalzow mitschicken können, indem Sie denselben einer dortigen Leihbibliothek entlehnen; ich schicke Ihnen dann denselben nach vierzehn Tagen zurück.

6) An die Korrektur des „Faustes“ mache ich mich gleich, sowie ich nur etwas jappen kann.

7) Ich gebe Ihnen hiermit auch Avis über 2600 Mark Banko, die ich einen Monat nach dato

an die Ordre von Herrn Hamberg & Co. auf Sie trassiere.

8) Melde ich Ihnen in Bezug auf meine Finanzen, dass mein Bruder in Prag war, und sich mit dem dortigen Direktor der Gaskompagnie abgefunden hat, und ich laut diesem Abfinden für eine Forderung von 16,000 Franks, die ich dort hatte, nur 5000 Franks bekomme, und zwar in Wechseln, welche im künftigen Juli fällig.

Sie sehen, welche gute Geschäfte ich mache. Das bleibt aber unter uns. Ich melde es Ihnen auch nur in Bezug einer Anfrage, die ich Ihnen freimüthig machen möchte. Sie sind ein Krösus, haben manchmal mehr bares Geld, als Sie nothwendig brauchen, und im Falle Sie mir, mit Abzug des gegenwärtigen Diskontos, das Honorar-Quotum des „Romancero“, das erst im künftigen Juli fällig ist, noch in diesem Jahre zu erheben gestatten, so würde mir Dieses äußerst angenehm sein, und ich erstens mit meinem Bruder nichts Geldliches mehr zu schaffen haben, und zweitens keine zu große Provision durch eine Anleihe einbüßen. Aber ich wiederhole, dass ich diese Gefälligkeit durchaus nicht annehme, wenn Sie mir nicht die Differenz des Diskontos abrechnen. Sagen Sie nur kurzweg, ob es Ihnen passt oder nicht. Sowie ich mit meinen

Büchern fertig bin, befasse ich mich mit der definitiven Ordnung meiner weltlichen Geschäfte, und die letzte Zeile meiner Nachrede ist keine Phrase.

9) Über die „Neuen Gedichte“ habe ich noch nichts Definitives herausgeklügelt. Wollen Sie wirklich den ganzen poetischen Heine in vier Bänden geben, das „Wintermärchen“ mit dem „Atta Troll“ zusammendruckend, so rathe ich Ihnen, statt des Wintermärchens in den „Neuen Gedichten“ den „William Ratcliff“ aus meinen „Tragödien“ zu drucken; denn dieses Stück ist ein Gedicht, welches in Geist und Ton zu den andern Gedichten passt und sie ergänzt.

10) Sie hätten mich in eine schöne Verlegenheit gesetzt, wenn Sie meinen Ansprüchen auf eine Gratifikation in Bezug des Faustbuches dadurch begegnet hätten, dass Sie mich frügen: wie viel ich begehrte? Ich hätte verdrießlich die Zipfelmütze in der Hand herumgedreht und etwas Unverständliches gebrümmelt, wie arme ehrsame Bürgersleute, denen man nach einer großen Hilfsleistung die Frage stellt: was unsere Schuldigkeit sei? Es versteht sich, dass Sie mir den „Romancero“ sehr anständig honoriert haben, aber der „Faust“ ist ein ganz anderes Buch, das Sie sich auch von Ihrem Publikum ganz extra bezahlen lassen. Und der Himmel

weiß, dass ich mit großem Vergnügen die Sache so einrichtete und mein eigenes Interesse gern sakrificierte. Ich begnüge mich mit der Avantage, die Dieses mir Ihnen gegenüber bietet, für einen etwa späteren Fall, wo Sie mich nicht der Kleinlichkeit bezichtigen dürfen, wenn ich mein eigenes Interesse dem Ihrigen vorziehe. Aber dieser Fall trifft vielleicht nicht ein, da ich sehr krank bin und vielleicht nicht so bald daran denken kann, mich für eine große literarische Arbeit anstrengen zu dürfen. Mein Abschied vom Publikum in der Nachrede ist bedeutsamer, als Sie glauben.

11) Haben Sie doch die Güte, zu meiner armen Mutter zu schicken und ihr sagen zu lassen, dass ich mich wohl befände, aber zu sehr beschäftigt sei, um schreiben zu können. Es wäre nicht übel, wenn in dem „Romancero"-Exemplar, welches meine alte Mutter bekömmt, die Nachrede ausgeschieden würde. Und

12) Grüßen Sie mir freundschaftlichst Ihre Lieben.

Ihr sehr müder Freund

Heinrich Heine.

281. An Julius Campe.

Paris, den 8. Oktober 1851.

Liebster Campe!

Ich erhielt gestern Nachmittag die Korrektur der Vorrede, und nachdem sie flüchtig durchgegangen, gab ich sie unverzüglich auf die Post. Da es spät war, konnte ich keine Zeile hinzufügen, und ich eile, Ihnen heute nachträglich zu bemerken, daſs der Titel „Nachwort" nicht oberhalb des Textes gedruckt werden darf, sondern daſs ihm ein ganzes Blatt, nämlich zwei Seiten, ganz wie dem Titel eines besonderen Abschnittes, gewidmet werden muſs. Das ist nicht bloſs typographisch nöthig, sondern schützt auch vor dem Irrthum, als bezöge sich das Nachwort auf die letzten Gedichte des Buches. Ja, aus diesem Grunde wünsche ich, daſs der Titel „Nachwort zum Romancero" heiße. Ich bitte Dieses nicht zu vergessen; wir gewinnen auch dadurch zwei Seiten.

Zu dem Faustbuche haben Sie jetzt alle Korrekturbogen; ich bitte, auch bei diesem nicht zu vergessen, daſs die Rückseite seines Titelblatts durchaus kein Motto erhält.

Die Verzierungen von Hauenschild sind wunderschön, und werden sich sehr gut machen*).

Ihren jüngsten Brief, nebst der Einlage alter Schreibesünden, habe ich diesen Morgen empfangen, doch ist es noch zu dunkel, als dass ich ihn lesen könnte; ist etwas Dringendes darin enthalten, so soll es morgen beantwortet werden. Doch glaube ich, die Hauptsachen sind schriftlich erledigt. Ich sehe, Sie schicken mir heute nicht den Artikel meines Bruders; im Fall Sie ihn nicht besitzen, so lassen Sie doch meiner Schwester wissen, dass sie mir ihn unverzüglich schicken solle; denn Madame Embden besitzt ihn sicher, und da vielleicht Etwas darin steht, was meine Mutter nicht lesen soll, so will ich selber keine Anfrage direkt machen.

Gestern habe ich meine Bücher aus der Hamburger Lesebibliothek, die mein Bruder nicht mitnehmen wollte, an meine Mutter zurückgeschickt, und ich will es so einrichten, dass die neue Sendung solcher Bücher mir zugleich mit den Exemplaren des „Romancero" und des „Faust's" zugeschickt werden könne. Die von Schiff angekündigten Bücher sind mir bis zu dieser Stunde noch nicht zugekommen.

---

*) Hauenschild hatte die Zeichnungen zu den Umschlagsvignetten des „Romancero" und „Faust" entworfen.

So eben erhalte ich auch Brief von Herrn Weerth und bitte Sie, ihn vorläufig recht heiter und liebreich von mir zu grüßen.

Ich liege in großen Schmerzen und fange wieder an viel zu beten, was immer ein schlechtes Zeichen ist.

Ihr Freund

H. Heine,

Dr. Juris.

---

282. An Julius Campe.

Paris, den 13. Oktober 1851.

Liebster Campe!

Obgleich ich heute sehr von Migräne geplagt und folglich sehr unwirsch bin, will ich doch Ihren Anfragen in Bezug auf die „Neuen Gedichte" mit einer bestimmten Antwort entgegnen, und Ihnen meinen bestimmten Bescheid melden. Obgleich ungern, doch nothgedrungen, entschließe ich mich, anstatt des „Wintermärchens" dorthin den „Ratcliff" zu geben; Ihre Gründe sind ganz richtig, und damit Sie keine Stunde länger zu warten brauchen, habe ich den „Ratcliff" bereits durchgesehen und schicke Ihnen beiliegend die Veränderungen für den neuen Druck. Merken Sie sich gefälligst, daſs die Aufschriften:

„Erster, Zweiter u. s. w. Auftritt" überall wegfallen. Da das „Wintermärchen" jetzt in den „Neuen Gedichten" fehlen wird, so muſs dort auch die alte Vorrede des Buches gänzlich unterdrückt werden; es ist auch nicht viel dran verloren, und die Vorrede, die eigens für das „Wintermärchen" geschrieben ist, findet alsdann später bei letzterm seinen Platz. Ich sehe mich genöthigt, jetzt einige neue Zeilen Vorrede zu den „Neuen Gedichten" zu schreiben, die ich Ihnen später einschicke. Alles, was Sie sagen, liebster Campe, in Bezug auf Ihre buchhändlerischen Interessen, ist ganz richtig. Der „Atta Troll" ist in der That zu dünnleibig, um einen Band zu füllen. Aber ich habe schon bei der letzten Herausgabe das Möglichste gethan, durch Umarbeitung, durch Hinzufügung von sechs neuen Stücken, einer Vorrede insgleichen, wozu ich mich keineswegs verpflichtet hatte, was ich ganz der Sache wegen that, ganz uneigennützig, indem ich auch wirklich kein einziges Wort der Anerkenntnis von Ihnen dafür empfing. Später, als ich in schöner Muße zu Montmorency lebte, hatte ich die Absicht, den „Atta Troll" um wenigstens ein Drittel zu vermehren, und ich skizzierte bereits die köstlichsten Partien; doch auf meine Anfrage bei Ihnen, ob ich diesen Plan ausführen sollte und gewärtig sein

könne, daſs ich für diese neue große Arbeit honoriert werde, empfing ich von Ihnen keine Antwort. Bei epischen Gedichten kann man nicht das Ganze gleich geben, und so ein Opus wächst mit den Jahren. Jetzt, wo die Heiterkeit meines Geistes gebrochen, ist nun an die Vollendung des „Atta Troll“ gar nicht mehr zu denken, zu meinem und zu Ihrem Schaden. So hat Ihr langjähriges Stillschweigen miſslich gewirkt; durch besprechendes Verständnis hingegen, wie Sie in der jüngsten Zeit gesehen haben werden, gelangen wir beiderseitig zu größerm Vortheil. Ein freudiger Gedanke ist es mir, daſs ich Sie nächstes Jahr vielleicht wieder hier in Paris sehe. Alsdann will ich Ihnen auch meine großen schematisierten Trolliaden zeigen, die jetzt verloren gegangen. Die Spanne Leben, die ich noch habe, will ich für wichtigere Dinge, als für Altflickerei, anwenden; auch kann ich nur eine Sache auf einmal thun. Gestern Abend besuchten mich Herr Gottschall und Cornet; Letzterer brachte mir den gehefteten „Romancero“. Sie kündigten mir noch einige andere solcher Exemplare an, die ich aber, da Kopf und Schwanz fehlen, nicht den Personen geben kann, die von mir ein Exemplar erwarten. Wenn sie mir Gottschall bringt, werde ich sie hier zu Ihrer Verfügung halten. Ich habe wenigstens 7 Exemplare

des „Romancero“ hier nothwendig, z. B. 2 für meine beiden Ärzte, 1 für den Schreiber dieser Zeilen, 1 für die Revue des deux Mondes u. s. w., kurz, Sie thäten gut, mir ein Dutzend Exemplare her zu schicken. In Hamburg wünsche ich über 5 Exemplare zu verfügen, und ich bitte Sie selbst, schicken Sie ein Exemplar an meine Mutter, ein zweites an meine Schwester und ein drittes an Karl Heine, mit einigen besonders hinzugefügten Zeilen, daſs diese Zusendung in meinem Namen geschieht; ich bitte Sie, Dieses nicht zu vergessen, damit mein Vetter mich keiner Vernachlässigung zeihen kann. Zu jedem Exemplar des „Romancero“ fügen Sie einen „Faust.“ Endlich bitte ich Sie, ein Exemplar von jedem Buche an meinen Bruder Gustav nach Wien, und ein anderes Exemplar des „Romancero“ nebst „Faust“ an meinen Bruder Max nach Petersburg durch gute Gelegenheit zu schicken.

Ich habe Ihnen bereits bemerkt, daſs Sie so bald als möglich an Herrn Doktor Peschel in Augsburg, der für die „Allgemeine Zeitung“ einen Artikel schreiben wird, ein Exemplar des „Romancero“ und des „Faust“ unter Kreuzkouvert schicken, Das ist Ihr eigenes Interesse. Es gehört, glaube ich, auch zu Ihrem eigenen Interesse, daſs Sie ein Exemplar an Varnhagen von Ense in Berlin und ein Exem-

plar „Romancero“ und „Faust“ an Detmold in Hannover schicken. Unsern lieben Freund Herrn Weerth brauche ich Ihnen nicht zu empfehlen. Apropos, da fällt mir ein, dass Sie auch ein Exemplar vom „Romancero“ und vom „Faust“ unverzüglich an Herrn Ferdinand Friedland, Direktor der Gasbeleuchtungsanstalt in Prag schicken; es liegt mir Etwas daran. Den Artikel von meinem Bruder habe ich noch nicht erhalten, und habe ihm auch noch nicht geschrieben.

Ich danke Ihnen für Honorierung meiner Tratte.

Wen ich für den Fall meines Absterbens mit den Geschäften meiner Frau betrauen werde, weiß ich noch nicht, da ich eingesehen habe, wie der krakehlige Charakter meines Bruders zu solchen Dingen nicht passt. Glauben Sie mir, ich bin wirklich übel dran, wenn ich all' meinen Pflichten genügen soll, wie es jeder Mann von Gefühl und Ehre thun muss.

Dass ich mich zu einem Diskonto erbot, ist wirklich mein Ernst, obgleich ich wohl weiß, dass Solches Ihrem Ohre nicht nobel genug klingt. Aber das Rechnen ist doch einmal in dieser Welt eine nothwendige Sache, und so hoch kann der Hamburger Diskonto nicht sein, dass ich nicht dennoch dabei profitiere, wenn ich mich dem hiesigen Diskonto entziehen kann. Thun Sie, wie Sie wollen, aber vergessen Sie nicht, dass mir viel damit gedient ist,

wenn ich meine Geschäfte in Ordnung bringe und mich ganz meinen Arbeiten überlassen kann.

Ihr Freund

H. Heine.

---

283. An Julius Campe.

Paris, den 15. Oktober 1851.

Liebster Campe!

Jetzt erst sehe ich, wie schön mein „Romancero" gedruckt ist, nachdem ich ihn mit den „Neuen Gedichten" verglichen, die ich zur Hand genommen, um das Deficit zu kollationieren. In den „Neuen Gedichten" (die wir jetzt den zweiten Band nennen wollen) ist nur das „Wintermärchen" fünfstrophig eng gedruckt, und wenn ich auch nun dieses mitsammt der Vorrede ausscheide und durch den „Ratcliff" ersetze, so bleibt es doch ein sehr magerer Band, und ich fürchte, Das wird sehr dürftig aussehen. Ich will zusehn, als Füllwerk einen oder anderthalb Bogen hinzuzufügen, indem ich einen Theil der Gedichte, die ich nicht für den „Romancero" geeignet fand, hier und da einschiebe. Ich bin aber in diesem Augenblick sehr kopfbetäubt und habe in

diesem Augenblick schon so viel Opium im Leibe, dass ich kaum weiß, was ich diktiere. Gestern war Gottschall bei mir; er fand mich aber in den größten Leiden. Von einem Hamburger erfahre ich, dass Stücke des „Romancero“ dort schon in vieler Leute Mund sind. Ich habe Cornet, welcher ihn ganz gelesen und von Gottschall erhalten hatte, um des Himmels willen gebeten, Nichts davon mitzutheilen. Ohne diese Vorsicht hätte er bereits an Dingelstedt das Gedicht, das an seine Adresse ist, kopiert überschickt. Ich hoffe, dass auch Gottschall Wort hält, den hiesigen Literaten Nichts vom „Romancero“ mitzutheilen, sonst füllen diese ihre Korrespondenzen mit verstümmelten Auszügen. Es wäre gut, wenn der „Romancero“ nach Paris am spätesten käme; ich traue meinem Freund V. nicht, welcher, wie ich weiß, sehr belgische Gedanken hat. Dagegen habe ich dennoch gesorgt, dass von hier aus für unser Buch eine bedeutende Reklame ausgeht; ich habe nämlich der Revue des deux Mondes gestattet, in einer schönen Anzeige die französische Übersetzung von etwa 6 Piecen zu interkalieren. Dadurch werden solche Piecen unverstümmelt bekannt, ohne dass man dennoch das Original hätte. Gestern war Herr Taillandier bei mir, sah das „Romancero“-Exemplar auf meinem Tische, und da ich ihm sagte, dass in diesen

Tagen das Buch in Hamburg ausgegeben wird, so wird er wohl Sorge tragen, daſs die erwähnten Gedichte mit einer schönen Einleitung von ihm unverzüglich in der Revue erscheinen; es sind: „Der Schatz des Rhampsenit“, „Rudèl und Melisande“, „Karl I.“ (diese beiden Gedichte waren bereits früher im Deutschen gedruckt), so wie auch „Schlacht bei Hastings“ und „Der weiße Elephant“, welcher ein Spaßgedicht auf eine wohlbekannte Dame des hiesigen Hofes ist, nämlich auf die Gräfin Kalergi, und gewiſs hier viel Aufsehn machen wird. Sie haben keinen Begriff davon, mit welcher Standhaftigkeit ich den Deutschen jede Mittheilung dieser Art abschlug. Auch Cotta habe ich Nichts senden wollen, und habe auch meinem Bruder, so hartnäckig er auch foderte, ein Gedicht für sein Blatt verweigert. Sorgen Sie aber dafür, daſs die „Allgemeine Zeitung“ so rasch als möglich ein Exemplar bekömmt, unter der schon bemeldeten Adresse. Ich schicke dieser Tage meiner Schwester ein Verzeichnis für Bücher der Leihbibliothek, wovon ich einige zugeschickt wünsche, und Sie können dann die Exemplare des „Romancero“ und des „Faust“ mitschicken. Ich habe vergessen, Sie auch zu ersuchen, ein Exemplar des „Romancero“ und des „Faust“ an Alfred Meißner nach Prag zu schicken; da Herbig

in Leipzig sein Verleger ist, so wird Dieser gewiss die Bücher schnell zu befördern wissen, wenn Sie ihm solche adressieren.

Meine literärischen Sorgen haben so sehr meinen Kopf in den letzten acht Tagen in Anspruch genommen, dass ich ganz vergaß, dass heute der Tag sei, wo die Miethe bezahlt wird, und nachdem Mademoiselle Pauline in meinem Sekretair nachsah, wie viel Geld noch vorräthig, fand sich zum Glück, dass es zur Zahlung der Miethe ausreichte, und dass mir noch 33 Sous übrig bleiben. Da sage mir nun Jemand, ich sei kein Dichter!

Und nun leben Sie wohl, und grüßen Sie mir freundlich Frau und Kinder.

Mit Freundschaft und Ergebenheit

Heinrich Heine.

---

284. An Julius Campe.

Paris, den 21. Oktober 1851.

Liebster Campe!

Seit drei Tagen stöbere ich vergebens nach einigen Blättern herum, die ich noch vor drei Wochen zur Hand hatte, und welche Gedichte enthielten, die

ich für den zweiten Gedichteband gern benutzt hätte; aber ich finde sie nicht, und sie sind gewiss, wie manches Andere, durch meine Weiber verzettelt worden. Ich muss mich daher begnügen, Ihnen für den zweiten Gedichteband den beifolgenden Cyklus zu schicken, der „Ollea“ überschrieben ist, und zwischen den Romanzen und den Zeitgedichten gedruckt werden soll. Er besteht zum größten Theil aus Gedichten, die ich im „Romancero“ nicht aufgenommen habe; und diejenigen Gedichte, deren Manuskript Sie bereits in Händen haben, habe ich nur mit ihrem Titel bezeichnet, um doppeltes Abschreiben und Briefporto zu ersparen. Ich füge auch anbei ein Gedicht, welches Sie zu den „Schöpfungsliedern“ im zweiten Gedichteband drucken können. Im ersten Theile des „Salons“, (Pag. 178, 179 und 180) ist ein Gedicht, welches „Diana“ überschrieben ist; dieses aus drei Nummern bestehende Gedicht ist in den „Neuen Gedichten“ nicht aufgenommen worden, und es kann jetzt im zweiten Gedichtbande, in derselben Ordnung wie im „Salon“, interkaliert werden.

Ein Lump giebt mehr, als er hat! Und somit betrachte ich Ihre Wünsche im Betreff der „Neuen Gedichte“ erledigt.

Ich bin sehr krank und kann Ihnen heute Nichts melden, außer dass ich die Supplementbogen zum

„Romancero," aber durch den Kreuzkouvert-Bindfaden in sehr ruiniertem Zustande, erhalten habe. Ich lege diese Bogen nebst den empfangenen „Romancero-" Heften für spätere Zeit zurück, da ich in meinem Zustande mich mit keinem Buchbinder besprechen kann, auch die Blätter keinem Landsmanne anvertraue.

Sagen Sie mir nur bestimmt, an welchem Tage Sie das Buch schon ausgegeben haben oder ausgeben werden, und schicken Sie mir meine Exemplare nur direkt durch die Eisenbahn hierher; denn ich habe mein früheres Projekt, die Exemplare mir durch meine Schwester zukommen zu lassen, jetzt aufgegeben. Unverzüglich aber schicken Sie mir unter Kreuzkouvert zwei Exemplare des „Faust". Das Titel-Kupfer ängstigt mich sehr, wegen der nackten Dame.

Ich habe noch keine besondere Stunde gehabt, um mir aus Hauenschild's Buch *) vorlesen zu lassen; ich will ihm nicht eher schreiben, ehe ich das Buch nicht gründlich in mir aufgenommen habe.

Meinen herzlichsten Dank melden Sie ihm gefälligst; er überhäuft mich wirklich mit Güte, wie ich Dessen nicht in der jüngsten Zeit gewohnt bin.

---

*) „Nach der Natur."

Leider Diejenigen, die es freundlich und liebreich mit mir meinen und dabei bedeutende Naturen sind, leben fern von mir, während ich in meiner nächsten Umgebung nur Schraffel sehe, die mich neidisch anfeinden, wenn sie merken, dass ich mich nicht ausbeuten lasse. Ich habe schreckliche Liedchen hierüber zu singen. Vielleicht erzähle ich Ihnen später davon. Ich wiederhole Ihnen auch meinen wohl motovierten Wunsch, den „Romancero" nur spät an die Pariser Buchhandlungen abgehen zu lassen. Ich finde, dass Sie mein Bild sehr theuer angesetzt haben. Für eine Lithographie ist es etwas zu theuer. Schicken Sie mir doch so bald als möglich einen Abdruck unter Briefkouvert; falten Sie ihn so, dass das Gesicht nicht ganz verknickt wird. Ich will bloß sehen, wie die Lithographie ausfällt.

Herr Gottschall und Cornet scheinen sich in Paris sehr zu amusieren.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

---

285. An Julius Campe.

Paris, den 27. Oktober 1851.

Liebster Campe!

Ich habe nachträglich zu meinem letzten Briefe Ihnen zu bemerken, dass, im Fall Ihnen der zweite

Gedichtband, trotz dem Hinzugefügten, dennoch ein zu magres Aussehen zu haben bedünkt, ich Ihnen den Vorschlag mache, das Fragment aus „Manfred“ von Byron, welches in meinen bei Maurer erschienenen Gedichten enthalten ist, jetzt in dem zweiten Gedichtbande aufzunehmen, so daſs dieses Fragment gleich hinter dem „Ratcliff“ abgedruckt würde. Aber nur das „Manfred“-Fragment bitte ich zu drucken, nicht aber die wenigen andern Gedichte von Byron, welche ich hinzugefügt.

Ich glaube, es gehört zu meinen schönen Eigenschaften, daſs man immer weiſs, wie man mit mir dran ist. Wo ich ein Gleiches nicht finde, überkömmt mich eine gewisse Unbehaglichkeit, deren ich mich nicht erwehren kann. So Etwas, unter uns gesagt, passiert mir in Bezug auf Gathy; ich will mich nicht über ihn beklagen, aber es ist nicht bloß eine natürliche Ängstlichkeit bei ihm, sondern etwas seltsam Verstecktes, was mich bei ihm immer gewissermaßen unheimlich berührte. Meine Fühlhörner ziehen sich zurück, ohne daſs ich recht weiß, warum. Ich sage Das, damit Sie voraus wissen, wie wenig ich in Bezug auf besprochene Projekte auf ihn rechnen darf. Er ist gewiſs ein braver Mensch, aber er ist nicht mein Mann. Mit Freude würde ich ihm Alles zu Liebe thun; jedenfalls möchte ich ihn nicht aus-

beuten, und in dieser Beziehung wünsche ich auch, dass Sie die Arbeiten und Bemühungen, die ich ihm namentlich bei der Redaktion meines Faustbuches gemacht habe, anständig retribuieren. Sagen Sie mir gefälligst, wie Viel ich ihm in Ihrem Namen geben soll. Da Dieses gewiss nicht unter hundert Franks sein kann, so werde ich ihm solche vielleicht schon ehe ich Nachricht von Ihnen habe, auf die ich oft warten muss, wenn sie kein dringendes Geschäftsinteresse betrifft, zu behändigen wissen. Ich fand ihn in Geldangelegenheiten immer sehr delikat; er würde gewiss nicht davon sprechen, aber es ist desto mehr meine Pflicht, dafür zu sorgen, dass jeder Arbeiter seiner Mühe nach belohnt werde. Ich würde Ihnen gar nicht vorher darüber schreiben, wenn ich nicht jüngst nachgerechnet hätte, dass mir das Faustbuch, wofür ich mir einen Platzregen von englischen Guineen versprach, bereits über 550 Franks aus meiner eigenen Kasse gekostet hat, die ich Ihnen an den Fingern vorrechnen kann: über

150 Fks. gab ich meinem alten Abschreiber für kalligraphische Abschrift von 2 Ballett-Exemplaren und einem Exemplar des Briefes an Lumley in deutscher Sprache und eines andern in französischer Übersetzung und

noch einer Abschrift des Ballettes in französischer Sprache;

200 Fks. gab ich an Gathy, das erste Mal 100 Fks. für Übersetzung des Balletts, und später 100 Fks. für Übersetzung des Lumley-Briefes; über

100 „ zahlte ich für Druckkosten und einige andre Ausgaben, um einige gedruckte Exemplare des „Faustes“, zur Sicherung meiner Eigenthumsrechte, bei den verschiedenen Behörden zu deponieren; wenigstens

100 „ kostete mir der Ankauf der 3 Bände von Scheible's Kompilationen und ähnlicher Piecen über Faust-Literatur. Kurz, wenigstens

550 Fks. habe ich aus meiner Privat-Armen-Kasse bereits für das Buch ausgegeben, und es ist mir nicht zu verdenken, wenn ich jetzt, wo ich allein in Ihrem Interesse handelte, nicht noch andre 100 Fks. opfern möchte, die aber doch unter jeder Bedingung entrichtet werden müssen, da, wie gesagt, jeder Arbeiter seines Lohnes werth ist. Sie sehen, ich bin nicht umsonst bibelfest.

Das Schriftchen über Faust, welches ich der Güte des Herrn Hauenschild verdanke, habe ich mit großem Vergnügen gelesen, da es sehr schlecht ist und ich daraus ersehe, daß mein Büchlein nicht

überflüssig ist. Die Masse der Faustliteratur zeigt, dass die Deutschen noch immer für diesen Stoff empfänglich sind; mag immerhin Der und Jener ein neues Buch über den alten Zauberer oder das alte Buch in erneuter unbezaubernder Form herausgeben, wie Simrock Dieses thun wird oder gethan hat: immerhin, in diesen Büchern wird Etwas nicht enthalten sein, was mein Buch schon auf dem Titelblatt bietet, oder wenn ich das alte Buch selbst herausgebe, bieten wird, nämlich mein Name. Mein Publikum wird sich dadurch angezogen fühlen, Andern wird der Name als Garantie gelten, dass ich etwas Sehenswerthes bringe, und man wird auch einer bloßen Edition von mir einen Vorrang vor unbekannten Kompilatoren gewähren. Diesmal aber gebe ich in wenigen Bogen nicht bloß viel Belehrung, sondern auch eine literarische Kuriosität, die gewiss nicht unbeachtet bleiben wird, wenn wir auch jetzt noch nicht wissen, welchen Schicksalen das tolle Kind entgegenläuft.

Freundschaftlich grüßt Sie

Ihr treu ergebener

Heinrich Heine.

---

286. An St. René Taillandier.

Liebster Herr Taillandier!

Ich schob es ein wenig auf, Ihnen zu schreiben, weil ich den Artikel von Chasles *) nicht auffinden konnte; endlich habe ich eine Art Korrekturabzug gefunden, und beeile mich, Ihnen denselben zukommen zu lassen. Gleichzeitig sende ich Ihnen eine Notiz, die einer meiner Freunde vor sieben Jahren verfasst hat, und die nicht gedruckt worden ist.

Mein Kopf ist zu zerrüttet, als dass ich im Stande wäre, neue Noten zu diktieren. Ich beschränke mich darauf, Ihnen zu sagen, dass das Datum meiner Geburt in den mich betreffenden biographischen Notizen nicht eben genau angegeben ist. Diese Ungenauigkeit mag die Folge eines absichtlichen Irrthumes sein, den man zu meinen Gun-

*) Herr Buloz, Redakteur der Revue des deux Mondes, hatte Herrn Taillandier um einen Aufsatz über H. Heine's sämmtliche Werke ersucht, der auch im Hefte vom 1. April 1852 erschienen ist. Der in Rede stehende Artikel von Philarète Chasles wurde zuerst 1835 in der Revue de Paris abgedruckt, und findet sich auch in dessen Études sur l'Allemagne au XIX. siècle (Paris, Amyot, 1861). Vgl. H. Heine's „Autobiographische Skizze", — Sämmtl. Werke, Bd. XIII, S. 3 ff.

sten während der preußischen Invasion beging, um mich dem Dienste Sr. Majestät des Königs von Preußen zu entziehen. Seitdem sind all' unsre Familien-Archive durch wiederholte Feuersbrünste in Hamburg vernichtet worden. Indem ich meinen Taufschein zu Rath ziehe, finde ich den 13. December 1799 als mein Geburtsdatum verzeichnet. Das Wichtigste ist, daſs ich geboren, und an den Ufern des Rheines geboren bin, wo ich schon mit sechzehn Jahren ein Gedicht auf Napoleon schrieb. Sie finden dasselbe in meinem „Buch der Lieder" unter dem Titel „Die beiden Grenadiere", und es wird Ihnen beweisen, daſs mein ganzer Kultus damals der Kaiser war. Meine Vorfahren gehörten der jüdischen Religion an; ich war niemals eitel auf diese Abkunft — fühlte ich mich doch schon hinlänglich gedemüthigt, wenn man mich für ein schlichtweg menschliches Geschöpf nahm, während Hegel mich glauben gemacht hatte, daſs ich ein Gott sei! Ich war so stolz auf meine Göttlichkeit, ich hielt mich für so groß, daſs ich, so oft ich unter der Porte St. Martin oder St. Denis hindurch ging, unwillkürlich das Haupt senkte, um mich nicht an dem Bogen zu stoßen — Das war eine schöne Zeit! sie ist seit lange entschwunden, und nur mit Trauer kann ich derselben jetzt gedenken, wo ich elend auf

dem Rücken liege. Meine Krankheit macht entsetzliche Fortschritte.

Ich habe meinen „Faust" noch nicht erhalten. Sobald er eintrifft, schicke ich Ihnen denselben unter Kreuzband.

Ich danke Ihnen für alle Theilnahme, die Sie mir beweisen, und kann Ihnen nicht genug aussprechen, wie sehr ich Ihnen zugethan bin und wie hoch ich Sie schätze. Empfangen Sie diese aufrichtige Versicherung

Ihres ergebensten

Henri Heine.

Paris, den 3. November 1851.

P. S. Ich habe durch ein paar Federstriche eine Stelle dieses Briefes *) bezeichnet, die Sie gern Ihrem Aufsatz einfügen mögen, wenn Sie es thun können, ohne dass ich Theil daran zu haben scheine; ich brauche Ihnen das Schickliche nicht zu empfehlen, — Ihnen, der so viel Takt bewiesen hat und alle Gewandtheit eines Diplomaten besitzt, obschon Sie von transrhenanischem Geiste durchhaucht sind.

*) Die biographischen Notizen des zweiten Absatzes, welche Taillandier in seinen Aufsatz aufnahm.

287. An Georg Weerth.

Paris, den 5. November 1851.

Liebster Herr Weerth!

Sie werden gewiſs selber schon mal die Bemerkung gemacht haben, daſs wir öfter an Diejenigen denken, denen wir aus Saumseligkeit eine Antwort schuldig geblieben, als an Denjenigen, dem wir immer gleich einen nothdürftigen Höflichkeitsbrief schreiben und mit solchem gleichsam so bald als möglich abzufertigen suchen. So geschieht es auch, daſs Sie, lieber Weerth, sich täglich in meinem Gedächtnisse immer tiefer einwurzeln, während ich mir beständig den Vorwurf mache, daſs ich Ihnen für die vielen freundlichen Zeilen, die Sie an mich gerichtet, und besonders für Ihr letztes erheiterndes Schreiben noch nicht meinen Dank ausgesprochen habe. Aber ich wartete immer auf eine gesunde Stunde, die nie kam, und heute endlich entschließe ich mich dazu, ich weiß nicht warum, da ich doch eben mehr als je in diesem Augenblicke leidend und sauertöpfisch gestimmt bin. Seit einigen Wochen ist mein Zustand viel schlimmer geworden, ich kann nicht mehr mit dem gewöhnlichen Leichtsinn auf

Besserung hoffen, und auf den ärgsten Fall mich vorbereitend suche ich wenigstens meine Briefschulden zu zahlen. Aber auch meine anderen Schulden tilge ich gewissenhaft, und es ist vielleicht noch kein Dichter so philisterhaft respektabel gestorben, wie ich es sein werde, wenn mich der Herr zu sich rufen wird zum ewigen Leben, wie die Frommen sagen. Es freut mich, daß Ihnen meine Vorrede *) gefallen hat; leider habe ich weder Zeit noch Stimmung gehabt, darin auszusprechen, was ich eben darthun wollte, nämlich, daß ich als Dichter sterbe, der weder Religion noch Philosophie braucht und mit beiden Nichts zu schaffen hat. Der Dichter versteht sehr gut das symbolische Idiom der Religion und das abstrakte Verstandeskauderwelsch der Philosophie, aber weder die Herren der Religion noch die der Philosophie werden jemals den Dichter verstehen, dessen Sprache ihnen immer spanisch vorkommen wird, wie dem Maßmann das Latein. Durch diese linguistische Unkenntnis geschah es, daß diese und jene Herren sich einbildeten, ich sei ein Betbruder geworden. Sie begreifen nur die Mistgeschöpfe, denen sie gleichen, wie Goethe sagt, den ich um seinen göttlichen Namen beneide. Apropos Goethe. Ich

*) Es ist das Nachwort zum „Romancero" gemeint.

habe vor einiger Zeit wieder Eckermann's Gespräche mit Goethe gelesen und ein wahrhaft pomadiges, besänftigendes Vergnügen daran gefunden. Lesen Sie doch diese zwei Bände, im Fall Sie sie noch nicht kennen, und im Fall Sie vielleicht den später erschienenen dritten Theil dieser Gespräche auftreiben können, suchen Sie mir denselben gelegentlich zukommen zu lassen. Ich beschäftige mich gern zu meiner Geistesabspannung mit solcher Lektüre; meistens lese ich jetzt Reisebeschreibungen, und seit zwei Monaten bin ich nicht aus Senegambien und Guinea herausgekommen. Der Überdruss, den mir die Weißen einflößen, ist wohl Schuld daran, dass ich mich in diese schwarze Welt versenke, die wirklich sehr amüsant ist. Diese schwarzen Negerkönige machen mir mehr Vergnügen, als unsere heimischen Landesväter, obgleich sie ebenfalls von Menschenrechten wenig wissen und die Sklaverei als etwas Naturwüchsiges betrachten.

Ich hoffe, dass Ihnen mein „Romancero“, besonders aber mein „Faust“ gefallen wird. Gott weiß, dass ich auf diese Bücher keinen großen Werth lege, und dass sie nicht so bald das Tageslicht gesehen hätten, wenn Campe mir nicht die Daumschrauben angelegt. Ich komme zu dieser Publikation wie die Magd zum Kinde, ja zu zwei Kindern.

Campe kann Ihnen erörtern, wie ich Das meine *). Über das Schicksal meiner Bücher bin ich ganz in Unwissenheit, da Campe, seit er Alles hat, was er braucht, mir keine fernere Nachricht darüber giebt. Trifft dieser Brief Sie in Hamburg, so erfahre ich vielleicht Etwas darüber von Ihnen, wenn Sie mich ferner mit einer Zuschrift erfreuen.

Ich bin so betäubt von Opium, das ich zu wiederholten Malen eingenommen, um meine Schmerzen zu betäuben, dass ich kaum weiß, was ich diktiere. Dazu kommt, dass schon diesen Morgen ein dummer Teufel von Landsmann bei mir war, der in einer langen uud langweiligen Unterredung Ideen mit mir austauschte; durch diesen Austausch von Ideen habe ich vielleicht seine dummen Ideen im Kopfe behalten, und ich habe vielleicht einige Tage nöthig, ehe ich mich derselben ganz entäußern und wieder einen vernünftigen Gedanken fassen kann. Der Mann sah Alles grau in Grau, was auch seine eigne Farbe ist; er sagte, Deutschland stände an einem Abgrunde — nun, da ist es gut, dass Deutschland kein wildes Ross ist, sondern ein ge-

*) Der „Doktor Faust“ sollte nach Heine's ursprünglicher Absicht als „Viertes Buch“ des „Romancero“ erscheinen, wurde aber, auf Campe's Rath, von dieser Gedichtsammlung getrennt und als besonderes Buch herausgegeben.

scheites Langohr, dem es vor dem Abgrund nicht schwindelt, und das an den Rand desselben ruhig hinwandeln kann. —

Herr Reinhardt, der mir die Feder leiht zum heutigen Briefe, lässt Sie freundlich grüßen.

Hier ist Alles ruhig, nur dass der Polizeipräfekt jüngst, ein zweiter Herodes, gegen unsere unschuldigen Landsleute einen ungeheuren Kindermord beabsichtigte und die armen Kleinen sehr ängstigte. Sie mussten sich Alle auf die Polizei verfügen, um ihre hiesige Existenz zu beweisen, was Manchem sehr schwer wird, der weder Existenz noch Existenzmittel besitzt. Jener Herodes meinte, dass sich ein politischer Heiland unter uns befände, und die Denunciation rührt leider von einer Person her, der es nicht an Bildung fehlt, und die sogar ein Literat ist. — Das sind verteufelt schauderhafte und widerwärtige Dinge. Wenn ich denke, dass solche Personen sich Jahre lang mir nahen konnten, so wird mir grauenhaft zu Muthe. Welche schreckliche Sache ist das Exil! Zu den traurigsten Widerwärtigkeiten desselben gehört auch, dass wir dadurch in schlechte Gesellschaft gerathen, die wir nicht vermeiden können, wenn wir uns nicht einer Koalisation aller Schufte aussetzen wollen. Wie rührend schmerzlich und zugleich ingrimmig sind über dieses

Thema die Klagen des Dante in der göttlichen Komödie!

Leben Sie wohl, theurer Freund! und bleiben Sie heiter zugethan

Ihrem herzlich ergebenen

Heinrich Heine.

---

288. An Julius Campe.

Paris, den 17. November 1851.

Liebster Campe!

Ich bin in diesem Augenblick so krank, so entsetzlich krank, daſs ich Ihren Brief nur noch oberflächlich lesen konnte, und heute nicht zu beantworten vermag. Was das östreichische Verbot betrifft, so haben Sie es sich selbst wegen früherer Sünden zuzuschreiben, wie ich aus authentischer Quelle weiß. Gottschall, den Sie bald sehen werden, wird Ihnen berichten, daſs ich ihm schon vor vierzehn Tagen davon erzählt, wie ich einen Buchhändlerbrief erhalten habe, der, aus Animosität gegen Sie geschrieben, voller falscher Annahmen ist, ungerecht im höchsten Grade, aber mir doch zeigte, daſs schon

gleichzeitig mit dem Erscheinen meines Buches dagegen geschmieraillisiert werde. Ich habe es mit ganz andern Kritiken zu thun, als mit jenen ersten Vorposten des Enthusiasmus und der abgesagten Feindschaft; beide haben nicht Viel zu bedeuten, eben wegen ihrer voreiligen Hitze. Ich habe bis zu dieser Stunde meinen Freunden hier noch kein Exemplar geben können. Schicken Sie mir unverzüglich unter Kreuzkouvert 5 Exemplare des Romancero und 7 Exemplare des Faustbuches. Den größten Theil dieser Exemplare verwende ich ja in Ihrem eignen Interesse, wie ich Ihnen später aufzählen werde.

Habe ich dieser Tage eine gesunde Stunde, so schreibe ich ein Vorwort zu den „Neuen Gedichten", die keinen andern Titel haben können. In Parenthese können Sie auf dem Titelblatt: „Zweiter Theil der poetischen Werke" drucken.

Die Verse, die Ihnen Christiani mittheilt *), sind ein alter Waschlappen, und in der zweiten Zeile ist sogar ein Fuß zu viel, nämlich das Wort „dunkeln".

Ich rathe nicht, die „Harzreise" besonders herauszugeben, da sie in der Gesammtausgabe gleich im

*) Abgedruckt in H. Heine's Sämmtlichen Werken, Bd. XVI, S. 100.

ersten Band erscheinen wird. Sie fühlen, ich habe Recht.

Es grüßt Sie Ihr leidender Freund

Heinrich Heine.

---

289. An St. René Taillandier.

Paris, den 21. November 1851.

Liebster Herr Taillandier!

Ich hatte gestern einen Besuch von Herrn de Mars, welcher mir Nachricht von Ihnen gab. Er sagte mir, dass die von Ihnen übersetzten Stücke mit dem großen Artikel, den Sie über mich schreiben *), erscheinen und muthmaßlich demselben eingefügt werden sollen. Herr de Mars bat mich zugleich, Ihnen baldmöglichst meine Arbeit über Faust nebst der französischen Version zu senden, von der ich Ihnen gesprochen. Ich sagte ihm, dass diese Übersetzung schwerfällig, dass der Geist des Originals darin völlig verwischt, dass sie in jeder Hinsicht stillos sei, und dass sie nur als Kommentar dienen könne, da der Übersetzer mindestens den Vorzug eines gründlichen Verständnisses für das Sujet be-

---

*) Siehe die Anm. auf S. 211 dieses Bandes.

saß, das immer einem Deutschen näher liegt, als einem Franzosen, wie gebildet und geistreich er auch sei. Ich sagte außerdem Herrn de Mars, dass ich meine Arbeit ganz express für die Revue eingerichtet habe; ich denke jedoch, dass wir die einzige Änderung treffen, Das, was in meinem Buche die Einleitung ist, ans Ende der Arbeit zu stellen, und nur eine Notiz vorauszusenden, welche die Berichte enthält, die ich auf den ersten Seiten dieser Einleitung gebe. Die Hauptsache ist, dass dies Werkchen sich sehr gut für die Revue eignen und den Anforderungen des Herrn Buloz entsprechen wird, der sein Publikum in unterhaltender Weise belehren will. Ich schmeichle mir, ganz neue deutsche Legenden geboten und gleichzeitig sehr ernsthafte Kunst- und Literaturfragen behandelt zu haben. Ich schicke Ihnen also heut unter Kreuzband das kleine Buch, und ich schließe diesem Briefe das Manuskript der bewussten Übersetzung bei, das Ihnen vielleicht von einigem Nutzen ist, aber von dem Sie gewiss keine Zeile gebrauchen können. Es würde mich herzlich freuen, wenn Sie sich mit einer neuen Version befassen wollten, die, wie Sie sehen werden, nicht leicht ist, aber, wie ich hoffe, einigen Reiz für Sie haben und Ihren romantischen Neigungen einigermaßen entsprechen wird. Sie erweisen mir dadurch einen

großen Dienst, und ich glaube, dass Sie gleichzeitig der Revue damit erheblich nützen werden *).

Mein „Romancero“ bahnt sich in Deutschland seinen Weg mit großem Geräusch; und obschon meine Poeteneitelkeit dabei nicht ihre Rechnung findet, ist es besser für meinen Zustand als Kranker, dass ich von dem Schauplatz dieser Erfolge etwas entfernt bin. Selbst ehedem, als ich gesund war, hatte die Begeisterung der Deutschen für mich etwas Erschreckendes, das schlecht zu einer gewissen träumerischen Grandezza passte, die in meiner Natur liegt.

Ich hätte Ihnen viel' schmeichelhafte Dinge zu sagen, wenn ich nicht in Frankreich schon Takt genug erworben hätte, es nicht in einem Augenblicke zu thun, wo Sie einen Aufsatz über mich unter der Feder haben. Ich hoffe, dass ich Ihnen genug Notizen für diese Arbeit gesandt habe. Ich meine, Sie könnten darin meinen Brief an Chasles **) wieder abdrucken, obschon er bereits sehr alt ist und seine

---

*) Taillandier fertigte in der That die gewünschte Übersetzung an, welche Heine sehr gefiel und in der Revue des deux Mondes vom 1. Februar 1852 unter dem Titel: „Méphistophéla et la légende de Faust“ gedruckt wurde.

**) Abgedruckt in H. Heine's Sämmtlichen Werken, Bd. XIII, S. 3 ff.

Hauptpunkte keinen direkten Bezug auf die gegenwärtige Zeit mehr haben. Der Brief ist zu einer Zeit geschrieben, wo ich die Zielscheibe der Verfolgungen des deutschen Bundestags war, der seine Dekrete wider das junge Deutschland richtete, zu dessen Haupt er mich erklärte. Zu jener Zeit bellte voll Franzosenangst wider uns die Bulldogge Menzel und denuncierte das junge Deutschland als eine höllische Verbindung, welche Synagogen-Interessen verfolge und Deutschland an Frankreich verrathe. Die sogenannte nationale Partei hetzte durch eben so perfide wie alberne Insinuationen die Menge wider uns auf; man beschuldigte uns des „Franzosenthums“ und der „Unsittlichkeit“. Ich hatte guten Grund, damals zu versichern, daſs ich der protestantischen Kirche angehöre, und Dies war, so kindisch es heute erscheinen mag, in der Tagespolemik von einigem Nutzen. Die Verfolgungen des deutschen Bundestags haben mir viel geschadet, und sie harmonierten vollkommen mit dem Haſs meiner untergeordneten Gegner. Ich ging als Sieger aus einer Epoche hervor, die eine der schrecklichsten war, welche die deutschen Schriftsteller jemals zu erdulden gehabt. Die jetzige Generation ist glücklicher, und ihr französischen Schriftsteller wisst euer Loos nicht genug zu schätzen.

Leben Sie wohl, liebster Taillandier. Meine Schmerzen gestatten mir heute nicht, mehr zu diktieren. Sein Sie überzeugt, daß ich Sie ungemein hochachte und liebe.

Ihr ergebenster

Henri Heine.

---

290. An Julius Campe.

Paris, den 24. November 1851.

Liebster Campe!

Vorstehend die Vorrede zu den „Neuen Gedichten". Ich bin krank und kann Ihnen erst dieser Tage schreiben. — Unter mein Porträt brauchen Sie gar kein Autograph zu setzen; das Publikum braucht die zitternde Handschrift eines Blinden nicht zu kennen, und es würde einen unschönen Eindruck machen. Überhaupt finde ich eine Handschrift unter einem Porträt eine sehr barbarische Sache, habe die meinige immer verweigert und auch heute.

Ihr Freund

H. H.

---

291. An Julius Campe.

Paris, den 8. December 1851.

Liebster Campe!

Obgleich ich heute sehr leidend bin und mir der Kopf schon mit Opiumduft betäubt ist, will ich doch Ihren letzten Brief mit einigen Zeilen beantworten.

In Betreff meines Porträts mögen Sie immerhin das leichtfertige Wort, womit es mir aber ganz Ernst ist, nebst einer nicht allzuschlechten Namensunterschrift, autographieren lassen. Es ist mir Alles so einerlei in meiner jetzigen Leidensperiode, die hoffentlich nicht dauern wird. Ein Pack Briefe liegt neben mir von der äußersten Wichtigkeit, die ich unbeantwortet lassen muss, was mir bei meiner angebornen Höflichkeit ein wahres Herzleid ist. Sagen Sie Das auch gefälligst Herrn von Hauenschild, vor dem ich wahrlich beschämt bin, dass ich ihm noch nicht geschrieben. Weerth hat mir vor 14 Tagen über die Vignette des „Faustes“ so wunderliche Dinge gesagt, dass ich sie Ihnen wohl mittheilen möchte. Sie haben keinen Begriff davon, was ich wegen der nackten Person auf dem Fausttitel auszuhalten habe. Hiermit beantworte ich indirekt, was Sie mir von der Klage wegen „Unsittlichkeit“ berichtet

haben. Mein Bruder schreibt mir, daſs das östreichische Verbot durch das Gedicht „Maria Antoinette“ motiviert sei, was ich nicht glaube, da er mir wegen seiner eignen Position dabei interessiert zu sein scheint, daſs ich hinfüro Östreich schone. Wahrlich, den Östreichern ist es nichts Neues, daſs Maria Antoinette geköpft worden, und sie haben sich mit diesem historischen Faktum längst abgefunden. Daſs Ihnen, liebster Campe, in den letzten vier Jahren kein Verlagsartikel in Östreich verboten wurde, ist sehr natürlich, da es eben die fetten Jahre der revolutionären Bewegung waren, und jetzt erst die magern wieder anfangen. Ich weiß nicht, ob es ein Buchhändler ist, der mir ohne Kenntnis unsrer Verhältnisse Dinge schrieb, die gar kein positives Interesse für mich hatten. Ich schließe es jedoch aus Äußerungen, die gleichlautend mit denen der Buchhändler, welche mich mit Anträgen angingen. Im Buchladen von Franck sagte man, daſs das östreichische Verbot nicht gegen mich, sondern gegen Sie gerichtet sei, denn ich hätte ja immer in östreichischem Solde gestanden. An dieser Äußerung erkenne ich unsern saubern Monsieur V. Als ich vor vier Jahren einmal im Franck'schen Buchladen war, benutzte jener Patron die Gelegenheit, mit mir zu sprechen, that als wäre ich seines

Gleichen, und mit der ihm eigenen frechen Familiarität sagte er mir ins Gesicht: Es hieße, dass ich von den Östreichern bezahlt sei. Dieser bankerotte und seinen Wiener Schulden entlaufene Gesell hatte wirklich die Frechheit, von einem deutschen Dichter Dergleichen zu sagen; doch die Sache war der Art, dass sie mich gar nicht erhitzte, und ich ihm in meiner ruhigen Weise antwortete: „Mein lieber Herr V., Sie irren sich, ich werde eben so wenig von den Östreichern bezahlt, wie die Östreicher von Ihnen bezahlt werden.“ Sein Gesicht wurde so roth wie sein Bart. Welch ein Glück, dass die Leute nichts Besseres zu erfinden wissen und so wenig die Seite kennen, wo ich wirklich verletzlich wäre. Wahrlich, in Betreff des Geldes habe ich mir nie eine Blöße gegeben. Aber die „Sittlichkeit“ — aber da sieht es auch nicht so schlimm aus, wie man meint. Ich habe Ihnen bereits in Paris gesagt, wie mich der ehrliche V. einmal bereden wollte, ihm den Kontrakt, den ich mit Ihnen abgeschlossen, zu zeigen, mir versichernd, dass er gewiss ein Vortheilchen zu meinem Nutzen herausklauben würde, ein Filou-Gedanke, der mich wahrhaft tief empörte, da ich zu derselben Zeit erfuhr, dass Sie der Onkel des V. seien. Wenigstens behauptete er es, indem er in seiner philisterhaft witz-sein-sollenden Weise

erzählte, daſs Sie, liebster Campe, einst die gerührtesten Thränen der Dankbarkeit an seinem Halse geweint hätten, weil er Ihre selige Frau im Gespräche seine Tante genannt hatte. Er bildete sich Viel ein auf diesen Schabernack, und meinte, daſs Sie ihm seitdem immer größere Liebe als seinen stolzern Brüdern, die von der Tante Nichts wissen wollten, bezeugten. Doch zu meinem Schrecken sehe ich, daſs ich mich ins Klatschen einlasse, was ich gewiſs nicht thäte, wenn ich nicht Ihrer Diskretion überzeugt wäre; jedoch empfehle ich Ihnen solche aus dem ganz besonderen Umstande, weil meine körperliche Lage mir nicht erlaubt, mich in Diskussionen einzulassen. Ein Mann, der keine Beine hat, muſs sich von jedem V. ferne halten. Sonderbar, daſs der Bursche Sie, liebster Campe, von einer Seite ridikülisieren wollte, die mir bei Ihnen eben als die respektabelste immer vorgekommen und gezeigt hat, daſs Sie ein Mann von Herz und kein Philister sind. — Ich fühle mich so kopfbetäubt, daſs ich mich gewiſs konfuse oben ausgedrückt habe, und ich glaube berichtigen zu müssen, daſs es noch bei L e b z e i t e n Ihrer seligen Frau war, als V., wie er mir sagte, Ihnen die Ehre anthat, sich nach dem Befinden seiner T a n t e zu erkundigen. —

Gestern war Gathy bei mir. Ich sehe, er ist Ihnen sehr attachiert, ist jedenfalls dankbar, und spricht zu meiner Freude von Ihnen mit jenem Respekte, dessen nur der gebildete Mensch fähig ist. Der Pöbel ist weder dankbar, noch anerkennend. Ich habe an Gathy vor geraumer Zeit, sobald ich Ihre Bewilligung empfangen, in Ihrem Namen 100 Franks ausgezahlt, welche Sie mir gefälligst gutschreiben wollen.

Ich danke Ihnen für die Vergünstigung, dass ich mein Guthaben des Restes meines „Romancero-“ Honorars bereits jetzt in der von Ihnen angegebenen Weise auf Sie trassieren kann. Die neue Auflage der „Neuen Gedichte“ habe ich erhalten und bemerkt, wie Sie Ihre Bier-Theorie, die Benutzung des Schaumes, zur Anfertigung eines Inhaltverzeichnisses angewendet.

Mit der „Harzreise“ können Sie es machen nach Belieben. Es ist mir freilich schmerzhaft, dass es die Umstände mir nicht erlauben, durch eine neue Einleitung das Büchlein der jetzigen Generation vorzuführen. Ich muss Zeit und Kräfte zu dringendern Bedürfnissen anwenden.

In Bezug der Terminbestimmung meiner Semester-Pension, so ist die Sache ganz einfach; wenn Sie unsern Kontrakt nachsehen, so finden Sie, dass meine Pension von der Jubilat-Messe des Jahres

1848 an beginnt. Die Jubilat-Messe ist aber im Monat Mai, und indem ich nun den 1. Juni und den 1. December als die Termine der Zahlung bestimmt annehme, so glaube ich, auf dem rechten Wege zu sein. Wollen Sie dieselben einen Monat weiter hinausstellen und den ersten Juli und den ersten Januar als solche Termine fixieren, so ist diese Differenz von so geringer Bedeutung, dass mir Nichts daran läge; wenigstens aber wünsche ich, meines bevorstehenden Todes wegen, die Geldverhältnisse meiner Frau wohlgeordnet zurückzulassen und immer liquide zu sein. Ich weiß, Sie respektieren dieses Gefühl. Leider habe ich die Interessen meiner Frau, missleitet durch die Hoffnungen, die mir mein Oheim machte, in früherer Zeit sehr vernachlässigt, und auch um den Frieden mit Karl zu haben, habe ich Fünf eine grade Zahl sein lassen. Meine Frau wird nach meinem Tode bloß die Hälfte jener Pension empfangen, die doch im Grunde die Rente eines Kapitals war, welches mein Oheim für mich bestimmte, wie aus allen Umständen zu schließen war, da er z. B. manchmal, wenn ich ihm eine Karotte riss, mich bedrohte, mir die Summe von jenem Kapitale abzuziehen. Ich kann zwar über die Generosität von Karl Heine nicht klagen, er giebt mir mehr, als er zu geben braucht — aber die Dinge

sind doch nicht, wie sie sein sollten. Ich habe freilich meine eigne Dummheit zunächst anzuklagen. Auch mein Bruder scheint meine Geschäfte, die ich ihm aufgetragen, keineswegs geordnet zu haben. Ihm selber habe ich Alles, was ich ihm schuldig war, zurückbezahlt. Sie begreifen, aus welchen wichtigen Gründen, und werden mir beistimmen.

Ich habe Ihnen s. Z. den Roman „Godwie Castle“ zurückgeschickt und hoffe, daß Sie denselben erhalten.

Meine Exemplare unter Kreuzkouvert habe ich richtig empfangen.

Sagen Sie mir genau, welche Bewandtnis es mit dem Verbote in Preußen hat, ob es sehr ernst ist, und ob die Sache vom Minister des Unterrichts und des Kultus abhängt. Ich werde vielleicht eine Demarche machen, die Ihnen zeigen wird, wie sehr mir Ihre Interessen am Herzen liegen, und wie ich mit Freundschaftseifer Alles applanieren möchte, was späterhin bei der Gesammtausgabe hinderlich wirken könnte. Ein ander Mal mehr hierüber.

Empfehlen Sie mich Ihrer Frau, Ihrer Tochter und dem jungen Thronerben. Herrn Gottschall lasse ich freundlich grüßen. Ich habe bis jetzt den Artikel, den mein Bruder über mich geschrieben und worüber Schiff sich bei mir beklagte, noch nicht er-

halten; ich ward immer mit Versprechen an der Nase herumgeführt. Über die Art, wie meinem Romancero Vorschub geleistet werden kann, spreche ich nächstens.

Ihr Freund

H. Heine.

292. An Sigmund Engländer.

Paris, den 8. Januar 1852.

Liebster Herr Engländer!

Ich befinde mich in diesem Augenblick minder leidend, als während den letzten Tagen, und es wäre mir sehr genehm, wenn Sie mir diesen Abend das Vergnügen Ihres Besuches schenken wollten, damit wir in der Geschichte unseres Egoisten *), für welchen ich mich trotz seines Egoismus sehr interessiere, weiter kommen. Ich denke sehr oft an einzelne Züge jener Geschichte, die werth sind des größten Psychologs, oder Fischelochs, wie mein Kalligraph **) auszusprechen pflegt.

Ihr freundschaftlich ergebener

Heinrich Heine.

*) Herr Engländer las einen von ihm verfassten, bis jetzt ungedruckten Roman: „Der Egoist", an einer Reihenfolge von Abenden dem kranken Heine vor.

**) Der damalige Vorleser und Sekretär Heine's, Richard Reinhardt.

293. An Julius Campe.

Paris, den 28. Januar 1852.

Mein liebster Campe!

In demselben Maße, wie die Revolution Rückschritte macht, macht meine Krankheit die ernstlichsten Fortschritte, und ich sehe dem Augenblicke entgegen, wo meine Augen gar Nichts mehr erblicken und sehen werden. Gestern Abend glaubte ich definitiv zu sterben, doch diesen Morgen will es mir vorkommen, als sei ich noch am Leben, und ich benutze diese Gelegenheit, Ihnen zu melden, daſs jetzt meine Schwester mir bald eine Kiste mit Büchern schicken wird, und daſs Sie, ebenfalls diese Gelegenheit benutzend, mir die verlangten Bücher beipacken lassen können. Schicken Sie mir nämlich einige Exemplare der Stereotyp-Ausgabe des „Romancero", etwa 3 bis 4 Stück, so wie auch noch einige Exemplare des „Buchs der Lieder" von derselben Prachtausgabe, ferner 6 Exemplare des Faustbuchs, und endlich, wenn Sie wollen, noch ein Exemplar von Hauenschild's „Aus der Junkerwelt", welches ich lesen will, sobald ich mit dem Buche „Aus der Natur" fertig bin. Letzteres gefällt mir immer besser und besser. Können Sie noch ein „Schief-Levinche" entbehren, so lassen Sie es mitlaufen. Zugleich bitte

ich Sie, mir einen Katalog der Bücher eines dortigen Antiquars zu schicken; ich brauche in diesem Augenblicke ein altes Buch: Erfahrungs-Seelenkunde, von dem Hofrath P. Moritz, welches in den siebziger oder achtziger Jahren zu Berlin herausgekommen sein muſs. Ist es dort, so verschaffen Sie mir es. In dem Katalog von Jowien befinden sich leider wenig' alte Bücher; ist Niemand dort, der jetzt dergleichen hat, wie früher Bernhardt? Der Transport der Bücher durch die Eisenbahnen ist schauderhaft theuer, weil in Köln unter dem Namen Kommissionäre eine Kompagnie Diebe diesen Transport ausbeutet, indem sie sich dort als nothwendiger Vermittler den Eisenbahnbureaux aufdrängt und imaginäre Spesen sich zahlen läſst. Wenn diesem Unfug gesteuert wird, der dem Rheinzoll der alten Raubritter gleicht, werden die Transportkosten der Bücher spottwohlfeil sein; bis dahin sind die Sendungen unter Kreuzkouvert und Briefpost noch immer die wohlfeilsten.

Ihr armer Freund

Heinrich Heine.

294. An Benjamin Lumley.

Paris, den 21. Februar 1852.

Werther Herr Lumley!

Um mein Herz zu erleichtern, fühle ich mich gedrungen, Ihnen von einer ärgerlichen Geschichte zu sprechen, die für Sie nur wenig Interesse haben mag, die mich aber sehr empfindlich berührt. Ich hatte eine Übersetzung meines kleinen Faustbuches anfertigen lassen, das zu einem größeren Werke, welches ich in diesem Jahre herausgebe, gehören soll, und ich hatte sie der Revue des deux Mondes zu vorläufiger Benützung übersandt. Vor etwa vierzehn Tagen sprach Herr de Mars, der Leiter dieser Zeitschrift, bei mir vor; er sagte, dass er das Werk, nach Vornahme einiger stilistischen Verbesserungen, abdrucken werde, und bat mich, einige Partien zu ändern und wegzulassen. Ich stellte es ihm völlig anheim, nach Gutdünken zu handeln, unter der einzigen Reservation, dass er den Titel des Werkes nicht ändern, noch irgend eine Partie des an Sie gerichteten Briefes streichen dürfe. Denken Sie sich meinen Ärger, als ich beim Erscheinen der letzten Nummer sofort bemerkte, dass mein in aller Form ausgesprochenes Verlangen nicht erfüllt worden war. Ich stehe mit Herrn Buloz, dem

Redakteur der Revue des deux Mondes, auf freundlichem Fuße, und habe bisher keinen Grund gehabt, mich über ihn zu beklagen. In der That, ich habe ihn stets rechtlicher erfunden, als andere Redakteure französischer Journale, die sehr wenig Achtung vor der Würde eines Schriftstellers haben, und, während sie großmäulig von der Freiheit der Presse deklamieren, Einem die Gedanken beschneiden und zerhacken, wie es die Laune ihnen eingiebt, — wahre Despoten, die sie sind. Um so erstaunter war ich daher über Das, was Buloz bei dieser Gelegenheit gethan. Ich werde mich bitter beschweren, und zweifle nicht, dass er sein Vergehen einräumen und besonders in Betreff Ihrer sein Bedauern bei einer künftigen Gelegenheit äußern wird. Ich bin gegenwärtig zu krank, um mich mit derartigen Diskussionen zu befassen, allein heute nöthigt meine Freundschaft für Sie mich zum Reden. Ich weiß wohl, dass es Sie nicht überraschen wird, bösem Willen in der Pariser Presse zu begegnen, aber es ist doch immer gut, zu wissen, in welcher Gestalt derselbe zum Ausdruck kommt.

Mein Ballett ist von Allen, die das „Faust"-Manuskript gelesen, höchlich gepriesen worden, und Jedermann ist erstaunt, dass Sie dessen Aufführung bis jetzt verzögert haben. Es würde mich unendlich

freuen, wenn die öffentliche Meinung Sie veranlasste, Ihre ursprüngliche Absicht auszuführen, und wenn der Ruf des Buches Sie überzeugte, dass diesem höchst gewissenhaften Werke der Erfolg in Her Majesty's Theatre nicht fehlen dürfte, falls Sie sich nur zu dessen Aufführung entschlössen. Sein Sie versichert, geehrter Herr, dass wenige Personen Ihnen so aufrichtig gewogen sind, wie

Ihr ergebener Diener

Heinrich Heine.

---

295. An Alfred Meißner.

Paris, den 1. März 1852.

Liebster Meißner!

Ich danke Ihnen aus vollem Gemüthe für die viele liebevolle Theilnahme, die sich in Ihrem letzten Briefe ausspricht. Ich kann ihn heute nur in aller Kürze beantworten, da ich in einem Zustande bin, wo jedes Wort eine Anstrengung kostet. Es geht mir nämlich seit zwei Monaten immer schlimmer, und ich verliere sogar die Lust, zu klagen. Ruhe ist mir in diesem Augenblicke die höchste Krankenpflicht, und ich enthalte mich daher mancher Expektorationen, die solche gefährden könnten. Ich habe

Ihr „Weib des Urias“ bis auf diese Stunde noch nicht erhalten, werde aber dafür Sorge tragen, dass es mir baldmöglichst zu Händen komme; für die zwei Bändchen „Gedichte“ und „Ziska“ danke ich schönstens. Ich habe in beiden wieder viel Schönes gefunden, aber die neuen Gedichte habe ich nur zum Theil angehört, da mir Jemand beide Bändchen fast gewaltsam ablieh und nicht wieder zurückbrachte. Règle génerale: Wenn man mir ein gutes Buch abborgt, kann ich dessen kaum je wieder habhaft werden, während man mir die mittelmäßigsten Bücher immer gewissenhaft zurückbringt. So habe ich z. B. Herrn * *'s Gedichtsammlung schon siebenmal verliehen, und schon zum siebenten Male sind diese Vöglein wieder zu mir in ihr Nestchen zurückgeflattert. Ich werde sie daher unter keiner Bedingung mehr verleihen, sondern nur verschenken.

Ich bin neugierig auf Ihren „Urias“, um die Beklagnisse beurtheilen zu können, die man gegen Sie ausgeheckt. Wie die Sachen zusammenhängen habe ich leicht begriffen, nachdem mir * * * einige Indikationen über die Personage gegeben, die, unfähig etwas Tüchtiges selbst zu leisten, Sie durch Ihre Scheelsucht verfolgt, und in der That eine sehr bedenkliche Propaganda gegen Sie organisiert, da ihr alle gemeinen Mittel nicht zu schmutzig dün-

ken. Aber getrost! Solche Ärgernisse werden Sie früh oder spät überwinden und desto siegreicher aus dem Treffen hervorgehen! Ich habe mit noch weit schlimmeren Subjekten zu thun gehabt, und wahrlich, nicht Diese haben mich zu Boden geworfen. Jedes große Talent, schrieb mir einmal der selige Wolff, hat seine Laus, und Sie wissen, wen er darunter meinte. Ich hatte aber eigentlich zwei Läuse, und die eine lebt noch ihr miserables Scheinleben. Sie, liebster Meißner, haben noch etwas Schlimmeres als eine Laus, nämlich eine fette Wanze, die sehr kriechend ist und überall herumläuft in der bekanten zudringlichen Hausiererweise. —

Den Schwalbenvater sehe ich, gottlob! nicht mehr, wie überhaupt mein Haus jetzt sehr von west-östlichem Gesindel gereinigt ist. Den schwachen Menschen * * wissen sie zu lenken, und durch die Intrigen des Monsieur * * * geschah es, dass er sich mit meiner Frau brouillierte, so dass ich auch ihn nicht mehr sehe, was mir leid thut. Der Monsieur * * * * ist ein ganz gemeiner Polizeispion geworden, während er früher bloß ein Dieb war. Ich war leider die Veranlassung, die zufällige, zu seiner Enthüllung, und der Mensch läuft jetzt den ganzen Tag herum, um mich zu verleumden; auch sein Socius * * steht ihm hierin bei und behauptet, ich

hätte ihn, wahrscheinlich aus Neid, verkleinern wollen. Ich wünschte, Herr * * * hätte bereits eine reiche Heirath gemacht und brauchte sich nicht mehr herumzuquälen in allen Konzerten und Soiréen und einen Aufwand zu machen, der missverstanden wird. —

— — — — — — — — — —

Lassen Sie sich Nichts merken, Liebster, von Dem, was ich Ihnen hier sage; es ist gut, dass Sie die Dinge wissen, und es wird sich bei ruhigem Abwarten schon Abhilfe finden, nur Gelassenheit! Ich habe Ihnen ein großes Beispiel gegeben, folgen Sie mir auch hierin! Ich hoffe Sie bald wieder zu sehen; Ihren Wunsch, biographische Notizen betreffend, werde ich erfüllen, jetzt lasst uns noch warten. Beileibe schreiben Sie Nichts in Ihrem neuen Buche über Händel, welche Personen betreffen, die hier noch herumkriechen und mir die Luft wieder verstänkern könnten. — — — —

Wäre ich nur minder leidend, wie viel Erfreuliches würde sich dann bieten! Unbegreiflich ist es mir, dass ich in meiner jetzigen tiefsten Misère noch den „Romancero“ schreiben konnte. Sie haben Recht, wenn Sie sagten, dass seit Buchhändlergedenken kein Buch bei seinem Erscheinen, und gar eine Gedichtsammlung, ein solches Glück gemacht hat. Zwei Monat nach seinem Erscheinen war schon

die vierte Auflage (gar eine Stereotypausgabe) vergriffen, und Campe gesteht mir, daſs er nie unter 5 bis 6000 Exemplare bei jeder Auflage abgedruckt. Unter den Namen derjenigen meiner Freunde, welchen er Exemplare schicken sollte, war auch der Ihrige; Campe aber schrieb mir, daſs er nicht wüſste, wie und wo er Ihnen ein Exemplar zukommen lassen könne. Sagen Sie mir hierüber ein Wort. Kann man unter Kreuzkouvert Ihnen Gedrucktes von hier aus zuschicken?

Und nun, liebster Freund, leben Sie wohl! Ich werde Ihnen bald wieder schreiben und Ihnen unumwunden meine Gedanken aussprechen, denn ich vertraue ganz Ihrer gewissenhaften Diskretion. Bei meiner Frau sind Sie in heiterster Erinnerung, und sie läſst Sie freundlichst grüßen.

Über Politik schreibe ich Ihnen Nichts, und wie es hier aussieht, werden Ihnen die Lakunen der hiesigen Blätter beredsam genug melden. Ihr Freund und Zeitgenosse

Heinrich Heine.

296. An Julius Campe.

Paris, den 18. März 1852.

Liebster Campe!

Ich will Ihnen auf Ihr jüngstes Schreiben heute nur mit einem kurzen Lebenszeichen antworten. Aus Allem, was Sie mir schreiben, treten für mich nur zwei Punkte hervor; der eine Punkt ist die Mittheilung der Anzeige aus der Hamburger Zeitung, und der andre Punkt ist die Bangigkeit, womit Sie über die künftige Gesammtausgabe sprechen, die, wie Sie meinen, durch die eingetretenen Zeitereignisse weiter hinausgeschoben werde. Dieser kleinlaute Ton betrübt mich um so mehr, da meine Gesundheit sich täglich verschlimmert und ich ein weiteres Hinausschieben der Gesammtausgabe für ein Misſsgeschick ansehe. Diesem so viel als möglich zu begegnen, habe ich in der vorigen Nacht stundenlang nachgesonnen, und so schwer mir auch das Diktieren heute ist, will ich Ihnen doch heute einige Andeutungen darüber machen. Vorher bemerke ich Ihnen, daſs die gedruckten Zeilen über einen sogenannten Vernichtungsproceſs gegen den „Romancero" vielleicht, ja wahrscheinlich, eine Erfindung der Feinde sind, und das Vage, worin die ganze Anzeige gehalten ist, verräth die ganze bübische Intention.

Man macht nie Processe gegen ein Buch, sondern nur gegen Personen; der Gerichtshof, wobei er anhängig gemacht werden soll, ist verschwiegen, und da ich in jedem Fall sicher bin, daſs das Ministerum des Kultus keine Anklage der Art gemacht hat, so bin ich sehr geneigt, das Ganze für einen giftigen Canard zu halten, wodurch zu gleicher Zeit der sittliche Geist meiner Gedichte verdächtigt werden solle. In dieser Beziehung wäre es nicht übel, wenn Sie ebenfalls eine, in einem steifen Behördenstil abgefasste Entgegnung dieses Canards, von Berlin aus datiert, drucken ließen, so daſs es aussähe wie eine obrigkeitliche Berichtigung. Auf diese Weise kommen wir auch auf den Grund der Sache, die indirekt rektificiert wird. Die Beschuldigung der Immoralität ist eine Lüge, und da das Buch in so viel' tausend Händen ist, so wird diese dem Publikum leicht klar; was derbe Ausdrücke betrifft, so könnte man eine viel klotzigere Blumenlese aus Luther's Werken, ja aus den Werken des lieben Gottes selbst, aus der Bibel, veranstalten.

Um nun wieder auf die Gesammtausgabe zu kommen. Ich habe vor einigen Monaten auf feierlich notariellem Wege aufs Neue mein Testament gemacht, und für den Fall meines Absterbens, ehe die Gesammtausgabe erschienen sei, den Freund desig-

niert, der solche für mich leiten soll und dem ich in dieser Beziehung die nöthigsten Instruktionen, an die er sich wörtlich halten müsse, hinterlassen würde. Ich habe eine Person gewählt, mit der Sie zufrieden sein werden, damit Sie nicht durch Unverstand und Eigensinn in Ihren Anordnungen behindert werden können. Diese Instruktion soll nun hauptsächlich in dem Prospektus bestehn, worin ich die Eintheilung und Zusammenstellung der verschiedenen Schriften, ihre Aufeinanderfolge, der Chronologie der Abfassung und ihrem innern Geiste gemäß, feststelle. Da dieses Alles nicht bloß meiner Reputation wegen, sondern auch Ihrer Interessen wegen geschieht, so möchte ich, meines prekären Zustandes wegen, mich über einen solchen Prospektus so bald als möglich mit Ihnen verständigen, ich will Ihnen daher einen solchen vorlegen. Da ich zunächst darauf bedacht bin, die Bände nicht zu stark zu machen, und auch nicht wünschte, schon der Symmetrie wegen, daſs ein Band viel stärker als der andre werde, so muſs ich in jedem Falle mich Ihrer Beihilfe bedienen, damit Sie die Schriften, die ich zusammenstelle, der Bogenzahl nach kollationieren und mir sagen können, ob ich das Richtige getroffen habe; bei dem Zustande meiner Augen ist mir ja dieses Geschäft selbst unmöglich.

Den 22. März.

Ich bin von Besuchen unterbrochen worden, und weiß kaum mehr, was ich Ihnen gesagt; doch will ich mit wenigen Worten über meine Anordnung der Gesammtausgabe Ihnen meine jetzigen Gedanken andeuten. Ich habe hier zwei Punkte besonders im Sinne. Erstens halte ich es für Ihre Interessen am angemessensten, daſs jeder Band keine allzustarke Bogenzahl enthalte. Ich nehme 15 Bogen als die geeignetste an; über Etwas mehr oder minder läſst sich Nichts genau abmessen. Ich erinnere mich, daſs wir seiner Zeit hierüber gesprochen, und daſs es auch Ihre Meinung war, eine geringe Bogenzahl zu geben. Zumal den Leihbibliotheken widerstrebt die große Bogenzahl bei allen Büchern. Der zweite Punkt, den ich im Auge habe bei dieser Anordnung, ist, daſs ich den Gedanken der chronologischen Folge bei den Gedichten nicht in Anwendung bringe, sondern vielmehr alle Gedichte in die Schluſsbände relegiere. Sie werden darüber sehr zufrieden sein, da Ihre Absicht dahin geht, alle meine metrischen Werke in vier Bänden herauszugeben, nämlich das „Buch der Lieder“ als 1. Theil, die „Neuen Gedichte“ als 2. Theil, „Atta Troll“ und „Wintermärchen“ als 3. Theil und den „Romancero“ als 4. Theil. Indem ich solche Anordnung auch in der

Gesammtausgabe beibehalte, und diese poetischen Werke erst am Schlusse derselben herauskommen werden, glaube ich Ihren Bedürfnissen sehr praktisch entgegenzukommen.

Folgendes ist nun mein Vorschlag, die Reihenfolge meiner Schriften bei der Gesammtausgabe betreffend:

Band I enthalte:

1) Die Harzreise.
2) Das Buch Legrand.

Es wird wohl nöthig sein, einen kleinen Vorbericht als Eröffnung diesem Bande vorzustellen, doch Dieses ist abhängig von Zeit- und Tagesbedürfnis; jedenfalls müsste solches Vorwort kurz gefasst sein, da der Band stark genug ist.

Band II enthalte:

1) Die Nordsee. (Alle drei Abtheilungen).
2) Italien, 1. Theil (nämlich Die Reise von München nach Genua).

Ich muss außer dem prosaischen Theil der Nordsee auch die zwei metrischen Theile derselben hier abdrucken, tiefliegender Gründe wegen, und im Wiederabdruck des „Buchs der Lieder" werde ich sie deßhalb nicht aufnehmen, sondern auf diesen 2. Band verweisen.

Band III enthalte:

1) Italien, 2. Theil (Das sind Die Bäder von Lucca).
2) Italien, 3. Theil (Das ist Die Stadt Lucca).

Dergestalt bilden diese 2 Abtheilungen einen ganzen, dem Inhalt nach selbständigen Band.

Band IV enthalte:

1) England. (Aus dem vierten Theile der Reisebilder).
2) Die französische Gemäldeausstellung (welche unter dem Titel „Salon von 1831“ in dem ersten Theile des „Salon“-Buches enthalten).

Band V enthalte:

Französische Zustände 1. Theil.

Ich gebe hier bloß die großen Artikel des Anfangs, und halte die darauf folgenden Tagesbriefe und die Vorrede zurück.

Band VI:

1) Französische Zustände, 2. Theil. (Als solchen gebe ich die oben ausgelassenen kleinen Tagesberichte.)
2) Die Vorrede zu den Zuständen. (Diese gebe ich hier als Nachwort, in Verbindung mit obigem zweiten Theile.)
3) Die Vorrede zum 1. Theil des „Salon“-Buches.

4) Der Denunciant.

5) Der Schwabenspiegel.

Von letzterm besitze ich das unverstümmelte Manuskript.

Band VII:

1) Französische Theaterbriefe.

2) Die Memoiren des Herrn von Schnabelewopski. (Aus dem ersten Theil des „Salons“).

Band VIII:

Die romantische Schule.

Da das Buch zu stark wäre, so wird ausgelassen, was eigentlich eine Vorrede bilden sollte, und am Ende des Buches enthalten ist; es ist nämlich das Stück, welches mit der Todtenbeschau des Leichnams Karls des Großen anfängt. Auch die in diesem Bande enthaltene Diatribe gegen Cousin wird ausgelassen. Beides wird in einem spätern Bande gegeben.

Band IX:

Zur Geschichte der deutschen Philosophie und Theologie (welche im zweiten Theil des „Salons“ enthalten).

Band X:

1) Elementargeister (welche im 3. Theile des „Salons“ enthalten, nebst der darauf folgenden

kleinen Fortsetzung, worin der „Tannhäuser“ enthalten).

2) Mein Büchlein über den Doktor Faust.

Dieser zehnte Band hat dadurch eine strenge Einheit.

Band XI:

Das Buch über Börne.

Da dieser Band zu stark ist, so werde ich Mehres darin streichen, namentlich die großen citierten Stellen aus Börne's Schriften, die Invektiven gegen mich selbst, die ich selbst abdruckte. Es versteht sich von selbst, dass die Stelle, welche sich auf Herrn Straus und seine Gattin bezieht, ausgelassen werde. Kurz, wo ich das Buch verkürzen kann, wird es geschehen, und ich werde ganz besonders hierauf zurückkommen.

Band XII:

1) Florentinische Nächte.
2) Der Rabbi von Bacharach.

Band XIII:

1) Almansor. (Aus meinen „Tragödien“).
2) Der Anfang einer Übersetzung des „Manfred's“ von Byron. (Aus meinen bei Maurer erschienenen „Gedichten“).
3) Berliner Briefe.

4) Vorrede zum „Don Quixote“.
5) Reise nach Polen. (Ein sehr frühjugendlicher und sehr vergubitzter Aufsatz aus dem „Gesellschafter“, der stark restauriert werden muss; der Schwanz, welcher von altdeutschen Gedichten handelt, muss ganz abgeschnitten werden).
6) Vorrede zu Kahldorf's Adelsbriefen.
7) Vielleicht Kritik über Menzel.

Band XIV:

1) Vorrede zum „Wintermärchen“.
2) Vorrede zum „Atta Troll“.
3) Vorrede zu Weill's „Dorfnovellen“.
4) Shakspeare's Mädchen und Frauen.
5) Tagesbriefe aus der „Allgemeinen Zeitung“.

In der Arbeit über Shakspeare werden am Ende die Citationen ausgelassen. Gott weiß, was ich von den Briefen aus der „Allgemeinen Zeitung“ wegen veränderter Zeitumstände jetzt benutzen kann. Ich muss die Zusätze der Redaktion ausmerzen; da die Zeichen gewöhnlich unrichtig, muss ich selbst meine Arbeiten aus einem Wust herausklauben, wenn nicht Alles verloren sein soll. Meine armen Augen! Alte Wäsche — aber doch Goldwäsche. Jedenfalls kommt Etwas dabei heraus.

Band XV:

Dieser Band ist noch viel mehr Kuddelmuddel, und wird wohl die Rumpelkammer der Sammlung bilden. Enthält unter Anderm:

1) Die zwei Stücke, die ich in der romantischen Schule ausgelassen, nämlich die Diatribe gegen Cousin und den vorhergehenden oberwähnten Aufsatz.
2) Vorrede zum „Buch der Lieder".
3) Diana, eine Pantomime.
4) Kleine Aufsätze: z. B. a) Eine alte Kritik über Reynolds, aus der „Allgemeinen Zeitung". b) Eine große verschollene Kritik über Michael Beer, aus dem „Morgenblatte". c) Aufsätze aus der „Eleganten Welt", u. s. w. Kuddelmuddel, aber meine armen Augen! Wenn ich nicht selbst diese Sachen hervorsuche, so findet Sie Niemand, oder, was noch schlimmer ist, fremde Sünden würden mir aufgebürdet werden, wie z. B. bei der „Allgem. Zeitungs"-Ausbeute geschehen würde.

Band XVI:

Buch der Lieder.

Die Nordsee wird hier ausgelassen — wenn es Ihnen recht ist.

Band XVII:

Neue Gedichte. (Nach der zweiten vermehrten Ausgabe und Anordnung).

Band XVIII:

1) Wintermärchen.
2) Atta Troll.

Die Vorreden werden, wie oberwähnt, ausgelassen.

Band XIX:

Der Romancero.

Ich bemerke nachträglich, daſs die „Harzreise“ und „das Buch Legrand“ nicht nach der ersten Auflage abgedruckt werden sollen, sondern daſs von beiden die zweite Auflage zu dem jetzigen Abdruck benutzt werden soll.

Hier, liebster Campe, haben Sie nun meinen reiflichst ausgedachten Entwurf zur Reihenfolge der Bücher in der Gesammtausgabe, und es wäre nun dafür gesorgt, daſs, wenn ich vor dem Druck derselben abschiede, das ganze Werk nicht durch dieses Hinscheiden benachtheiligt würde. Sie wissen, wie der ordnende Geist zu meinen Haupteigenschaften gehört. Sie werden es noch jüngst bei der Herausgabe des „Romancero“ bemerkt haben, der gewiſs unendlich verloren hätte, wenn ich nicht der äußern

Anordnung viel Zeit und Nachdenken schenkte. Die Gedichtesammlung so vieler deutschen Dichter würde das Publikum mehr anziehn, wenn sie nicht durch Anarchie der Anordnung den barbarischen Geist ihrer Verfasser verriethe. Es sollte mich freuen, wenn meine heutige Mittheilung Ihren ganzen Beifall gewonnen. Wenn Etwas abzuändern ist, stehe ich zu Diensten. Das ist nun die Hauptsache. Ich schreibe Ihnen bald mehr.

Mit freundschaftlicher Treue

Heinrich Heine.

---

297. An Julius Campe.

Paris, den 31. März 1852.

Liebster Campe!

Der nächste Zweck meines heutigen Briefes ist die Anfrage, ob es Ihnen recht ist, daſs ich mein Semester-Geld, welches, wenn ich nicht irre, nach jüngster Übereinkunft auf den 1. Juli fixiert ist, schon jetzt auf Sie trassieren kann, wodurch ich mir bares Geld schaffe, dessen ich in diesem Augenblick sehr knapp bin. Dieses zeigt Ihnen zugleich, welch ein geldfressendes Ungeheuer meine Krankheit

ist, die mich in allerlei Verdrießlichkeiten stürzt, wovon ich mich nur durch Geld befreien kann. Auch wird mir in diesem Jahre schlimmer, als je, in finanzieller Hinsicht mitgespielt; doch Das sind Dinge, die ich nicht dem Papier vertrauen darf. Es ist betrübsam, höchst betrübsam, dass ich in meinem jetzigen Zustand noch an Gelderwerb denken muss, und doch bin ich dazu noch in diesem Sommer gezwungen, und es ist sehr möglich, dass ich (freilich ohne Ihre Interessen zu gefährden) eine Ausbeutung meines Namens unternehmen muss, die meinen Gewohnheiten und meinen Empfindungen sehr zuwider ist. Ich habe vielleicht der Delikatesse immer zu sehr geopfert, und man hat mir verflucht schlechten Dank dafür gewusst. Rücksichten für Überlebende sakrificierte ich den größten Theil meiner „Memoiren“, und es klingt wie eine Ironie, wenn ich jetzt in Bezug auf Letztere Anträge erhalte, die Sie in Erstaunen setzen würden. Missverstehen Sie mich nicht, liebster Freund, ich denke an keine solche Herausgabe, die mich auf einmal aus der Patsche reißen würde, und ich habe nicht im Mindesten die Absicht, indirekt in dieser Beziehung bei Ihnen anzuklopfen. Nur meine große Geldnoth möchte ich Ihnen ans Herz legen und Ihrem Nachdenken empfehlen. Ich bin in diesem Augenblicke sehr krank

und sehr beschäftigt, und wie ein Alp liegt es mir auf der Seele, daß ich dem lieben guten Hauenschild, der mir so viel Erfreuliches erwiesen hat, noch nicht geschrieben. Sagen Sie ihm, ich behandle ihn schon gleich von Anfang wie einen alten Freund, indem ich alte Freunde immer mit Briefen warten lasse, statt daß ich für die gleichgültigsten Tagesgesichter immer einige flachen Höflichkeitszeilen bei der Hand habe.

Ich hoffe, daß Ihnen mein Entwurf der Reihenfolge meiner Schriften zusagt. Bei einigen Bänden wird Ihnen wohl manchmal der Gedanke kommen, als geriethen sie gar zu dünn, aber ich gestehe Ihnen, was ich nicht im Prospekt bemerkt habe, daß ich die Absicht hegte, bei solchen Bänden meine Muse in Anspruch zu nehmen und erläuternde Mittheilungen einzustreuen. Jedoch ich bin zu krank, und habe die wenigen Momente, wo ich diktieren kann, für Tagesgeschäfte gar zu nöthig, als daß ich Etwas in dieser Beziehung versprechen dürfte. Man kann so Viel für ein Buch thun durch eine geringe Zuthat, und ich glaube es Ihnen z. B. durch die Nachrede zum „Romancero“ bewiesen zu haben. Es sind manchmal nur wenige Blätter, die ein Buch in Zug bringen. Wenn ich noch etwas am Leben bleibe, kann ich noch Manches für die

Gesammtausgabe thun, aber auch für den schlimmern Fall will ich das Meinige gethan haben.

Ich bin sehr übel dran mit der Hamburger Lesebibliothek, die mir, wie Sie ganz richtig bemerkten, nur Wenig bieten kann. Die jüngste Sendung kostet mir 16 Franks Porto, und nur die Sammlung der Briefe von J. H. Voss gewährt mir einiges Interesse und war mir von literärischem Nutzen. Ich hätte gar zu große Lust, meine Arbeit über deutsche Literatur zu vervollständigen, und ich beschäftige mich mit diesem Gedanken besonders in Bezug auf Grabbe, Immermann, Kleist und Öhlenschläger, die vier großen dramatischen Dichter, von denen ich schändlicher Weise nicht gesprochen habe, und über die ich doch so Viel zu sagen hätte. Schicken Sie mir doch unter Kreuzkouvert einen Katalog von Bernhard, damit ich sehe, was da für mich zu holen wäre.

Grüßen Sie mir Gattin, Tochter und Erbprinzen.

Mit Freundschaft und Ergebenheit

Heinrich Heine.

298. An Julius Campe.

Paris, den 6. April 1852.

Liebster Campe!

Die Revue des deux Mondes hatte bereits vor geraumer Zeit angekündigt, daſs sie ihrem Publikum eine Reihenfolge der Notabilitäten unsrer Zeit, in Kupfer gestochen, mittheilen würde, und die erste Nummer *), wo sie dieses Versprechen erfüllt, schicke ich Ihnen heute unter Kreuzkouvert. Es ist nämlich mein eignes Gesicht, welches den Reigen anführt, und ein großer Aufsatz von Taillandier wackelt hintendrein, wo er, wie Sie sehen, von vornherein auf den „Romancero" hinweist. Den nächsten Gebrauch, den Sie nun von dieser Nummer machen können, ist, daſs Sie sie zuerst Ihren eignen Damen und dann auch meiner Schwester des Porträts wegen zeigen, und dann, daſs Sie den Aufsatz des Franzosen für deutsche Blätter ausbeuten, indem darin trotz des katholischen Standpunkts eine gemüthfreiere Ansicht sich ausspricht, auch eine umfassendere Weite herrscht, als in dem größten Theil der deutschen Kritiken. Jüngst hat mir ein hiesiger Deutscher, Herr Engländer, eine Kritik des „Romancero" vorgelesen, die zum Besten gehört, was ich der Art

*) Vom 1. April 1852.

kenne, und besonders die schnöde Insinuation der Immoralität aufs eklatanteste aus dem Felde schlägt. Ich glaube, sie war bestimmt für die Berliner „Nationalzeitung“, wurde aber gewiss nicht in derselben abgedruckt, und wenn es Ihnen recht ist, bewege ich Herrn Engländer, aus dieser Arbeit eine Broschüre zu machen, die Sie gewiss anständig honorieren werden, da sie für die Interessen unsrer Gesammtausgabe von größter Wichtigkeit wäre; die Scheinheiligen mit ihrer plumpen Lüge, das Pharisäergeschrei über Cynismus würde dadurch ekrasiert werden. Doch Das ist Ihre Sache und ich bekümmere mich darum Ihretwegen; mich selber bedrücken in diesem Augenblick andere Sorgen. Meine Kräfte nehmen verwünscht schnell ab, und was ich Wichtiges zu thun habe, darf ich nicht auf die lange Bank schieben. — Von Deutschland aus gelangen täglich an mich die rührendsten Zeichen von Sympathie; Jeder möchte mir helfen, aber Niemand vermag es; ich gehe oder vielmehr ich liege ruhig meinem Grabe entgegen. Ich habe dieser Tage unter meinen Papieren einen erfreulichen Fund gemacht, von welchem ich nächstens rede. —

Apropos: Meine jüngste Anfrage, ob ich bereits jetzt mein Semester auf Sie trassieren könne, nehme ich zurück, da sich mir eine unvermuthete Geld-

ressource bietet. Ich werde nämlich durch meinen Bruder schon verloren geglaubtes Geld zurückbezahlt erhalten.

Wenn ich vielleicht nächste Woche meine Bücher nach Hamburg zurückschicke, werde ich für Sie mein in Bronze gegossenes Medaillon beipacken. Ich habe expreß für Sie ein Exemplar dieses eisernen Basrelief-Porträtes, das mir so außerordentlich ähnlich ist, gießen lassen; es kann Ihnen vielleicht später nützlich sein, abgesehn von dem Vergnügen, das es Ihnen im Momente bieten dürfte. Vergessen Sie nicht den gewünschten Katalog. Wenn Sie mir die „Hundert Tage“ von Grabbe gelegentlich zukommen ließen, wäre es mir sehr angenehm.

Leben Sie wohl, und bleiben Sie freundschaftlich gewogen

Ihrem

Heinrich Heine.

---

299. An Julius Campe.

Paris, den 14. April 1852.

Liebster Campe!

Ich beeile mich, Ihren jüngsten Brief zu beantworten, damit die Verzögerung der Beantwortung

mir nicht störend im Gedächtnisse laste. Zunächst melde ich Ihnen, wie es mir sehr verdrießlich ist, dass Sie das Manuskript des zweiten „Salon"=Bandes nicht wiedergefunden, und es für mich eine Höllenarbeit ist, durch Vergleichung mit der französischen Version die Censurlücken zu ergänzen. Ich habe mich gleich an die Arbeit gegeben, sehe aber ein, dass ich die unzähligen kleinen Verstümmlungen nicht wieder verbessern kann; nur die großen Stücke, welche gestrichen worden, werde ich aus dem Französischen zurückübersetzen können; es sind beinahe zehn große Stücke; nur von zwei derselben habe ich noch durch Zufall das Original=Manuskript. Auch ein kleines Vorwort muss ich wohl schreiben. Da diese neue Zugabe wohl über einen Druckbogen, vielleicht anderthalb Druckbogen beträgt, so können die kleinen Gedichte am Ende des Buches wegfallen. Hier sind sie störend, und um so weniger an ihrem Platze, da ich sie in den „Neuen Gedichten" aufgenommen habe. In 14 Tagen sollen Sie den zweiten „Salon"=Band druckfertig von mir erhalten, was ein großes Opfer ist, da ich in diesem Augenblicke mit wichtigern Arbeiten beschäftigt bin.

Hier macht mein Porträt und der Aufsatz der Revue des deux Mondes das größte Aufsehen, und ich wiederhole Ihnen, Sie würden Nichts dabei

verlieren und vielleicht gar dabei gewinnen, wenn Sie diesen Aufsatz in deutscher Übersetzung als Broschüre erscheinen lassen wollten. Herr Gottschall würde Dieses sehr hübsch machen und bevorwortend seinen ungedruckten Artikel dabei sehr gut gebrauchen können.

Ich danke Ihnen für die Erlaubnis, auf Sie in kürzerm Termin trassieren zu können, doch weiß ich noch nicht, ob ich davon Gebrauch mache, da sich mir, wie ich in meinem vorigen Briefe erwähnte, unvorhergesehene Geldressourcen eröffnen. Ich brauche aber enorm Viel, unmenschlich Viel, wenn ich in meinem jetzigen Zustande dieses Jahr aufs Land ziehn will, was ich seit vier Jahren aus Ökonomie nicht thun konnte. Sie haben Recht, lieber Campe, wenn Sie sagen, dass man sich nach der Decke strecken müsse. Das habe ich auch bis jetzt gethan; nur möchte ich mir jetzt eine längere Decke anschaffen, und deshalb suchte ich Rath bei Ihnen, den ich aber in Ihrer Antwort vergebens suchte, so dass ich nun selber Rath schaffen muss und will. Sie sagen, dass Sie glaubten, ich wäre durch das Honorar des „Romancero“ ganz aus meinen Sorgen gerissen. Dieses glaubte ich auch im ersten Augenblick zu sein, aber Personen, die mich eben jenes großen Honorars wegen, welches vielleicht Fama's

Trompete noch vergrößert, für einen Krösus halten, haben mir seitdem mehr Geld entzogen, als ich billig erwarten konnte, und überhaupt, wie Sie wissen, und aus eigner Erfahrung wissen, bin ich ein schlechter Rechner. Ich weiß Ihnen gewiss Dank, dass Sie mich einmal anständig honorierten, dass Sie einmal mich des fatalen Feilschens überhoben, und ich habe auch Alles gethan in der Lust meines Herzens, was für Sie nur irgend nützlich sein konnte. Sie sehen, ich anerkenne Ihre Verdienste, ich weiß aber auch Ihre Gewinnste zu schätzen, und wie bisher wird Alles, was ich thue, für Sie erfreusam und einbringend, für mich aber auch leiblich ergiebig sein. Sobald ich mit mir selber aufs Reine bin und mit meiner Seele Rath gehalten habe, welcher großen Anstrengungen ich noch fähig bin, sobald ich meine Kräfte erwogen, werde ich Ihnen sagen, ob und wie ich durch eine Publikation für unsern armen Freund Heinrich Heine etwas Erkleckliches thun kann. Sie kennen meine Gewissenhaftigkeit und wissen, ich vergaloppiere mich nicht gern mit Vorsätzen, wozu mir am Ende die Kräfte fehlen dürften.

Über den Prospektus der Reihenfolge meiner Gesammtwerke haben Sie meine Anfragen unberührt gelassen. Ich empfehle Ihnen die Sache aber doch,

sobald Sie hinlängliche Muße dazu finden. Was Sie mir über das Ungeeignete des Momentes sagen, bekümmert mich. Vergessen Sie nicht diese Sache.

Und nun leben Sie wohl, und bleiben Sie liebreich zugethan Ihrem armen, sehr leidenden Freunde

Heinrich Heine.

---

300. An Julius Campe.

Paris, den 7. Juni 1852.

Liebster Campe!

Ich hoffe, dass diese Zeilen Sie nach Ihrer Rückkehr von Leipzig gesund und heiter antreffen. Sie werden das Manuskript vorgefunden haben, das ich Ihnen zum zweiten „Salon"-Bande schickte. Ist die Vorrede noch nicht gedruckt, so wünschte ich sehr, die Korrektur zu besorgen. Jedenfalls, wenn sie noch nicht gedruckt ist, wünsche ich einen Ausdruck darin zu verbessern. Bei Erwähnung der Herren Daumer, Bruno Bauer und Feuerbach kommen die Worte vor: „diese Götter ohne Gott".

Statt dieser Worte wünsche ich folgende zu setzen: „diese gottlosen Selbstgötter.“

Ihren Katalog von Bernhard habe ich längst erhalten, und vorgestern erhielt ich auch den von Laeiß. Letzterer scheint wohl der beste zu sein, aber ich kann ihn so bald noch nicht durchsehn. Den Bernhard'schen Katalog hingegen hatte ich bereits durchgesehn und mir das beiliegende Verzeichnis bemerkt; die besonders bekreuzten Nummern hätte ich am liebsten. Suchen Sie mir eine kleine Sendung zu machen, doch nicht durch die Eisenbahn, sondern durch Gelegenheit. Mein Bruder Max aus Petersburg wird über Hamburg zu mir hierherreisen, und Demselben können Sie die Bücher mitgeben. Ich habe die sechs preußischen Bände von Vehse mit der größten Gier durchgelesen, und es wäre mir sehr lieb, wenn Sie mir die darauf folgenden östreichischen Bände zukommen ließen, nicht um sie zu behalten, sondern nur um sie mir vorlesen zu lassen; da ich kein Büchersammler bin, so gebe ich Dergleichen immer gern zurück. Dies Buch ist für mich wahrer Kaviar. Jetzt fange ich an zu glauben, daß wir Deutschen einmal eine ordentliche Nationalgeschichte bekommen werden. Vehse's Buch ist der Anfang. Sein Verdienst ist ungeheuer, und des Verlegers Gewinn wird es ebenfalls sein. Nachahmungen werden wie

die Pilze hervorschießen. Der Weg ist gebahnt, und die Deutschen bekommen endlich ihre Fürsten von Angesicht zu Angesicht zu sehn. Welche kostbare Menagerie der originellsten Bestien! Jedes in seiner Art von verschiedenem Charakter, abgeschlossen und vollendet, wahre Meisterstücke des lieben Gottes, dessen dichterische Schöpfungskraft, dessen Autorgröße hier im klarsten Lichte erscheint und uns zur Bewunderung hinreißt. Diese preußischen Könige, die macht ihm Keiner nach, kein Shakspeare und kein Raupach; da sehen wir den Finger Gottes.

Ich habe leider Herrn Vehse nicht viel sehn können, und als er zuletzt nach meiner Behausung kam, war ich so krank, daß ich ihn nicht sprechen konnte. Manches jedoch haben wir vorher mit einander geplaudert, und auch Ihnen müssen die Ohren geklungen haben. Ehrlich gestanden, Sie sind noch immer gut dabei weggekommen, und sowohl der große Historiker, als der große Poet, Beide haben Ihr Porträt nicht mit grellen Farben gemalt und ließen Ihnen viel Gerechtigkeit widerfahren. Eine literärische Publikation, mit welcher ich mich trug, hat mir Vehse aus dem Sinn geredet, und er hat mich darauf aufmerksam gemacht, daß das Publikum viel mehr Gefallen jetzt findet an Schilderung socialer und politischer Zustände, als an dem alten

belletristischen Kunst- und Literatur-Geschwätze. Ich benutze diese Winke, und in meinem Geiste formiert sich ein Buch, welches Blüthe und Frucht, die ganze Ausbeute meiner Forschungen während einem Vierteljahrhundert in Paris sein wird, und, wo nicht als Geschichtsbuch, doch gewiss als eine Chrestomathie guter publicistischer Prosa, sich in der deutschen Literatur erhalten wird. Nach dem „Romancero", versicherten mir längst einige Freunde, verlangte man Prosa von mir, und ich hoffe auch dieser Forderung mit Gottes Hilfe aufs beste zu entsprechen. Ich werde dabei durch merkwürdige Zufälle noch besonders begünstigt. Ich werde Ihnen recht bald darüber Bestimmteres schreiben, da ich mit reiner Herzensfreude, mit voller Behaglichkeit mich dieser Arbeit überlassen und von vornherein Alles beseitigen will, was nur im Mindesten störsam auf meinen Geist wirken könnte. Bei meinem trüben Gesundheitszustand muss ich alle Influenzen berechnen, wenn ich mich den mühseligsten Geschäften hingeben soll. Da ich nicht weiß, wie weit ich mich anstrengen darf, so ist jede Zeitbestimmung mir nicht gut möglich, und doch weiß ich, so wie ich Ihnen von meinem Projekte sage, dringen Sie auf kurze Frist. Doch genug für heute. Ich bemerke nur so Viel, dass ich hoffe, noch in diesem Jahre

ein paar Bände zu liefern, die den Abschluſs meines literarischen Treibens bilden und die vorhandenen Leistungen rühmlich ergänzen werden.

Ich bin so beschäftigt, daſs ich fast die Hausangelegenheiten vergesse. In Bezug auf letztere habe ich die Ehre, Ihnen Anzeige zu machen, daſs ich dieser Tage an die Ordre von Hamberg & Comp. die Summe von Bco.-Mark 650 auf Sie trassiere, Das ist nämlich der fällige Trimester-Termin, nebst den 100 Franks, die ich für Sie an Gathy gezahlt.

Ich hoffe, Sie werden meinen Bruder Max sehen, und da er nicht bloß ein sehr geistreicher, sondern auch höchst vernünftiger Mensch ist, werden Sie hoffentlich Ihre Freude an ihm haben. Er besitzt mein ganzes Zutrauen und hat es immer verdient. — Was Sie mir über Herrn Kietz gesagt haben, hat mich äußerst verwundert; ich muſs ihm jedoch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daſs sein Croquis unendlich viel besser war, als der Steinabklatsch, die Karikatur meines Gesichtes mit dem geborgten Schellfischauge, das Sie mir mal überschickten. Ich bin im Grunde zufrieden, es ist mir nicht unlieb, daſs meine Visage dieser Verleumdung durch Steindruck entgangen ist. Und nun

leben Sie wohl, und bleiben Sie freundschaftlich gewogen

Ihrem

Heinrich Heine.

301. An Julius Campe.

Paris, den 12. August 1852.

Liebster Campe!

Meinen heitersten Dank für die zugesandten Bücher, die mir nur eine Bagatelle, kaum 2 Franks Porto gekostet. Gleichfalls meinen Dank für die freundschaftliche Gesinnung, die sich in Ihrem jüngsten Briefe aussprach. Ich kann heute nur einen Punkt desselben in Erwägung ziehen; es ist nämlich Ihre Auseinandersetzung, wie merkantilisch wichtig es für Sie sei, dass ein Buch nicht ganz zu spät im Jahre, nicht gegen Ende desselben erscheine. Das mag ganz seine Richtigkeit haben, aber ich kann dennoch bei der Herausgabe meines nächsten Buches keine allzugroße Rücksicht darauf nehmen; denn da dieses Buch das letzte ist, das bei meinen Lebzeiten von mir erscheinen wird, so muss ich mein Hauptaugenmerk darauf haben, dass es gut sei, dass es

vollendet sei, und dass ich nicht am Rande des Grabes Fiasko mache. Ich habe keinen zweiten Pfeil nachzuschießen. Wenn ich bei solchem neuen Buche nur alte Artikel zuzustutzen hätte, wie Sie nach Ihrer Äußerung zu glauben scheinen, so wäre die Arbeit bald abgethan und der Druck könnte schon jetzt beginnen. Aber Dem ist nicht so. Nachdem ich die vorhandenen gedruckten Artikel mit großer Mühe aus den Augsburger Katakomben hervorgesucht, finde ich sie durch Censur und Zusätze so entstellt, so versäuet, dass ich nur den kleinsten Theil davon gebrauchen kann, und auch diesen nach alten Brouillons, die ich glücklicherweise wieder aufgefunden, mit Noth und Mühe restaurieren muss; ganz ungedruckte Aufsätze muss ich zeitgemäßer wieder umarbeiten, einen großen Theil Neues habe ich bereits hinzugeschrieben, ich möchte fast sagen hinzugedichtet, und Sie begreifen nicht, welche höllische Arbeit ich habe, um das noch Fehlende zu erschwingen, und durch einen besonnenen Guss ein harmonisches Ganze hervorzubringen. Da kann ich mich nicht auf schnelles Stümpern einlassen, und muss ich mir Zeit nehmen. Ihrer Idee, einen ersten Band vorauszuschicken, dem ein andrer folgen könne, kann ich ebenfalls nicht Folge leisten, da ich, wie prägnant ich auch, alles Weitschweifige ausscheidend, nur das Beste gebe, doch

nicht unter 30 Bogen erscheinen lassen kann, wenn ich ein Ganzes von Werth geben will; wenigstens auf 30 Bogen beläuft sich das Manuskript nach meinem jetzigen Schematisieren, und wenn ich auf einige gesunde Tage rechnen kann, so ist voraus-zusehn, dass die Arbeit auf eine größere Bogenzahl hinausläuft. Ich kann daher von vornherein bestim-men, dass das Buch in zwei Bändchen, die nicht getrennt werden können, erscheinen muss. Sie wissen, ich bin ein großer Meister in der Anordnung, und eben weil ich meine Kunst der Form und des Stiles glänzender als je bekunden will, müssen Sie mir in Betreff der Zeit und des Drucks freie Hand lassen. Glauben Sie mir, es ist Ihr eignes Beste. Ich kann es Ihnen nicht deutlich machen, da ich heute, wo ich Ihnen das Buch bestimmt zum Verlag anbiete nicht der Lobredner desselben sein möchte. Dass ich mit diesem Verlagsantrag nicht länger zögern will, hat seinen Grund in zwei Punkten, die ich Ihnen aufrichtig gestehen will. Der erste Punkt ist, dass ich von vornherein die Honorarfrage aus dem Sinne haben möchte, damit sie mich nicht beim Arbeiten belästige. Wäre das Buch ein rein literärisches oder ein poetisches wie der „Roman-cero“, so würde ich es ruhig fertig machen, wohl wissend, dass Nichts dabei verloren geht, wenn die

Herausgabe erst nach meinem Tod geschähe, wenn etwa Freund Campe sich bei meinen Lebzeiten in Betreff des Honorares etwas zähe zeigen möchte. Das Buch jedoch, welches ich jetzt anfertige, schreibe ich zunächst des Geldes wegen. Aus diesem Grunde gebe ich vorzugsweise ein Buch, das die Tagesgefühle ansprechen soll, und wenn es fertig ist, kann ich es nicht Jahr und Tag liegen lassen, im Fall meine Honoraransprüche Sie zufällig nicht in guter Laune antreffen, oder keinem Zutrauen begegnen, wie Sie mir es freilich in der letzten Zeit geschenkt haben, so daſs, was ich eben vorbringe, vielleicht ungerecht ist — aber wir sind Alle Menschen, sind der Stunde und der Stimmung unterworfen, und ich möchte mich so schnell als möglich von dem Gedanken befreien, daſs ich, wenn das Buch fertig ist, und ich müde von der Arbeit wäre, dennoch genöthigt sein könnte, auf die Handelschaft zu gehn, in der Weise deutscher Literaten herumzufragen, bei Dero Kollegen herumzufragen, was sie wohl für mein Buch geben würden, und nach solcher Kläglichkeit endlich nach mühseligem Schreiben die Sache abzumachen. Ich gestehe Ihnen freimüthig, daſs, obgleich ich des Geldes sehr bedürftig, dennoch einige Silberlinge mich nicht bewegen würden, das Buch in einen andern Verlag als den Ihrigen zu geben;

schon bei einem solchen Gedanken ist mir zu Muthe, als liefe mir eine Laus über die Leber. Auch gestehe ich Ihnen, daß der Vorschlag einiger Freunde, um meinen Finanzen ein für alle Mal aufzuhelfen, ein Werk auf Subskription herauszugeben, mir durchaus nicht mundet, und daß ich Denen, die mich von allen Seiten angehen, ihnen zu erlauben, Subskriptionslisten zu eröffnen, gern so bald als möglich öffentlich meinen ablehnenden Dank sagen möchte, und daß ich nur damit wartete, um zu gleicher Zeit andeuten zu können, daß mein nächstes Werk vielleicht noch dieses Jahr bei Ihnen in Verlag erscheine. Das ist der zweite Punkt, warum ich Ihnen schon heute den definitiven Verlagsantrag mache, und ich bitte Sie, in der resoluten Weise, die Ihnen eigen und die nicht genug zu schätzen ist, mir umgehend zu schreiben, ob Ihnen Antrag und Bedingungen genehm sind, so daß Ihre Antwort mir in bündigster Kürze als Kontrakt dienen möge. Dem Odysseus des deutschen Buchhandels gegenüber wäre es thöricht, wenn ich nicht meine Gedanken so klar als möglich ausspräche oder einen Hintergedanken verbergen wollte, da Sie Dergleichen doch leicht herauswittern würden; unumwundene Offenheit ist daher für mich das Rathsamste, und ich will daher die wesentlichen Punkte meines Antrags so bestimmt

als möglich und zu größerer Deutlichkeit auch numeriert hierhersetzen.

Diese Punkte sind folgende; sollte ich irgend Etwas, das zu Ihrem Vortheil sein könnte, vergessen haben, so notieren Sie es mir eben so bestimmt:

1. Was den Titel des Buches betrifft, so habe ich folgenden ausgeklügelt:

Unter der Regierung

Ludwig Philipp's von Orleans.

Tagesberichte

von

Heinrich Heine.

Das Wort „Tagesberichte" könnte ich der größern Einfachheit wegen ganz weglassen. Sollten Sie es behalten wollen, und sogar den Ausdruck: „Pariser Tagesberichte" vorziehen, so ist es mir recht. Sie haben, liebster Campe, vorig Jahr, als ich mit dem „Romancero" niederkam, dessen Titel mehr Ihnen als mir gehört, einen so feinen Takt und so schöpferischen Sinn für Titelgebung an den Tag gelegt, daß ich hier wohl Ihre Kompetenz nicht abweisen kann, und wohlthue, mich bescheidentlich Ihrem Urtheil zu unterwerfen. Ich bemerke Ihnen deßhalb, daß ich im Anfang auch an folgenden Titel dachte:

Tagesberichte,
geschrieben zu Paris
vor dem Sturze Ludwig Philipp's von Orleans.
(oder: Königs der Franzosen.)

Doch ich glaube, Sie werden mit dem zuerst angegebenen Titel zufrieden sein, da er sogar einen etwas romanhaften, leihbibliothekarischen Anstrich hat, für die große Menge. Doch über diesen Punkt haben wir noch Zeit zur Verständigung.

2. Was die Bogenzahl betrifft, so habe ich das Material im Geiste schematisiert, und es beläuft sich schon auf dreißig Druckbogen. Es mag nun wohl, wenn ich weiter in die Arbeit hineinkomme, auf eine größere Anzahl hinauslaufen, so dass ich jedenfalls zwei mehr oder minder starke Bände herausgeben muss. Ich mache mich aber nur zu dreißig Bogen anheischig; ich bin jetzt so kapriciöse, dass ich heute verwerfe, was ich gestern geschrieben, schon wenn mir der Stil nicht gefällt, und ich habe eine wahre Leidenschaft des Zusammendrängens. Sie wissen aber aus Erfahrung, ich gebe am Ende immer mehr, als ich versprochen.

3. Was das Honorar betrifft, so verlange ich von Ihnen nicht mehr und nicht weniger, als was Sie mir zuletzt für den „Romancero" gegeben, womit Sie das Eigenthum des Buches, das Recht, so

viele Auflagen zu machen, als Ihnen beliebt, und das Buch in der Gesammtausgabe meiner Werke aufnehmen zu können, erkauft haben. Ich bin ehrlich mit meinem Gewissen zu Rathe gegangen, was ich Ihnen wohl abfordern könne, ohne in den Verdacht zu gerathen, als wollte ich meinen letzten Succeß ausbeuten und meine Preise erhöhen; ich habe nur das Wesentliche, den Werth meines Buches und die Höllenmühe, die ich daran verwende, beachtet, und ich kann Ihnen mit heiterm Sinne das erwähnte Honorar abfordern, ja ein Selbstgefühl, ein Gefühl der Sicherheit, wie ich es nicht hatte, als ich Ihnen den „Romancero" antrug, unterstützt mich in diesem Augenblicke. Ich weiß, ich gebe das Beste, was geleistet werden kann, da im Versemachen mir Viele gleichkommen, nicht aber in der Prosa, wo ich jetzt ein Musterbuch geben dürfte, das, ganz abgesehen von seinem interessanten und, will's Gott, auch pikanten Inhalt, seinen stehenden Werth behalten wird. Dazu kommt, daß ich Ihnen um die Hälfte mehr Manuskript gebe, als ich beim „Romancero" zu geben gehalten war. Sie wissen, wie Viel ich mit einem einzigen Druckbogen für das Eingreifen eines Buchs zu thun vermag, und wie oft ich Gelegenheit habe, auch anderweitig Ihre Interessen zu fördern. Ich habe es Ihnen in der

letzten Zeit bewiesen, beim „Romancero“, bei den „Neuen Gedichten“, bei dem „Salon“, und kann es Ihnen noch besser beweisen, wenn ich bei der Gesammtausgabe noch am Leben bin. Sie wissen, ich bin gewissenhaft und befolge nicht das Bierbrauerrecept, das Sie mir unklugerweise selber mitgetheilt haben, und wodurch ich im Stande wäre, Ihnen eitel Schaum statt guten Breihahn einzuschenken. Bezahlen Sie gut, so gebe ich gutes Bier; wo nicht, so heißt es: wie geblecht, so gezecht. Sie sehen, wie offen ich bin. Ich verhehle Ihnen nicht mein Spiel; ich lasse Sie in alle meine Karten sehn, ich kann Dieses jedoch ohne Schaden thun, da ich lauter Trümpfe in Händen habe. Ich bin wie von meiner Seele überzeugt, daſs, wenn ich noch mehr verlangen würde, Sie es dennoch geben würden; ich könnte große Summen von Ihnen erpressen, wenn Dergleichen meine Art wäre; auch möchte ich es vermeiden, daſs sich irgend ein säuerliches Wölkchen über Ihr Antlitz hinzöge, und Unmuth gegen den Freund in Ihrem Herzen sich einniste. Die Hand aufs Herz, alter Freund Campe! bin ich es nicht, der Sie in Händen hat? Würden Sie um irgend einen Preis gestatten, daſs einer Ihrer resp. Kollegen auch nur ein Blatt von mir jetzt in Verlag bekäme? würde dieses Blatt nicht in der Ge-

sammtausgabe fehlen, die Sie doch nicht allzu lange hinausschieben können? Ist hier nicht Ihr Point d'Honneur engagiert, dass Sie nicht der Honorarforderung wegen ein Buch von mir ungedruckt lassen können, selbst wenn Sie vorauswüssten, dass Sie auch einmal Schaden daran leiden würden? Sie sehen, ich habe Ihre Blöße entdeckt, aber es ist eine edle, generöse Blöße, und ich bin nicht der Lump, der so Etwas missbraucht. Eigennützige Naturen sehen bei Andern nur Motive des Eigennutzes, die bessern Motive entgehn ihnen, und so ist der Dichter oft sogar in Geschäften scharfsichtiger, als irgend ein trockner Geschäftsmann.

4. Was die Zahlungsweise des Honorars betrifft, so wünsche ich, dass es mir erlaubt sei, den Betrag desselben, sobald ich das letzte Blatt des Manuskriptes abgeliefert, drei Monate nach Dato auf Sie zu trassieren.

5. In Betreff des Drucks des Buches spreche ich den Wunsch aus, dass dasselbe ganz wie die Reisebilder gedruckt werden möge.

6. Endlich in Betreff der Ablieferungszeit des Buches kann ich nur das Versprechen geben, dass ich alles Mögliche aufbiete, um das Manuskript gegen Ende Oktober abliefern zu können. Ist es früher möglich — woran ich freilich zweifle — so

soll es gewiss geschehen; leider ist der bedeutendste Theil der Arbeit zu Anfang des Buches zu machen, während ich das Ende des Buches, wo das Material schon etwas ausgearbeitet ist, leichter fertigen kann. Habe ich hinreichend gesunde Stunden, so fördere ich rasch, aber ich habe mir nun einmal steif und fest vorgenommen, dem Buche, das gewiss mein letztes ist, eine schöne Vollendung zu ertheilen, die Dinge darin zu sagen, die ich an keinem andern Orte mehr sagen kann, kurz, mir diesmal einmal zu genügen, ohne irgend eine Rücksicht auf Campe, der am Ende doch hierdurch solidere Vortheile im Laufe der Zeit gewinnen wird, als ihm die momentane Ausbeutung der Saison-Konjunktur gewähren dürfte. Ich muss Sie daher, liebster alter Freund, inständigst bitten, mir in Bezug auf den Ablieferungstermin freie Hand zu lassen. Sie werden es wahrlich nicht bereuen. Je länger ich daran arbeite, desto besser wird das Buch. Wäre ich gesund, so würde ich Sie auch in diesem Punkte durch anhaltendes Arbeiten befriedigen, aber mein Geist ist abhängig von einem hundsföttisch kranken Körper, der mich manchmal im Stich lässt, wie vorm Jahr beim „Romancero" mein Sekretär. Eventualiter, für den Fall, dass der dunkelste Fall, nämlich das Menschlichste, einträte, ehe das Buch gedruckt wäre, habe

ich mir eine Mappe angeschafft, worin ich alles Manuskript, das dazu gehört, so geordnet als möglich zusammenlege, so daſs, wenn Ihnen dieselbe zugestellt wird, Sie selber im Stande wären, mir den Liebesdienst eines Herausgebers zu erzeigen, und dem Publikum, das gerne die Lakunen übersehen wird, das posthume Werke gedruckt zu überliefern.

Ich muſs mich auf Alles gefaßt machen, denn wenn die Qualen, die ich jetzt erdulde, nicht abnehmen, so muſs ich die Boutique schließen. Meine geistige Aufregung ist viel mehr Produkt der Krankheit, als des Genius, so z. B. habe ich in der letzten Zeit, um meine Schmerzen zu beschwichtigen, eine Menge drolliger Thierfabeln versificiert, wovon ich vielleicht eine nächstens unserm Kronprinzen, dem jungen Cäsarowitsch Campe, meinem künftigen Verleger, zum Auswendiglernen schicken werde. Rasend vor Schmerzen, wirft sich mein armer Kopf hin und her in den schrecklichen Nächten, und die Glöckchen der alten Kappe klingeln alsdann mit unbarmherziger Lustigkeit.

Und nun leben Sie wohl, und lassen Sie mich bei Leibe keinen Tag auf Antwort warten; Sie brauchen ja nur Wenig zu schreiben, Ja oder Nein, und Sie begreifen sehr gut, daſs in meinem

Krankheitszustande jedes retardierende und zögernde Verfahren eine Spannung hervorruft, die heillos wie Gift wirkt und in der krampfhaften Erregung mich zu dem Tollköpfigsten verleiten kann. Apropos, es wäre mir nicht unlieb, wenn Sie meinen Bruder Max vor seiner Abreise von Hamburg darüber in Kenntnis setzen wollten, was den Inhalt meines heutigen Briefes bildet, und es kann ihm nicht gleichgültig sein, wenn er von Ihnen erfährt, daß ich noch in diesem Jahr ein bedeutendes Honorar zu erwarten habe. Er ist dabei, im Vertrauen gesagt, interessiert, da ich ihm schon seit geraumer Zeit eine Geldsumme schulde, uud der gute Junge wegen meiner Finanznoth, die nur er begreift, in großer Sorge ist. Er ist im Besitz aller meiner vertrauten Angelegenheiten. Er ist ein guter, verständiger Mensch, und auf seine Diskretion kann man rechnen. Ich beschwöre Sie außer ihm Niemandem ein Wort von meinem heutigen Briefe merken zu lassen.

Treu und frei

Ihr Freund

Heinrich Heine.

302. An Julius Campe.

Paris, den 24. August 1852.

Liebster Campe!

Ich habe Ihren Brief vom 15. d. erhalten; ich bin, gottlob! noch mit einem blauen Auge davon gekommen, und meine Vorsicht, den Guss des Buches nicht eher zu vollbringen ehe ich weiß, ob es gleich gedruckt werden könne und also für die Aktualität des Tages berechnet sein müsste, oder ob ich es so einzurichten hätte, dass durch verzögerten Druck das Buch Nichts an seiner Frische verliere, war also nicht überflüssig. Nur hätte ich gewünscht, dass Sie auf meinen deutlichen und wohlartikulierten Antrag sich durch ein eben so deutliches und bestimmtes Ja oder Nein ausgesprochen hätten und ich nicht in die Nothwendigkeit käme, noch einmal einen Brief zu schreiben und Sie zu bitten, mir mit bestimmten Worten zu sagen, ob Sie meinen Antrag definitiv ablehnen. Wenn die „Französischen Zustände" keinen so großen Absatz wie meine übrigen Bücher gefunden, so dürfte mich Dieses nicht wundern, da dieses Buch nichts Anderes war, als ein roher Abklatsch von rein politischen Artikeln, die drei Monate vorher in der „Allgem. Zeitung" hinter einander gestanden und fast von allen deutschen

Blättern gleichzeitig in mehr oder minder großen Auszügen, ja von den meisten ganz und gar, abgedruckt worden. Das Buch war nicht für das große Publikum, das damals noch nicht an politische Lektüre gewöhnt war. Auch war es nicht sehr anziehend, es ist monoton, entbehrt alle humoristische Bewegung, es ist weder von Kunst noch Literatur noch Volksleben darin die Rede, es ist eine thatsächliche Erzählung des Tages ohne politischen Fernblick, den der Neuling damals noch nicht haben konnte. Ich that für die Ausstattung dieses Buches Nichts, als daſs ich eine große brillante Vorrede schrieb, die, wie Sie wissen, leider nicht gedruckt worden. Ich weiß sehr gut, was dazu gehört, daſs ein Buch Zug bekomme, und Sie wissen auch sehr gut, daſs ich im Stande bin, bei gehöriger Muße dieses Ziel zu erreichen. Habe ich je Sie über den Inhalt eines Buches irregeführt? Habe ich Ihnen bei den „Zuständen" ein falsches Prognostikon gestellt? Warum also jetzt eine ungerechte Rekrimination? Was Sie über Ludwig Philipp sagen, mag seine Richtigkeit haben, aber in meinem neuen Buche ist er bloß Staffage, obgleich ich vor einigen Wochen noch nachträglich etwa anderthalb Druckbogen über ihn schrieb, die sehr interessieren werden. Der Held meines Buches, der wahre Held des-

selben, ist die sociale Bewegung, welche Thiers, als er auch Deutschland aufposaunte, plötzlich entfesselte, und welche Guizot vergebens zurückzudrängen suchte. Diesen Stoff behandelt mein Buch; er entfaltet sich am meisten in den Jahren 40—43; die Februarrevolution ist nur der Ausbruch der Revolution und ich könnte wohl mein Buch mit Recht eine Vorschule derselben nennen. Den Titel des Buches hatte ich ja Ihrem eigenen Urtheile unterworfen, und ich kann ganz gut den Namen Ludwig Philipp's auf dem Titel fortlassen. Es ist in der That eine eigene Sache mit Büchertiteln; ich hatte einen deutschen Bedienten, welcher treuherzig sich wunderte, daß er auf dem Titelblatt meiner Bücher immer dem Namen Hoffmann und Campe begegnete, was er tadelte, indem er meinte: der Campe sei nicht sehr beliebt und der Hoffmann sei gänzlich unbekannt.

Jetzt, lieber Campe, meine dringendste Bitte. Für alle Liebe, die ich Ihnen im Leben erzeigt habe, verschonen Sie mich ein für alle Mal mit der traurigen Gelddiskussion und möge dieser Brief der letzte sein, worin ich meine Geldinteressen mit Ihnen zu besprechen habe. Erleichtern Sie mir Alles, damit ich nicht auf diesen Punkt zurückzukommen brauche. Sprechen Sie mir nicht mehr von verschimmelten „Französischen Zuständen“, von Ihrem Ärger beim

„Romancero“, von der Subskription, wo Sie mir dienstbar sein wollen, — lauter Dingen, wo unter der ehrbar ernsthaften Maske dennoch der alte Schalk hervorguckt, der mir so wohl bekannt ist und der mich unter andern Umständen so oft ergötzte. Aber jetzt bin ich krank, und ich muss meine Zeit zu Rathe halten, um meine letzten Arbeiten zu vollenden, und ich bitte Sie daher, ohne viele Worte, ohne Umschweif mir zu sagen: ob Ihnen mein Verlagsantrag genehm ist oder nicht. Ist Ihnen mein Antrag genehm, und haben Sie mir eine acceptable und honorable Offerte zu machen, wobei mir nicht das Fell über die Ohren gezogen wird — (ich kann Dieses nicht mehr so gut als sonst vertragen, da kein Fleisch mehr an mir haftet und ich nur noch aus Knochen und Fell bestehe) — so will ich ein Geldopfer bringen. Worum ich Sie am meisten bitte, ist schleunigster Bescheid, damit ich die Sache aus dem Kopf bekomme, die mich in meinen Arbeiten stört. Ich weiß nicht, ob mein Bruder Max noch in Hamburg ist, doch für den Fall, dass er noch da ist, schreibe ich ihm in einigen Tagen, und ich bitte Sie, ihn wissen zu lassen, wie unsre Verhandlungen stehn. Er ist kein Geldmensch, die ehrlichste Seele; und haben Sie das Vertrauen in ihn, dass er, obgleich er mein Bruder ist, bei unsern

gemeinschaftlichen Interessen ein getreuer Arbitre sein könnte, so will ich ihm gerne carte blanche geben, in meinem Namen über den Honorarpunkt sich mit Ihnen zu verständigen. Er kennt meine Finanzbedürfnisse, er weiß, wo die Grenze der Nachgiebigkeit sein darf, er weiß, wie wenig ich in Verlegenheit bin, um aus Papier Geld zu machen, und wenn er es rathsam hält, dürfte er Ihnen wohl Manches vertrauen, was Ihnen nicht gleichgültig dünken dürfte und erleuchtend auf Sie wirken könnte. Doch die wahre Erleuchtung kommt nur vom Himmel, und dieser empfehle ich Sie. Jedenfalls sein Sie überzeugt, daſs Ihre Freundschaft mir lieb und theuer ist — aber nochmals gesagt, zu theuer darf sie nicht sein.

Ihr treu ergebener

Heinrich Heine.

---

303. An Julius Campe.

Paris, den 12. September 1852.

Liebster Campe!

Die Abwesenheit meines Freundes Reinhard, der nur einmal in der Woche vom Lande zu mir kommt, ist Schuld, daſs ich Ihren letzten Brief

noch nicht beantwortet. Außerdem war auch nichts Dringendes darüber zu sagen, obgleich er hinlänglich verdrießlichen Inhalts. Ich weiss nun eben, was ich zunächst wissen wollte, nämlich dass ich mein Buch in einer Gestalt verfertigen muss, wo Nichts daran gelegen ist, dass es nicht gleich in die Presse läuft und vielmehr Jahr und Tag ruhig in meinem Pulte liegen kann, ohne dass es im mindesten welk wird. Ich betrachte jetzt meinen Antrag als abgewiesen, und ich versichere Ihnen auf mein Wort, dass ich Nichts weniger als verstimmt bin, dass ich vielmehr herzlich froh bin, nicht nöthig zu haben, in kurzer Frist mein Erbieten zu erfüllen; ich bin wie von einer Last befreit, denn ich fühle, dass ich keineswegs dieses Jahr, sondern erst im Frühjahr mit meinem Buche fertig sein kann, wenn ich ihm den interessanten Inhalt und die vollendete Form ertheilen soll, wie mir Solches vorschwebt — ja, es hat sich in meinem Geiste der Plan des Werks noch dahin erweitert, dass ich es bis auf die heutige Tagesgeschichte ausdehne, und da mögen wohl Personalschilderungen vorkommen, die es nicht rathsam machen, mit der Herausgabe des Buches zu eilen.

Ich bin mir bewusst, Nichts gethan zu haben, was Sie berechtigen könnte, meine Loyalität im

mindesten zu bezweifeln. Was bedeutet jener empörte Aufschrei über einen Brüderkongreß, der sich in Hamburg gegen Sie verschworen, was bedeutet jene Definition eines Verkaufrechts, wobei Sie bemerken, daß ein fingiertes Gebot nicht statthaben dürfe? Wie konnte Ihr Unmuth gegen meinen Bruder Gustav *), mag derselbe noch so gerecht sein,

*) Gustav Heine hatte aus eigner Machtvollkommenheit am 25. August 1852 Herrn Campe einen Besuch gemacht, um Letzteren zu bereden, sich den von H. Heine für sein neues Werk gestellten Honorarforderungen zu fügen. Wie aus dem Briefe des Herrn Campe vom 26. August 1852 hervorgeht, bediente sich Herr Gustav Heine bei dieser Gelegenheit der drohenden Äußerung: ihm sei bekannt, daß sich in Wien ein Verein gebildet habe, an dessen Spitze Herr Bacher stehe, und dessen Absicht dahin gerichtet sei, eine Gesammtausgabe von H. Heine's Schriften zu veranstalten. Diese Gesellschaft werde dem Dichter für sein neues Werk nicht allein das von ihm geforderte, sondern ein noch weit größeres Honorar bezahlen, woran sich das Weitere knüpfen werde. Ein Loch in einen Kontrakt sei bald gemacht. „Sehen Sie“, fuhr Herr Gustav Heine, auf seine Kravatte deutend, fort, „Dies ist ein Kontrakt.“ Hiemit riß er die Schleife auf, band sie in anderer Art wieder zu, und sagte lachend: „So, nun ist es wieder ein Kontrakt!“ Herr Campe verbat sich die Fortsetzung dieser impertinenten Belehrungen und fügte hinzu: nicht Herr Bacher, sondern er, Herr Gustav Heine, sei der Autor jenes grobkörnigen Gespinnstes, was Derselbe auch zugab. Herr Campe bemerkt

Sie verleiten, mir, der ich genug zu tragen habe, mit solcherlei Beklagnissen meine Bekümmernisse zu

---

ferner in dem oben erwähnten Briefe an Heinrich Heine: „Ihr Bruder Max befindet sich ebenfalls hier; es hat sich ein Kongreß gebildet — — Die erste Stimme von dem Kongreß war sehr brutal. Übel werden Sie es mir nicht nehmen, wenn ich die zweite, noch nicht gehörte Stimme, durch die erste tief verletzt, jetzt ebenfalls ablehne.“ — Herr Gustav Heine hatte die Stirn, obige Drohung neun Jahre später, im Sommer 1861, noch schroffer zu wiederholen, als ich mit ihm im Auftrage des Herrn Campe über den Ankauf des H. Heine'schen literarischen Nachlasses unterhandelte. Wieder behauptete er, es habe sich unter Leitung des Herrn Bacher ein Komité gebildet, das auf dem Wege einer Nationalsubskription zu Gunsten der Witwe Heinrich Heine's dessen sämmtliche Werke im Auslande, wahrscheinlich in Belgien, herausgeben wolle. Er, Gustav Heine, habe Solches bis jetzt verhindert; wenn aber Herr Campe den literarischen Nachlaß seines Bruders nicht, ohne vorher Einsicht in die betreffenden Papiere zu erhalten, welche ihm nicht gestattet werden könne, zu einem hohen Preise (es wurden erst 30.000, dann 12.000 Franks für ein, 6 Druckbogen umfassendes Heft meist fragmentarischer Gedichte gefordert) ankaufe, so habe er, Gustav Heine, sich bereit erklärt, der Witwe seines Bruders, wenn sie durch kontraktwidrige Veröffentlichung der Gesammtausgabe von H. Heine's Werken die ihr bisher von Herrn Campe gezahlte Jahrespension verlöre, auch ferner dies Einkommen aus seinen eigenen Mitteln zu garantieren. Was den Kontrakt seines Bruders mit Herrn Campe betreffe, so seien

vermehren? Habe ich meinen Bruder Gustav zu Ihnen geschickt? Hat er das geringste Mandat von mir, habe ich Ihnen nicht längst über Gustav's zänkischen Charakter meine Meinung gesagt und Ihnen versichert, dass ich Alles so einrichten werde, dass er niemals das Geringste in Bezug auf mich mit Ihnen zu verkehren haben würde? Ich habe

manche Bestimmungen desselben, wie Juristen auf Befragen versichert hätten, leicht anzufechten; das Testament des Verstorbenen und andere Dokumente aus späterer Zeit, als jener Kontrakt, enthielten gleichfalls Betreffs der Gesammtausgabe manche Verfügungen, die Herrn Campe gänzlich unbekannt seien, und die man ihm auch jetzt nicht mittheilen, sondern erst später vor Gericht aufweisen werde, um die im Namen der Witwe anzustellende Klage zu begründen, sobald Herr Campe gegen einen Punkt des Kontrakts oder gegen irgend eine der ihm unbekannten „geheimen Klauseln" verstoße. Um all' diesen Unannehmlichkeiten zu entgehen, müsse Letzterer sich klugerweise à tout prix mit der Witwe abfinden und, „Druck für Werth" kaufend, die erforderliche Summe bezahlen, — „einerlei ob er für sein Geld Gedichtfragmente, unbeschriebenes Papier oder fremde Visitenkarten erhalte". — Herr Campe machte hierauf ein von Herrn Gustav Heine zurückgewiesenes Gebot auf die ihm bekannten nachgelassenen Gedichte H. Heine's und die ihm vorenthaltene Disposition zur Gesammtausgabe, verschmähte es aber natürlich, sich durch erpresste Geldzahlung Schutz vor den ihm angedrohten böswilligen Rechtsverletzungen zu erkaufen.

Ihnen die Vermittlung von Max vorgeschlagen, der die verträglichste Seele ist und in seiner Gemüthlichkeit fast zu weit geht, indem er für den Frieden unserer Ehe selber Opfer bringen wollte — genug davon, Gustav Heine ist mein Bruder, ich liebe ihn als solchen, weil man unter allen Umständen seine Brüder lieben soll. Außerdem hat er mir bedeutende Dienste erzeigt, und ich werde wahrlich der Letzte sein, der auf ihn loszöge, aber Jeder von der Familie wird Ihnen sagen können, dass er wie eine Bombe in Hamburg hineinfiel und während der wenigen Tage seines Aufenthalts die meisten Familienglieder gegen einander zu verhetzen suchte. Was soll ich also lange darüber jammern, dass er auch uns beide brouillieren wollte. Schon an der Plumpheit des Vorgebrachten mussten Sie erkennen, dass ich nicht im Spiele und ein Bruch zwischen uns nicht in Absicht stand. Hierzu mögen noch besondere Interessen Antrieb gewesen sein; ich habe schon längst gemerkt, dass bei meinem hilflos kranken Zustande mein Bruder Gustav sich verpflichtet glaubte, mein literarischer Vormünder zu sein. In Bezug auf mein Buch hat er noch specielle Absichten, die ich aus Takt Ihnen nicht gestehen will, die Sie vielleicht aber errathen. Er sagte mir längst, dass er mit seinem Zeitungsinstitute auch den

Verlag von Novitäten verbinden wolle, angeregt durch einen Buchhändler, mit welchem er in Verbindung. Max meint wirklich, ich würde ein solcher Narr sein, des Geldes wegen meinen Namen von Gustav für die Feuilletons seines Journales oder sonstwie als Annonce ausbeuten zu lassen. Er hat mir vor drei Wochen einen bedeutenden Geldvorschuss gemacht auf Geschäfte, deren Besorgung ich ihm übertragen; er weiß, er wird remboursieren, und er hat durchaus keine Macht über mich. Nicht er, sondern wirklich Herr Bacher war Derjenige, der mit dem Subskriptionsprojekte von freundschaftlichem Sinne an mich abgeordnet worden. Mein Bruder Gustav kann auch nichts wissen über meine „Memoiren,“ wovon in der That ein großer Theil vernichtet ist; er hat nur Vermuthungen und sagt immer mehr, als er weiß. Es bekümmert mich unendlich, dass Sie ihn nicht von einer besseren Seite kennen gelernt; er hat sehr viele gute Eigenschaften, er hat sie oft durch die That bewiesen, und nur die verdammte Zwistsucht und die Emancipation von der Wahrheit kann ihn verhasst machen; ich aber werde, wie gesagt, einen Bruder unter jeder Bedingung lieben; ich weiß sogar, er hat schrecklich gegen mich raisonniert, aber ich variiere nicht leicht in meinen Affektionen, und auch Freunde, die mich mit Nadel-

stichen nergeln, können auf meine liebende Toleranz rechnen. Übrigens hat Gustav hier in Bezug auf Sie sich keine böswillige Äußerung zu Schulden gemacht, er hat meinen Kontrakt mit Ihnen nie gesehen. Ihr ehrsamer Neffe, Herr V., ist der Einzige, der sich jemals entblödet hat, mir zuzumuthen, ihm unsern Kontrakt zu zeigen, um aus irgend einer Schwäche der Abfassung etwelche Vortheile für mich daraus hervorzuklauben.

Ich kann vor innerem Degout kaum weiter diktieren; der Himmel mag es Ihnen verzeihen, liebster Campe, wenn Sie je auf den Gedanken kamen, dass ich zu solchem schändlichen Werke jemals die Hand bieten sollte. Die Rechte, die ich Ihnen zugestanden, sind mir heilig. Ich habe durchaus kein Talent zum Stehlen, wenn ich es auch im Bestohlenwerden bis zur Meisterschaft gebracht habe, Ihre Börse ist vor mir sicher, selbst wenn solche sehr lose aus Ihrer Rocktasche heraushinge. Ich habe einen gewaltigen Respekt vor fremden Rocktaschen. Kommt es Ihnen vor, als ob in Ihrem Kontrakt mit mir die Rechte, die ich Ihnen zugestand, nicht bündig genug formuliert sind, so will ich herzlich gern irgend einen unzulänglichen Ausdruck verändern, und um übers Grab hinaus gesichert zu sein, dass späterhin der Gültigkeit des

Vertrags keine Chikane etwas anhaben kann, mögen Sie immerhin denselben jetzt durch alle mögliche gerichtliche Legalisation mit unumstößlicher Kraft ausrüsten lassen. Ich biete gern dazu die Hand und wünsche jede unklare Besorgnis aus Ihrem Gemüthe verscheucht zu sehen. Der Himmel schenke Ihnen noch viele glückliche und gesunde Lebenstage, aber wir sind Alle Menschen, und wer wie Sie Weib und Kind hat, muss soviel, als möglich, übers Grab hinaus sorgen, dass Sie nicht von Verdrießlichkeiten jemals heimgesucht werden. Das ist meine Meinung als ehrlicher Mann.

Und nun leben Sie wohl, liebster Campe, und lassen Sie mich von meinem Buche Nichts mehr hören, besonders verschonen Sie mich mit erneuten Offerten, das Buch auf meine Kosten zu drucken, wie Sie es wieder in Ihrem letzten Brief gethan, obschon ich Ihnen zweimal gesagt, wie mir solche Publikationsweise zuwider sei. Es ist Malice von Ihnen, nichts Anderes; wenn Das Ihnen Vergnügen macht, immerhin. So machte es Ihnen einst Vergnügen, ein Schauspiel des armen Maltitz in einem Ihrer gedruckten Bücherverzeichnisse als ein Schachspiel anzuzeigen, damit dieser Freund, dem Sie übrigens sehr zugethan waren, sich über den Druckfehler ärgere. Da ich Sie nun kenne und mich

an Ihr Schachspiel gewöhnt habe, so wird es Ihnen nie leicht sein, mich aus der idealen Ruhe meines Selbstgefühls herabzuziehen in die Arena eines Flohgefechts. Wer Tag und Nacht an Rückenmarkkrämpfen leidet, Dem können solche Stiche Nichts anhaben. Mein Geist ist bereits dem Kleintreiben der Welt entrückt — mögen die Würmer sich an meinem Leibe weiden, ich gönne ihnen diesen Schmaus, und es ist mir leid, dass ich ihnen nur Knochen anbieten kann.

Frei und treu,

Ihr Freund

Heinrich Heine.

---

304. An Alfred Meißner.

Heute, lieber Freund, sollen Sie nach längerer Zeit wieder ein Lebenszeichen von mir erhalten. Dies würde schon längst geschehen sein, wenn ich gewusst hätte, wo in der Welt Sie stecken, aber Sie sind bald da, bald dort, bald in der Einsamkeit, bald im Gewühl, und man frägt sich umsonst, wohin man Ihnen schreiben soll, damit der Brief richtig eintreffe. Gehört hab' ich unterdessen ziemlich viel von Ihnen, und es hat mich sehr gefreut, dass

Ihr zweites Stück in Prag so günstig aufgenommen wurde. Von jeher war es eine Erquickung für mich, wenn ich die alten Gemeinplätze und Sprichwörter durch die Ereignisse der wirklichen Welt widerlegt sah, und so that es mir bei der Nachricht von Ihrem Triumph in Ihrer Vaterstadt sehr wohl, dass sich das alte Sprichwort: „Es gilt kein Prophet Etwas in seinem Lande,“ obgleich es dem Evangelium entnommen ist, an Ihnen nicht als parole d’évangile erwiesen hat. In anderen Orten, namentlich in Wien, hat das Stück, wie ich höre, nicht so gut gefallen, allein mir scheint: man kann von den Dichtern sagen, was Solon von den Politikern sagt, dass diejenigen die schlechtesten, die es aller Welt recht machen. Übrigens ist es mit dem Publikum im Allgemeinen wie mit dem allgemeinen Stimmrecht beschaffen. Es kann sich nur über Das äußern, was in ihm liegt und wozu es Verständnis hat. Die Wiener sind Sybariten und an eine sanfte Tragik gewöhnt. Man sollte für sie Trauerspiele schreiben, die mit einer Hochzeit und einem gemüthlichen Ländler schließen; solche würden ihnen gewiss gefallen.

Was nun Ihre Tragödie: „Das Weib des Urias“ betrifft, so habe ich sie mir zweimal vorlesen lassen und habe auch von den beigelegten

Kritiken Kenntnis genommen. Das Stück hat einen sehr bedeutenden Eindruck auf mich gemacht, und ich prognosticiere Ihnen eine schöne Zukunft auf diesem Gebiete. Das Stück ist mit einem kühnen Verstande geschrieben und hat nur den Fehler, dass es der ganzen deutschen Sentimentalität ins Gesicht schlägt. Interessant war es mir, dass die Handlung eine solche, die fortwährend über die Zwecke der Personen hinaus wächst; Dies gibt dem Drama etwas Überraschendes, ja Dämonisches, und erinnert mich an Felsen, die, je weiter man geht, mit neuen, überraschenden Zacken hervorschießen. Ihre Batseba ist eine schöne, reine Gestalt, mit dem keuschesten Pinsel entworfen, und im Gegensatz zu ihr ihr Gemahl der kalte Tyrann, voll Energie und Geistesgegenwart, der er wirklich gewesen. Im dritten Akt ist man wahrlich in die Wüste versetzt; am schönsten aber scheinen mir die zwei letzten Akte gelungen zu sein. Wer solch ein Drama geschrieben, Der mag sich freuen.

Über die Borniertheit Ihrer Recensenten ist Nichts zu sagen. Sie vermissen die patriarchalische Welt in Ihrem Stücke, welches freilich kein biblisches im alten Sinne des Wortes genannt werden kann. Die Weltanschauung darin nennen sie raffiniert.

Als ob es eine Zeit gegeben hätte, wo die Juden nicht raffiniert gewesen wären!

Sie fragen mich, ob Sie Ihren Feinden entgegen treten sollen? Nein, Polemik gegen Leute wie * * ist nicht zu führen. Solche Naturen sind nicht zur Anerkennung zu zwingen, und man muss sie an ihrem Neid und ihrer Impotenz sterben lassen. Übrigens kommt im Leben jedes Schriftstellers eine Zeit, wo er statt der Schmeichler, die ihn früher umgaben, und Jener, die ihn ermunterten, nur Angreifer um sich sieht. Sobald Einer emporwächst über die Köpfe, so wird ihm, als das Gleichgewicht der Schmierliteratur störend, der Process gemacht. Wohl Dem, der ihn überlebt, seinen Appetit behält, und weder in seiner Gesundheit noch in seinem Humor Schaden leidet! . . . . . Nun leben Sie wohl! Behalten Sie Muth und Schwungkraft, und lassen Sie die Bitterkeit Ihres Herzens nicht überhand greifen. Herzlich grüßt Sie Ihr

Heinrich Heine.

Paris, den 13. Oktober 1852.

305. An Julius Campe.

Paris, den 15. Oktober 1852.

Liebster Campe!

Ich habe Ihnen durch meine Mutter die Bücher zurückgeschickt, die Sie mir aus der Bernhardt'schen Leihbibliothek verschafft, und ich sage Ihnen nochmals meinen Dank für diese Zusendung. Die Bücher des Herrn Jowien waren eine angenehme Sürprise, indem mir Derselbe ohne Auftrag und nach eigner Auswahl jene Bücher hierherschickte, eine Sürprise, die mir 16 Franks und einige Sous kostete, indem nach wie vor die Spitzbuben in Köln mich aufs unverschämteste brandschatzten, unter Vorwand von Spesennachnahme, die sie nicht einmal der Mühe werth halten zu spezificieren. Sonderbar, daſs ich, der ich über die Privatbedrückungen, deren ich so viele zu ertragen habe, mich im Grunde so wenig gräme, bei Anläſsen, wo die Spitzbüberei das allgemeine Wohl gefährdet, so leicht in Harnisch gerathe. Wäre diesem Unfug nicht abzuhelfen? Ich habe an mehre Personen in Deutschland deſshalb geschrieben. Die Kölner Bahn kann ich daher für Bücherwechsel gar nicht benutzen, und die Kiste an meine Mutter schicke ich lieber über Havre. Auf diesem Wege müſsen Sie mir die Sendung machen,

wenn Sie mir Bücher aus der Laeiß'schen Bibliothek schicken wollen; ich habe aus dem Kataloge von Laeiß das beifolgende Verzeichnis ausgezogen *).

*) Es waren nachstehende Bücher: — Chamisso's Leben, von Hitzig. — Immermann, von Freiligrath. — Lebensnachrichten über Niebuhr. — Wieland's Leben, von Gruber. — Die Beguine, von L. Storch. — Die Insel Felsenburg. — Sealsfield's Lebensbilder aus beiden Hemisphären. — Mörder und Gespenster, von A. Lewald. — Deutsche Sagen, von L. Bechstein. — Volkssagen, von Binder. — Volkssagen aus Schweden. — Wittekind, von Starklof. — Männliche und weibliche Charaktere, von G. Kühne. — Literarische Zustände, von Böttiger. — Die Entdeckung Peru's. — Erzählungen vom Harze. — Geheimnisse von Hamburg. — Märchenbuch, von Bechstein. — Sagen ꝛc., von E. Willkomm. — Soldatenleben, von Hackländer. — Gauner, von Thile. — Christian II., von Bernhard. — Die Zigeuner, von Carit Etlar. — Nordisches Novellenbuch. — Ein deutscher Leineweber, von L. Storch. — Andersen, Reiseschatten und Die beiden Baronessen. — Zwei Zeitalter, aus dem Dänischen. — Prinz Louis Ferdinand, von Fanny Lewald. — Henriette Herz' Leben, von Fürst. — Mohammed's Leben, von Irwing. — Hundert und ein Sabbath, von Dr. H. Schiff. — David Copperfield, von Dickens. — Ingemann, die Grönländer. — Russisches Leben und Dichten. — Maler Nolten, von Mörike. — Der Vogt von Sylt, von Th. Mügge. — Thackeray, Geschichte des Pendennis. — Die mit Sperrschrift gedruckten Bücher wünschte Heine vorzugsweise zu erhalten.

Die Sendung hat keine allzugroße Eile. Mit ernsten Büchern bin ich noch ziemlich versehen, aber da meine Krankheit seit einigen Wochen furchtbar zunimmt und meine Krämpfe so schauderhaft werden, dass ich meine Gedanken lieber abspannen als anspannen darf, so könnte mir doch wohl eine erheiternde Lektüre mitunter ersprießlich sein. Auch suche ich, da ich doch einmal arbeiten muss, mich jetzt nur mit Stoffen zu beschäftigen, die mir angenehm sind und nicht allzusehr anstrengend meinen Geist in Anspruch nehmen. In dieser Beziehung, liebster Freund, bin ich Ihnen wahrhaft Dank schuldig, dass Sie meine Anträge, noch in diesem Jahre ein starkes und gewaltiges Buch herauszugeben, nicht gleich angenommen. Bei meinem zähen Eifer, meine Schuldigkeit zu thun und das Beste zu leisten, hätte ich mich vielleicht über die Gebühr angestrengt, und wahrlich das reichlichste Honorar wäre doch nur kümmerliches Blutgeld gewesen, in Erwägung Dessen, was mir das Buch gekostet hätte. Die delikateste Freundschaft hätte nicht wirksamer für mein Wohl handeln können, wie Sie es aus andern Motiven gethan, und ich versichre Sie auf meine Ehre, dass ich Ihnen letztere gerne nachsehe und Ihnen in meinen Gefühlen desshalb so zugethan bin, als hätten Sie mich wirklich durch

einen großen Dienst verpflichten wollen. Ich hoffe auch, daß Ihre Hallucinationen vom Dreibrüderkomplott, von einer Pulververschwörung gegen Ihre Kasse, und Gott weiß von welchem nächtlichen Einbruch in Ihre Rechte jetzt gänzlich verraucht sind. Dergleichen finden sich sonst nur bei krankhaft nervösen Personen von aufgewiegelter Imagination; Sie aber, der ruhige praktische Geschäftsmann, sollten nicht von solchen Fieberträumen, von solchen Harpagonsvisionen heimgesucht werden können — Ich kenne, nicht durch eigne Erfahrung, aber durch psychologische Beobachtung, solche überreizte Stimmungen, wo man Zahlen sieht, die auf Flöhen reiten, und wo man die Silberläuschen des Filzes erblickt, die sich wie drohende Elephantenkälber aufblähen — Möge der Himmel Sie, liebster Freund, vor solchen Zuständen bewahren, und Ihnen überhaupt Gesundheit und häusliche Freude erhalten!

Ihr treu ergebener

Heinrich Heine.

306. An St. René Taillandier.

Paris, den 25. Oktober 1852.

Liebster Herr Taillandier!

Ich kann Ihnen nicht mit Worten sagen, wie groß meine Betrübnis ist, dass Sie mir die Ehre eines Besuches just in einem Augenblicke zudachten, wo ich an unserer National-Krankheit — ich meine nämlich die Krankheit aller Menschen von Kopf: die Migräne — am furchtbarsten litt. Ich hatte mich so sehr gefreut, Sie wiederzusehen und Ihnen mündlich für all die viele Liebe und Freundlichkeit, die Sie mir erwiesen haben, zu danken. Mit Buloz ist mir jüngst ein Ähnliches passiert, und ich hatte den Schmerz, dass er mir in einem Moment angekündigt wurde, wo ich eine schnöde Operation erlitt. Das sind die Nebenfatalitäten einer Krankheit, die mich immer mehr und mehr aufzehrt. Ich hoffe, Sie werden gütig genug sein, solche Zustände berücksichtigend, dennoch wieder eine Reise nach der Rue d'Amsterdam zu machen, — ich bitte Sie, kommen Sie so bald als möglich.

Ich habe durchaus nicht vergessen, dass Sie kein vollständiges Exemplar des „Romancero" besitzen, und ich schicke Ihnen anbei eine schöne Stereotypausgabe; ich füge hinzu das „Buch der Lieder"

im selben Drucke. Sobald ich eine ähnliche Ausgabe von meinen „Neuen Gedichten", die ich jüngst in veränderter Gestalt herausgegeben, erhalten habe, werde ich sie Ihnen ebenfalls zukommen lassen. Ich begleite diese Büchlein mit einem Exemplar einer neuen Ausgabe des zweiten „Salon"-Bandes, den Sie längst kennen; nur die Vorrede, die ich mit großer Bekümmernis geschrieben, dürfte Ihnen etwas Neues bieten.

Indem ich Sie freundschaftlich grüße, verharre ich mit Ergebenheit

Ihr

Henri Heine.

---

307. An Julius Campe.

Paris, den 25. November 1852.

Liebster Campe!

Ich hatte zwar die Absicht, Ihnen erst in einigen Wochen zu schreiben, um Ihnen allerlei Kleinigkeiten zu vermelden, aber da eine Anhäufung von Geschäften mich doch wohl verhindern dürfte, in diesem Augenblick zu einer größern Mittheilung mich fähig zu fühlen, so will ich Ihnen heute vorläufig die Bitte zukommen lassen, mir so bald als möglich eine neue Sendung von deutschen Büchern zu be-

sorgen, wobei Sie sich des Verzeichnisses, das ich der Laeiß'schen Leihbibliothek entlehnte, bedienen können; ich habe nämlich Gelegenheit, in der Mitte des Januar die Bücher nach Hamburg retour zu befördern, und was die jetzige Hersendung betrifft, so mögen Sie immerhin den chemin de fer benutzen, wenn Sie etwa keine wohlfeilere Transportgelegenheit per Wasser fänden. Ich habe Ihnen noch zu danken für die Bücher die Sie mir durch Herrn Mettler geschickt haben. Ich kann Ihnen über die neue Ausgabe der „Harzreise" Nichts sagen, da ich sie des feinen Drucks wegen noch nicht mit eignen Augen untersuchen konnte. Ich hoffe, daß Sie bei diesem Abdruck die zweite Auflage der „Reisebilder" benutzt haben, indem diese sorgsam von mir revidiert und verbessert wurde; ist es nicht geschehen, so vergessen Sie nicht diesen Umstand bei Gelegenheit eines spätern Abdrucks, namentlich beim Abdruck der Gesammtausgabe, im Fall ich dieselbe mortis causa nicht selber leiten würde. Es wäre mir lieb, wenn Sie mir auch etwa drei Exemplare der Goldschnittausgabe des „Romancero" schickten. Da ich die „Neuen Gedichte" in der jetzigen Gestalt nicht besitze, und doch Manchen darauf aufmerksam machen möchte, so bitte ich Sie, mir ebenfalls drei Exemplare davon zu schicken. Ich weiß,

daſs ich sehr schlecht den Augenblick wähle, wo ich Sie mit Aufträgen behellige, da Sie gewiſs jetzt schon mit dem Jahresabschluſs sich beschäftigen und dem Hamburger Publikum, dem alten Göhr, seinen Weihnachtsbaum bereiten — mit großen Lichtern werden Sie ihn wohl dieses Jahr nicht verzieren können, und Sie werden sich wohl mit einigen literarischen Pfennigskerzchen behelfen müssen. Aber wenn das Ding einmal angezündet ist, so sieht es immer nach Etwas aus, und der kleine Junge untersucht nicht genau, ob ihm ein Wachslicht oder stinkender Talg zum heiligen Christe leuchtet. Ich hoffe, daſs Alles bei Ihnen wohlauf sei. Mir geht's noch immer schlecht. Heiter und freundschaftlich grüßend,

Heinrich Heine.

---

308. An Julius Campe.

Paris, den 14. December 1852.

Liebster Campe!

Ich bin heute so krank, daſs ich Ihnen nur wenige Zeilen schreiben kann; was ich Ihnen besonders bemerke, damit Sie meine Wortkargheit in keinem Falle miſsdeuten.

Gathy hat mir dieser Tage einen langen Brief von Herrn Strodtmann aus Amerika *) vorlesen wollen, aber sobald ich den Inhalt errieth, bat ich ihn, mich damit zu verschonen, indem die Sache nur Sie anginge, und ich auch wünschte, dass er Ihnen desshalb so bald als möglich schriebe. Verwundert habe ich mich übrigens nicht, da ich bereits vor einiger Zeit durch einen Auswandrer nach Amerika, einen Mann von großer Geldbedeutung, erfuhr, dass in einer andern Stadt der Freistaaten, ich erinnere mich nicht in welcher, aber nicht in Philadelphia, ein ähnliches Projekt ausgeheckt sei und großartig bald zur Erscheinung käme. Herr Strodtmann ist wahrscheinlich ein Konkurrent, aber weder um sein Projekt, noch um die Projekte Anderer, die meines Freundes Campe Interessen schaden können, werde ich mich kümmern. Sie werden am

*) Ich war zu jener Zeit Buchhändler in Philadelphia und hatte, da mir die Absicht anderer deutsch-amerikanischer Buchhändler bekannt wurde, Nachdrücke von Heine's Werken zu veranstalten, den Plan gefasst, allen derartigen Unternehmungen zuvorzukommen, indem ich selbst, mit Heine's und Campe's Einwilligung, und theilweise zum Nutzen Beider, in Amerika eine autorisierte Gesammtausgabe der Werke des Dichters herausgäbe. Als ich die nachgesuchte Einwilligung nicht erhielt, ließ ich sofort das Projekt fallen.
Anm. des Herausgebers.

besten wissen, liebster Campe, was Sie zu thun haben. Gathy meinte, das Vernünftigste wäre, gute Miene zum bösen Spiel zu machen und mit Herrn Strodtmann sich zu verständigen, indem Sie sich selbst bei seinem Unternehmen betheiligten, damit Sie selbst in Amerika die Sache in Händen bekämen; aber ich fürchte, die Indignation macht Sie dazu unfähig, und ich begreife Das sehr gut. Ich habe an mir selbst dieser Tage die Bemerkung gemacht, dass man einen bestimmt ausgesprochenen Schaden leichter ertragen kann, als die geringste Verletzung Dessen, was wir unser Recht nennen, und obgleich ich todtkrank bin, so habe ich mich gestern zu der schlimmsten Sache, die es in der Welt giebt, nämlich zu einem Processe entschlossen, um zu zeigen, dass ich lieber wie ein Mann sterbe, als einer Matzfotze gleich hinzuvegetieren. Mein alter Freund Renduel hat mich schon für todt angesehn, und bei lebendigem Leibe beerben wollen, indem er meine französischen „Reisebilder" hier nachdrucken ließ, ganz ohne mein Wissen und, wie sich von selbst versteht, ohne meine Erlaubnis. Es hatte Dieses tausenderlei Unannehmlichkeiten für mich, der ich in diesem Buche große Veränderungen machen wollte. Der Process wird heute eingeleitet und das Buch saisiert. Verliere ich den Process, so habe ich doch nur Geld

verloren und nicht meine eigne Achtung; aber ich weiß wohl, daſs Dergleichen mich aufreibt, und Sie mögen daran merken, welch ein geplagter Mensch ich bin, und wie sehr ich in solcher bösen Zeit des liebreichen Beistandes wahrer Freunde bedarf. Ich kann kein Unrecht leiden, und daran krepiere ich; aber Gott weiß, daſs ich mit derselben Schärfe des Gefühls auch das Unrecht, das Andern widerfährt, empfinde, und gewiſs um keinen Preis der Welt dabei betheiligt sein möchte. Mein Körper leidet große Qual, aber meine Seele ist ruhig wie ein Spiegel und hat manchmal auch noch ihre schönen Sonnen-Aufgänge und Sonnen-Untergänge.

Grüßen Sie mir freundlich die Ihrigen. Der Himmel schenke Ihnen eine heitere Weihnacht.

Ihr freundschaftlich ergebener

Heinrich Heine.

---

309. An den Redakteur des „Journal des Débats“ *).

Paris, den 10. Januar 1853.

Geehrter Herr!

Ich habe in Ihrer Nummer vom 7. Januar das Resumé einer erklärenden Zuschrift des Herrn

*) Der damalige Chefredakteur des „Journal des Débats“ war Armand Bertin. Das in französischer Sprache

Eugène Renduel gefunden. Ich bedauere sehr, dass Sie nicht vollständig dies Schreiben mitgetheilt haben, das Herr Renduel, als er mir das letzte Mal die Ehre seines Besuches erwies, unter meinen Augen abgefasst hatte, und das gleichzeitig dazu dienen sollte, mir das leidige Geschäft zu ersparen, mich in eigener Angelegenheit an das Publikum zu wenden. Ich will nicht sagen, dass die Thatsachen, welche dies Resumé enthält, unwahr seien; aber die beiden Hauptthatsachen, obschon im Grunde allerdings wahr, sind in einer so unbestimmten Weise

---

verfasste Schreiben Heine's erschien in der Nummer vom 12. Januar 1853. Die Notiz, auf welche sich dasselbe bezieht, war in der Nummer vom 8. (nicht 7.) Januar abgedruckt, und lautete, wie folgt: „Herr Renduel hat an uns eine Reklamation hinsichtlich einer Ausgabe der „Reisebilder" (Tableaux de voyage) gerichtet, welche kürzlich bei Herrn Lecou erschienen ist, und über welche sich eine Misshelligkeit erhoben hatte. Es geht aus dieser erklärenden Zuschrift hervor, dass nach einer freundschaftlichen Besprechung anerkannt worden ist, dass Herr Renduel, der ursprüngliche Verleger des Herrn Heine, durch Letzteren, und in seinem eigenen Interesse, ermächtigt worden war, über eine Duodez-Ausgabe des genannten Werkes zu unterhandeln. Die streitige Frage ist also beendet: Herr Lecou wird seine Ausgabe verkaufen, und darauf wird sich sein Recht beschränken, während Herr Heine hinfort der einzige Eigenthümer seiner Werke bleiben wird."

ausgedrückt, daſs sie irrigen und sehr widerwärtigen Auslegungen Raum geben könnten.

Erstens. Es ist wahr, daſs ich Herrn Renduel ermächtigt hatte, in meinem Interesse über eine Duodez-Ausgabe meines Werkes „Reisebilder“ (Tableaux de voyage) zu unterhandeln, deren ursprünglicher Verleger er war. Da man jedoch, in Ermangelung einer näheren Angabe, wähnen könnte, daſs diese Ermächtigung ganz vor Kurzem gegeben worden sei, so laufe ich Gefahr, als ein leichtsinniger Mensch zu erscheinen, der sich am folgenden Tage nicht mehr eines Auftrages entsinnt, den er gestern ertheilt hat. Nun ist es aber schon sehr lange her, seit ich Herrn Renduel bat, mir einen Verleger für eine Duodez-Ausgabe der „Reisebilder“ zu suchen, indem ich ihn ermächtigte, mit einem Pariser Buchhändler darüber zu unterhandeln. Ich hatte Herrn Renduel diese Ermächtigung einige Zeit vor der Februarrevolution ertheilt, und seit dieser Epoche sind, wie Sie wissen, vielerlei Dinge in Vergessenheit gerathen, und bei mehr als Einem unter uns ist das Gedächtnis schwach geworden.

Zweitens. Es ist wahr, wie am Schlusse des Resumés gesagt wird, daſs „Herr Heine hinfort der einzige Eigenthümer seiner Werke bleiben wird.“ Dies ist vollständig wahr; nur könnte das Wort

„hinfort“ glauben lassen, daß dies Eigenthumsrecht mir früher nicht zustand, und in solchem Fall würde ich wieder als ein Unbesonnener erscheinen, der sich leichtfertig in gerichtliche Klagen einlässt. Ich würde für einen Proceßliebhaber gelten, ich, der Zeit seines Lebens nie einen Proceß gehabt, obschon ich selbst Rechtsgelehrter bin, und sogar Doktor der Rechte, utriusque juris doctor, zu dieser Würde promoviert durch den Dekan der juristischen Fakultät in Göttingen, den hochberühmten und hochgelahrten Professor Hugo, welcher bei dieser feierlichen Gelegenheit mir in der schönsten lateinischen Rede das Kompliment machte, daß ich dereinst ein großer Rechtsgelehrter, ein wahrer Papinian werden würde. Ich bin kein Papinian geworden, aber ich bin genugsam in der Jurisprudenz bewandert, um zu wissen, daß man die Processe vermeiden muß, und ich hätte mich wohl gehütet, einen solchen wegen des Wiederabdrucks der „Reisebilder“ anzustrengen, wenn ich nicht, außer meinen materiellen Rechten, geistige Interessen zu vertheidigen gehabt hätte. Indem ich mich freundschaftlich mit Herrn Renduel verständigt, habe ich die materiellen Interessen in die Schanze geschlagen; ich habe von ihm keinerlei Ersatz für die Ausgabe angenommen, deren Veröffentlichung er dem Herrn Lecou

gestattet; ich habe zu Gunsten Nothleidender auf jede Entschädigung in dieser Hinsicht verzichtet, und Herr Renduel hat sich seinerseits edelmüthig erboten, eine gewisse, gemeinsam von uns stipulierte Summe an die Armen eines in der Nähe seines Schlosses belegenen Dorfes zu zahlen, deren traurige Lage er mir geschildert. Was die geistigen Interessen betrifft, so würde ich diese nicht so leicht geopfert haben; ich hatte zu zeigen, dass ein Schriftsteller während seiner ganzen Lebenszeit das Recht behält, ein Werk, das in einer früheren Epoche seiner Feder entflossen ist, zu überarbeiten und zu verändern. Dies ist, nach meiner Ansicht (welche vielleicht von der Ansicht Papinian's abweichen würde), ein unverjährbares und unveräußerliches Recht. Es war sehr nöthig, dass ich dies Recht bei Gelegenheit eines Wiederabdrucks der „Reisebilder" in Anspruch nahm, die vor mehr als zwanzig Jahren geschrieben sind, und in denen sich einige Stellen befinden, die von einer so krassen Religionsspötterei befleckt sind, dass ich eine aufrichtige Reue darüber empfinde. Ich hatte die Absicht, dies Buch durch eine neue Ausgabe zu purificieren, indem ich die anstößigen Stellen entfernte, oder sie durch widerlegende Anmerkungen und ein aufrichtiges Geständnis neutralisierte, wie ich es bei den jüngsten Ausgaben meiner

Bücher in Deutschland gethan habe. Sie begreifen also, welches Unrecht mir der Wiederabdruck meiner „Reisebilder" zugefügt hat, der ohne mein Wissen und ohne meine Betheiligung unternommen worden; es ist ein nicht wieder gut zu machendes Unrecht, das mich eben so sehr im Himmel wie auf Erden kompromittiert.

Ich erwarte, geehrter Herr, von Ihrer hohen Rechtlichkeit und von der Sympathie, welche Sie für die Interessen der Schriftsteller an den Tag gelegt, den sofortigen Abdruck dieses Schreibens. Empfangen Sie im Voraus meinen Dank, und genehmigen Sie den aufrichtigen Ausdruck meiner vorzüglichsten Hochachtung.

Henri Heine.

---

310. An Julius Campe.

Paris, den 9. Februar 1853.

Liebster Campe!

Ich hoffe daß diese Zeilen Sie und die Ihrigen im besten Wohlsein antreffen, und möchte damit bei Ihnen in Erinnerung bringen, daß ich Ihnen vor geraumer Zeit ein Verzeichnis von Büchern geschickt, wovon Sie mir eine Portion hieherbefor-

gen sollten; das Verzeichnis war dem Katalog des Herrn Laeiß entnommen. Da ich nun keine Bücher erhalten habe, so wünsche ich darüber Auskunft zu haben, ob etwa mein Gesuch in Vergessenheit gerathen, oder ob die Bücher abgeschickt und nicht angekommen sind.

Ich hatte Jemanden beauftragt, Ihnen unter Kreuzkouvert den Artikel des „Journal des Débats“ zu schicken, der meinen Originalbrief über meine Proceßeinleitung enthielt; bemerken Sie mir doch gelegentlich, ob Ihnen das Blatt richtig zu Händen gekommen. Ist Letzteres der Fall, so werden Sie zugleich auch daraus ersehen haben, wie dumm, falsch und ekelhaft die deutschen Blätter Auszüge meines Briefes geliefert. Ich muss Ihnen bei dieser Gelegenheit bemerken, dass die französische Ausgabe der „Reisebilder“ ganz anders geordnet ist und einen ganz andern Zuschnitt hat, als die deutsche; so sind z. B. die „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski“ darin aufgenommen. Auf diese bezieht sich meine Selbstanklage der impiété, nicht auf den übrigen Inhalt der „Reisebilder“, der harmlos ist, und bei dem ich auch bei gegenwärtiger Denkweise Nichts umändern würde. Es wäre nicht übel, wenn Sie diesen Umstand etwas unter die Leute brächten, aber beileibe nicht als

von mir ausgehend. Ich überlasse dem Pöbel sein Interpretationsrecht, und reklamiere nie wegen Kleinigkeiten.

Freundschaftlich und heiter grüßend,

Ihr treusam ergebener

Heinrich Heine.

---

311. An Julius Campe.

Paris, den 30. April 1853.

Liebster Campe!

Gestern Abend erhielt ich Ihr Schreiben, und beeile mich, auf Ihre Anfrage, ob ich mir das Recht einer deutschen Herausgabe meiner „exilierten Götter“ vorbehalten habe, Ihnen zu antworten, dass es sich von selbst versteht, dass ich dieses Recht habe; ja, nicht bloß auf Deutsch kann ich Alles herausgeben, was ich in der Revue des deux Mondes französisch publiciere, sondern auch die französische Version gehört mir eigenthümlich, und ich kann sie jeden Augenblick in einem Buche aufs Neue abdrucken. Ich hatte wohl geglaubt, dass man stümperhafte Auszüge meines Artikels in deutschen Journalen geben könnte, und um meine schriftstellerische Ehre zu decken, schickte ich ein für Deutsch-

land bearbeitetes Manuskript an Brockhaus mit dem Gesuche, dasselbe in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ unverzüglich abzudrucken. Auch machte Herr Brockhaus in der „Leipziger Allgemeinen Zeitung“ vor etwa 10 Tagen die Anzeige, daſs eine deutsche Version der „exilierten Götter“, die der Feder des Verfassers entflossen und als allein authentisch zu betrachten sei, unverzüglich in den literarischen Unterhaltungsblättern erscheinen werde; Dieses wird jetzt auch wohl schon geschehen sein. Nimmermehr konnte ich mir einbilden, daſs irgend Jemand in Deutschland die Unverschämtheit haben würde, meine Arbeit als eine besondre Broschüre *) ohne die geringste Autorisation herauszugeben. Da Jeder weiß, daſs ich meine französischen Arbeiten auch immer in deutscher Sprache herausgebe und des schriftstellerischen Erwerbs bedarf, so ist der Dolus offenbar, wenn es auch durch Lakunen der Legislation ungestraft geschehen kann, daſs mir gleichsam unter meinen Augen mein literarisches Eigenthum stibitzt wird; ja, ich könnte es Diebstahl nennen. Dazu kommt, daſs in meinen „exilierten Göttern“ ein Theil meinen schon gedruckten Schriften, dem

---

*) Die verbannten Götter, von Heinrich Heine. Aus dem Französischen. Nebst Mittheilungen über den kranken Dichter. Berlin, Gustav Hempel, 1853.

„Salon“, entlehnt ist, und ohngeachtet einiger Umarbeitungen dennoch ganze Stellen des gedruckten Textes wörtlich stehn geblieben, und also der Sache nach die Berliner Edition theilweise als Nachdruck zu betrachten ist. Auf diese Weise könnte man jedes deutsche Buch, das einmal im Französischen übersetzt worden, nachher im Deutschen vorgeblich zurückübersetzen, und da hier vielleicht Stil und Anordnung verbessert werden könnte, so käme der wirkliche Verfasser in den größten Schaden. Haben Sie nun Lust, liebster Campe, auf eigne Hand Klage gegen den Berliner Buchhändler anzustellen, so mögen Sie immerhin die dazu gehörigen Schritte gleich thun, und ich autorisiere Sie gern, als mein Verleger meine Interessen zu vertreten. Aber ich selbst bin in diesem Augenblick zu krank, um das Geringste in dieser Sache zu thun, auch zu verdrießlich. Ich zweifle nicht, daſs die internationalen Verträge zwischen Preußen und Frankreich über das literarische Eigenthum dem Berliner Buchhändler nicht erlaubten, meine französische Arbeit im Deutschen als Buch herauszugeben — aber ich bin über diese Materie nicht genau genug unterrichtet, um etwas Decidiertes thun zu können. — Sie haben keinen Begriff davon, liebster Campe, wie viel Aufsehn bis auf heutige Stunde mein Artikel in Paris ge-

macht hat. Schon gleich schrieben mir viele deutsche Literaten, von ihren Verlegern Auftrag zu haben, mit mir über eine deutsche Herausgabe zu unterhandeln, und hier erbot sich Jemand, meine Götter für ein anständiges Honorar gleich zu drucken. Aber allein Ihretwegen ging ich auf Nichts ein, das mich sicher stellen konnte, weil ich Ihnen nicht die geringste Gelegenheit gönnte, irgend eine Handlung von mir falsch zu interpretieren und Ihre Vorrechtsansprüche verletzt zu glauben. Das Einfachste wäre wohl gewesen, Ihnen gleichzeitig mit der Revue des deux Mondes die deutsche Übersetzung zur Herausgabe zuzuschicken — aber wie durfte ich Dieses thun unter den obwaltenden Umständen, wo Sie ein nergelndes Stillschweigen in alter Weise, ein kindisches Blindekuhspiel, wie es unserm Alter nicht ziemt, gegen mich ausüben, und ich nicht einmal wissen konnte, ob ich gleich Antwort erhielte. Die „Götter im Exil" waren ein in meinem Kopfe ganz fertiges großes Buch, das ich nicht schrieb, weil mein Herr Verleger mir das Schreiben verleidete, und ich gab ein Stück desselben nur nothgedrungen an die Revue des deux Mondes, weil ich ein großes Gedicht, das ich ihr zugesagt hatte, nicht eben so schnell beendigen konnte. Dabei bin ich sehr krank, und eine Last von Geschäften drückt mich

nieder, so dass ich eher Ermunterung als Verhinderungen bei Ihnen finden sollte.

Schicken Sie mir gefälligst sous bande die Berliner Übersetzung meiner „Götter", und wo möglich auch die, welche in den Hamburgischen Blättern erschienen. Ich autorisiere Sie ebenfalls, in Bezug auf die Erscheinung der Berliner Übersetzung eine Reklamation in den deutschen Blättern zu inserieren, was Sie um so eher in eignem Namen thun dürfen, da man meinen Zustand als Kranken kennt. — Und nun leben Sie wohl und bleiben Sie gewogen einem Freunde, der es immer treu und freundschaftlich mit Ihnen meint.

Heinrich Heine.

---

312. An Julius Campe.

Paris, den 5. Oktober 1853.

Liebster Campe!

Ich war wahrlich froh, dass Sie mir letzthin Gathy zuschickten, und ich Ihnen vorläufig durch ihn wissen lassen konnte, warum ich auf Ihre letzten zwei Briefe erst ein paar Wochen später zu antworten im Stande sein möchte; die Arbeitslast, die

auf mir ruhte, habe ich mir aber leider noch nicht ganz vom Halse schreiben können, und will heute nur noch bestätigen, was ich Ihnen durch Gathy wissen ließ. Ich weiß nicht, ob er Ihnen mitgetheilt, was ich in Bezug auf Cotta und überhaupt auf Stuttgart ihm sagte. Mein Freund Kolb aus Augsburg, der jüngst hier war, wiederholte mir die Freude, die ich ihnen Allen machen würde, wenn ich im Cotta'schen Verlag, zu jedem mir beliebigen Honorare, ein Buch herausgäbe. Ich brauchte nur zu bestimmen. Cotta's Steckenpferd ist die Lyrik, und für einen Band Poesie könnte ich seine Hose haben. Gewiss hat Ihnen Gathy von Köln gesprochen. Hätte ich mit Ihnen nicht in so schlechtem Gewässer herumgeschwommen, so würde ich Ihnen die „Götter im Exil" gleich zur Publikation geschickt haben, mit einigen ähnlichen Arbeiten einen Band füllend, und kein Dieb hätte mir das Buch gestohlen, das trotzdem, dass es als schlechte Übersetzung diskreditiert worden, dennoch, wie ich höre, großen, ja sehr großen Absatz findet. Ihre jüngste Devise, dass Freundschaft im Geschäfte nicht in Anschlag gebracht werden könne, habe ich mir nur zu gut gemerkt. Wie kommt es aber, lieber Campe, dass Sie jedesmal, wenn Sie im Interesse Ihres Geschäftes einen Gefallen von mir verlangten, immer von Freund-

schaft sprachen, während ich jetzt, wo es dieser Freundschaft in meiner Lage wohl bedürfte, jedesmal wo ich Geld begehre, einem strengen Geschäftsgesichte begegne? Aber es sei! ich will eingestehn, daſs ich mein ganzes Leben hindurch mich einer poetischen Täuschung hingab; aber jetzt wollen wir dieser entsagen, und Sie sollen in mir, wo von Geschäft die Rede ist, sich nicht über Intervention von Freundschaftsinteressen zu beklagen haben. Es ist ein biſschen spät, aber Sie werden sehen, daſs ich aus dieser Enttäuschung wenigstens den Vortheil ziehe, den mir Pflicht und Würde nicht zu vernachlässigen erlauben. Sie sollen jetzt meine Freundschaft ganz rein genießen, und der Geschäftsmann soll kein Opfer bringen.

Ich brauche wohl nicht zu wiederholen, was ich an Gathy in Bezug auf die Anfragen in Ihrem letzten Briefe gesagt habe. Lassen Sie das „Buch der Lieder" so drucken, wie ich es in Hamburg selbst, während meiner Anwesenheit dort, korrigiert habe. Mit dem „Wintermärchen" und dem „Atta Troll" machen Sie, was Ihnen beliebt.

Ich bin heute zu ermüdet, um weiter zu diktieren, sonst könnte ich Ihnen Manches mittheilen, worüber Sie sich wundern würden. Gathy wird Ihnen gewiſs gesagt haben, daſs der poetische Heine,

den Sie mit dem Atta Troll abgeschlossen glaubten, noch ein bedeutend letztes Wort zu sagen hat.

Und nun leben Sie wohl und heiter und glücklich im Kreise Ihrer Familie, die sich hoffentlich ebenfalls gesund und wohl befindet. Sagen Sie mir doch, ob es sich mit Herrn von Hauenschild gebessert hat. Die Nachricht, die Sie mir über ihn mittheilten, hat mich sehr betrübt. Ich glaube, ich habe Ihnen noch nicht gedankt für die zugesandten Goldschnittbücher. Was meine Werke in dieser Gestalt betrifft, so beauftragte ich Gathy, Ihnen in Bezug auf diese Ausstattung zu sagen, dass ich das Gold von Ihnen nicht auf dem Deckel, sondern im Säckel zu haben wünsche.

Ihr getreuer Freund

Heinrich Heine.

---

313. An Julius Campe.

Paris, den 27. Oktober 1853.

Liebster Campe!

Der nächste Zweck dieser Zeilen ist, Ihnen Anzeige zu machen, dass ich die Ehre habe, den ersten November die Summe von sechshundert Mark Banco auf Ihr geschätztes Haus zu trassieren. Dann, liebster Campe, muss ich auch Bücher haben, und bin

sehr pressiert. Ich habe vor geraumer Zeit durch meine Schwester Sie angehen lassen, ihr ein älteres, von mir eingeschicktes Verzeichnis von Büchern *) zu behändigen, damit sie mir dieselben besorge, im Fall Sie keine Lust dazu empfänden. Meine Schwester sagte mir aber, Sie wüssten Nichts mehr von einem solchen Bücherzettel, und in der That, ich glaube, das eingeschickte Verzeichnis bezog sich nicht auf den Katalog der Laeiß'schen Bibliothek, welchen Sie mir zuletzt eingeschickt hatten, und ich habe denselben deßhalb wieder vorgenommen und die beifolgenden Nummern aufgezeichnet. Die bekreuzten Märchensammlungen habe ich dringendst nöthig, so wie Sie mich überhaupt verpflichten würden, wenn Sie mir vielleicht unbekannte Märchensammlungen einschicken wollten. So z. B. giebt es serbische Volkssagen (nicht Volkslieder), welche ich gut gebrauchen könnte.

Besitzen Sie etwa in der Buchhandlung den neunten Theil (Band) von Scheible's „Kloster" (Mythologie der deutschen Volkssagen enthaltend), so bitte ich, mir dieses Buch zu schicken; besitzen Sie es nicht, so schreiben Sie gefälligst umgehend

---

*) Vgl. die Anmerkung zum Briefe vom 15. Oktober 1852. auf S. 298 dieses Bandes.

nach Leipzig, daſs man mir es hierher zuschicke. Die beste und schnellste Weise solcher Zusendung wäre, wenn man den dicken pappenen Deckel vom Buche ablöste, dasselbe in drei Theile durchschnitte, und alle drei apart unter Kreuzkouvert mir mit der Briefpost schickte, welche nicht allzu dicke Broschüren annimmt.

Können Sie Eisenmenger's „Entdecktes Judenthum“ geliehen bekommen und mir mitschicken, so wäre mir Das sehr ersprießlich, da ich es hier nicht auftreiben kann. Ich würde es bald wieder zurückschicken. Von den „Neuen Gedichten“ habe ich nur ein Exemplar erhalten. Das Buch sieht verdammt kahl aus ohne das „Wintermärchen.“ Wir haben uns da vergallopiert, und es ist hierüber Vieles zu bedenken. Das Innere des Buches ist jetzt sehr schwächlich ausgestattet in Vergleichung mit den übrigen, und es hat nur das Gute, daſs ich diese Gedichte und vielleicht auch den „Romancero“ durch eine spätere Vegetation desto sicherer überbieten kann.

Ich bin ganz ohne Lektüre, und in dem Verzeichnis steht Manches, was mich unterhalten würde, noch außer den Märchensammlungen die ich nöthig brauche. Schicken Sie mir daher die Bücher bald.

Ihr enhiesigen ministre plénipotentiaire, Monsieur Gathy, habe ich, seitdem er mir Ihre letzten Depe-

schen brachte, nicht gesehen und ich weiß nicht, ob er die Dardanellen passiert hat, oder sich am Pruth gegen die Türken schlägt.

Leben Sie wohl, grüßen Sie mir freundschaftlichst die Ihrigen, und bleiben Sie heiter gewogen

Ihrem ergebenen

Heinrich Heine.

---

314. An Julius Campe.

Paris, den 7. März 1854.

Liebster Campe!

Herr Dr. Trittau hat Ihnen gewiss umständlich gesagt, wie sehr mich Ihr jüngstes Schreiben erfreut hat. Ich danke Ihnen nochmals herzlich dafür, dass Sie mir die Hand zum Frieden bieten, und in einer so wahrhaft unumwundenen Weise, dass ich keinen Augenblick Bedenken trage, mich wieder mit ganzem Zutrauen Ihnen zuzuwenden. Es wäre Unrecht von mir, wollte ich bei solchen Worten noch den Verdacht eines Hintergedankens hegen, und ich sehe darin eine schöne Reaktion Ihres Freundschaftgefühls, das Ihnen Ehre macht. Weit

entfernt, dieses auszubeuten, will ich vielmehr Alles aufwenden, um Ihnen zu zeigen, wie sehr mir Ihre Interessen am Herzen liegen, und wenigstens mit den Geistesschätzen, die ich Ihnen bieten kann, will ich nicht knickern. Ich hatte bereits an Herrn Trittau gesagt, dass ich die Absicht hegte, für dasselbe Honorar, das ich Ihnen für zwei kleine, dreißig Bogen betragende Bändchen älterer Arbeiten mit einigen neuen Zufügungen abverlangte, Ihnen jetzt zwei große Bände zu liefern, die jeder zwanzig Bogen stark, ja wovon einer sogar eine noch größere Bogenzahl betragen würde, und worin ich zehn Druckbogen meiner jüngsten Muse geben wollte. Ich war entschlossen, etwas Außerordentliches für Sie zu thun, doch war ich noch nicht mit mir einig in der Wahl der Manuskripte, die ich fertig machen könnte, und so wusste ich Herrn Trittau nichts ganz Exaktes, nichts ganz Bestimmtes, darüber zu sagen. Sie schreiben mir, liebster Campe, Ihnen gleich Manuskript zu schicken, vergaßen aber, dass ich, ehe ich Ihren Brief erhielt, nicht wissen konnte, ob ich unter den obwaltenden Umständen Etwas fertig machen müsste; so war also Nichts bereit zum Mitnehmen für Herrn Trittau, und Derselbe drang vergebens in mich, mit wahren Freundschaftseifer für Sie, und bei dieser Gelegenheit auch eine

hohe Anerkenntnis Ihres Charakters an den Tag legend. Ich habe aber nun seitdem mit mir selber Rath gehalten, und ich sehe, daſs ich das Allererfreulichste, weit mehr als Sie gewiſs erwarten, in Ihrem Interesse thun kann, und, statt zehn Bogen Neues, liefere ich Ihnen jetzt einen ersten Band, worin Alles ganz neu ist, worin Alles, mit Ausnahme einer einzigen, aber noch ungedruckten kleinen Pièce von anderthalb Bogen, im letzten Jahre aus meiner Feder geflossen: über zwanzig neue Bogen, und darunter — sechs Druckbogen ganz neue Gedichte. Ich will Ihnen Nichts darüber sagen, da Sie das Manuskript dieses ersten Bandes in acht bis vierzehn Tagen in Händen haben werden, denn ich will das ganze Manuskript der Kiste beipacken, worin ich meine Bibliotheksbücher zurückzuschicken im Begriff bin. Ich adressiere die kleine Kiste an Sie, und nicht an meine Schwester, um der weiblichen Neugier keine Gelegenheit zur Sünde zu geben. Ich nehme auch Ihnen Ihr Ehrenwort ab, daſs Sie Niemanden eine Zeile meines Manuskriptes lesen lassen; weder in geschlechtlicher noch in politischer Beziehung ist darin etwas Häkliches, aber Sie werden fühlen, wie es nöthig ist, daſs vor dem Erscheinen des Buches Niemand davon Wind habe, und mir der Spektakel nicht zu

schnell auf den Hals kommt. Ich nenne das Buch: „Vermischte Schriften von Heinrich Heine, zwei Theile.“

Der erste Theil enthält:

1) „Geständnisse;“ etwa acht bis zehn Bogen betragend, eine Schrift, die Ihnen sehr zusagen wird, weil sie gleichsam den Vorläufer zu meinen „Memoiren“ bildet, die freilich in einem populäreren und noch viel pittoreskeren Stil geschrieben werden —

2) „Gedichte;“ ein ganz neuer Ton, und zu dem Eigenthümlichsten gehörend, das ich gegeben; etwa sechs Druckbogen —

3) „Die Götter im Exil;“ zusammengezogen, so daß sie nebst einem Anhang, welcher „Die Göttin Diana“ betitelt ist, höchstens sechs Bogen betragen —

4) Etwa zwei Druckbogen über die jüngste politische Umwälzung und das Empire, welche ich am Ende des zweiten Bandes geben wollte, der mir aber dadurch zu dick würde.

Der zweite Band der „Vermischten Schriften“ enthält in bunter Reihe die besten Aufsätze, die ich in der „Allgemeinen Zeitung“ während der kurzen Zeit des Thiers'schen Ministeriums und zu Anfang des Ministeriums Guizot's geliefert, so daß ich

hier die Blüthenperiode des parlamentarischen Regimes, also ein Ganzes, gebe. Die Berichte über schöne Künste, Theater, Salons, musikalische Saisons, Tanzböden, Volksleben, untermischt mit vielen Porträts, das Alles, gottlob reichlich mit Witz gepfeffert, raubt der Politik ihre Monotonie, und manche neuere Zuthat oder ungedruckt Gebliebenes wird Sie sehr ergötzen. Ich tituliere das Ganze: „Briefe und Berichte aus der Glanzperiode des parlamentarischen Regimentes.“ Das Buch wird hoffentlich eine Chrestomathie der Prosa, und der Bildung des Stils für populare Themata sehr förderlich sein. Das ist mein Verdienst, aber Sie werden den Gewinn haben.

Sie zahlen mir für dieses Werk ein für alle Mal, und für das Recht, so viele Auflagen zu machen, als Sie wollen, dasselbe Honorar wie für den „Romancero“. Meine Ambition, das dumme Thier, wird solcherweise zufrieden gestellt, indem ich mir einbilde, ich könnte immer von Ihnen bekommen, was ich verlange, und es geht mir hier wie meinem Universitätsfreund Adolf, welcher vier Thaler nöthig hatte und dem Herrn Abraham dafür zwei Westen verkaufen wollte; Herr Abraham ward aber mit ihm einig, daſs er ihm für diese Summe zwei Röcke, worunter ein ganz neuer, überließ, gegen

mich aber prahlte der Bengel, daſs er sich in Geldsachen, wenn er einmal Etwas verlangt habe, keinen Groschen abziehen lasse, und richtig bekomme, was er begehrt habe. Ich hatte Anfangs Lust, wie ich Herrn Trittau sagte, meine „Shakespear'schen Frauen" in die „Vermischten Schriften" aufzunehmen, aber ich besann mich anders. Herr Trittau sagte mir, daſs diese „Shakespear'schen Frauen" ja später der Gesammtausgabe zufielen, wie Sie ihm bemerkt. Das hat ganz seine Richtigkeit, und ich bin verpflichtet, diese Arbeit der Gesammtausgabe einzuverleiben, da sie unter meinem Namen erschienen. Aber das Buch ist seitdem ganz vergriffen, es kann nicht mehr wieder neu aufgelegt werden, weil die Stahlplatten der Bilder untergegangen, aber der Text, den ich dazu geschrieben, ist ganz mein Eigenthum, ich habe außerdem bei dem Debacle von Delloye eine kleine Summe eingebüßt, und es wäre mir wohl zu gönnen, daſs ich noch vor der Erscheinung der Gesammtausgabe einigen Vortheil von meiner Arbeit ziehe. Doch Das steht jetzt im weiten Feld, da es mir jetzt an Zeit zu Umarbeitungen fehlt.

Sie haben keinen Begriff davon, welche Höllenarbeit mir die Aufsätze aus der „Allgemeinen Zeitung" bereits gemacht, und ich habe noch jetzt saure Mühe daran zu verwenden. Denn ich mache

Alles, wie gesagt, gleich fertig. Es ist wahrhaft betrübend, dass diese zerstückelnden Arbeiten, wie auch der erste Band meines Buches war, mir zu einer Zeit auf den Hals kamen, wo ich mit meiner Memoirenschreibung so hüsch im Zuge war. Herr Trittau wird Ihnen gewiss die Mittheilung gemacht haben, dass ich mich mit Heroismus einer ganz neuen Abfassung meiner „Memoiren“ unterziehe, und ich hoffe, dass Dieses die Krone meiner Schriften sein wird. Aber Heroismus war es, statt zu flicken, gleich wieder Neues zu weben, und ich hoffe, wenn ich ohne Störung bleibe, schon in diesem Jahre eine große Portion fertig zu machen und unverzüglich zu publicieren. Da ich jetzt weiß, was ich nicht sagen darf, so schreibe ich mit großer Sicherheit, und Nichts hindert mich mehr, das Geschriebene schon bei Lebzeiten vom Stapel laufen zu lassen.

Ich breche hier ab, da mein Kopf heute wüst vom vielen Arbeiten ist, und ich mich auch hundeschlecht befinde. Was ich Ihnen noch zu sagen habe, schreibe ich Ihnen, sobald ich das Kistchen mit dem Manuskripte abgeschickt; Das soll dieser Tage geschehen, und Sie können dasselbe schon in nächster Woche erhalten. Ich packe hinzu das Manuskript

über Grabbe*), so wie auch einige Bücher aus der Lesebibliothek von Jowien, die ich Sie bitte, Demselben im Namen meiner Schwester zurückzustellen. Meine Schwester hat mir längst gesteckt, dass nach der Unterredung, die sie mit Ihnen gehabt, sie gemerkt habe, wie sich bereits in Ihrem Gemüthe eine Reaktion zu meinen Gunsten gebildet, und wie ich einer größern freundschaftlichen Theilnahme bei Ihnen jetzt sicher sei; Sie haben ihr gesagt, dass ein mündliches Gespräch zwischen uns von einigen Minuten hinreichend gewesen wäre, jede Differenz auszugleichen. Da haben Sie wahrlich Recht, und wir haben uns nur vor Missverständnissen zu hüten, die in Lappalien ihren Grund haben, und nicht aus persönlicher Dissidenz hervorgehen.

Und nun leben Sie wohl, und bleiben Sie freundschaftlich zugethan

Ihrem ergebenen

Heinrich Heine.

---

*) Campe hatte das Manuskript von Ziegler's Leben Grabbe's zur Beurtheilung an Heine gesandt.

315. An Julius Campe.

Paris, den 10. März 1854.

Liebster Campe!

Ich habe gestern, um nicht mehr von Bedenken allerlei Art angefochten zu werden, den Entschluss gefasst, Ihnen mein Manuskript zuzuschicken, ohne erst die Gedichte, die einer Durchsicht bedurften, wieder durchzugehen, was einige Tage erfordert hätte. Auch der Anfang der „Götter im Exil“, den ich umzuarbeiten habe, fehlt, und ich schicke Ihnen denselben dieser Tage in einem Briefe. Sie werden gleich einsehen, welch ein wichtiges Stück die „Geständnisse“ sind, und auf den Werth meiner Gedichte verstehen Sie sich ebenso gut wie der Juwelier Delvy auf Pretiosen. Doch des Geschäftslaufs wegen kann ich Ihnen nicht die Notifikation erlassen: „Im Fall Ew. Wohlgeboren mit meiner Arbeit nicht zufrieden wären, und die Offerte zu den in meinem letzten Briefe erwähnten Bedingungen nicht annehmen wollten, Dieselben mir unverzüglich davon Anzeige machen wollen, wo ich dann Ew. Wohlgeboren melden würde, an wen das Manuskript in loco oder anderswo zuzusenden wäre.“ Ich kann bei dieser Notifikation, liebster Campe, nicht ohne Lachen daran denken, dass sie dem Dekret

des Hamburger Senates gleicht, welches den Bürgern notificiert, dass sie ihren Dienstboten nicht zweimal die Woche Lachs zu essen geben dürften. Ich habe aber einmal die Form beobachten wollen, obschon ich wohl weiß, dass mein Manuskript aus Ihren Händen nur in die des Druckers übergeht.

Das Manuskript über Grabbe, das ich Ihnen zurückgesandt, ist höchst merkwürdig für die Literaturgeschichte, und würde auch außerdem viel Aufsehn erregen. Aber es sind doch für den Verleger, wenn er mit seinem Gewissen sich abfinden will, sehr häkliche Dinge darin, über die ich mich ein andermal äußern will. Gedruckt muss das Manuskript werden so wie es ist, sonst geht sein Werth verloren; doch ist die Frage, ob Solches noch bei Lebzeiten der Frau geschehen kann.

Ich befinde mich noch immer hundeschlecht. Hoffentlich geht es Ihnen und den Ihrigen wohl, und ich bitte, mich gelegentlich der Frau Campe artigst zu empfehlen.

Mit freundschaftlicher Ergebenheit

Heinrich Heine.

316. An Julius Campe.

Paris, den 19. März 1854.

Liebster Campe!

Der Mangel an Nachricht über den Empfang meiner Kiste setzt mich in Unruhe, in der Sie mich nicht lassen dürfen. Da mir in keinem Fall das Manuskript wieder hierherkömmt, so schicke ich zur Vervollständigung desselben Ihnen anbei:

1) Den Anfang der „Götter im Exil", welchen ich Sie bitte dem Manuskript derselben beizufügen als Anfang;
2) schicke ich Ihnen ein kleines Opus*), worüber Ihnen die neu hinzugeschriebene Nachbemerkung hinlängliche Auskunft giebt; legen Sie dasselbe zwischen dem Diana-Stück und dem Waterloo-Fragment.

Zum Glück fand ich mein altes Brouillon, worin ich den besten Theil jenes Opus fand, den die „Allgemeine Zeitung" nicht gedruckt hatte, und den ich hier interkalierte. Wenn Sie diese Denkrede lesen, so lassen Sie sich vorher von Ihrer

*) Die Denkrede auf Ludwig Marcus.

Frau ein Kissen geben und lesen Sie das Werk knieend, denn Sie werden nicht alle Tage Gelegenheit finden, einen so guten Stil anzubeten. Ich überzeugte mich mit Freuden, dass fast der ganze zweite Theil anbetungswürdig ist in stilistischer Beziehung.

Leben Sie wohl und bleiben Sie freundschaftlich gewogen Ihrem

Heinrich Heine.

---

317. An Julius Campe.

Paris, den 23. März 1854.

Mein Herr Freund und Verleger!

Die Packete, die man auf die königlichen Messagerien giebt, sind immer richtig angekommen, und so viel ich weiß, ist es meines Freundes Julius Campe Gewohnheit nicht, krank zu sein, folglich muss mein Manuskript, das ich vor vierzehn Tagen von hier abschickte, längst in Ihren Händen sein, und die Verzögerung der Anzeige des Empfangs und einer freudigen Übereinstimmung mit meinen Wünschen darf ich daher den betrübsamsten Ursachen zuschreiben. Sie wissen, dass ich in meiner Krankheit durch eine Verzögerung

dieser Art aufs grausamste agitiert werden konnte, und Sie warten dennoch mit Antwortschreiben, um Gott weiß welche niedrige Vortheile zu erzielen, während ich doch, in der vollen Aufwallung meiner Freude über die mir zuversicherte Wiederkehr Ihrer Freundschaft, jedes kleinliche Bedenken zurückweisend, Ihnen mit dem freundschaftlichsten Vertrauen mein Manuskript zuschickte. Ich traute Ihnen vorzüglich die Einsicht zu, wie groß das Opfer ist, das ich bei diesem Buche bringe, für welches ich unter andern Umständen wenigstens ein um die Hälfte erhöhtes Honorar verlangt hätte, und ich hielt Sie für zu gescheit, um nicht das alte Sprichwort zu kennen: „Während sich der Fuchs besinnt, besinnt sich auch der Esel“.

Ich fodere Sie daher jetzt mit den bestimmtesten Worten als Ehrenmann auf, mir, im Fall Ihnen meine Verlagsofferte mit jeden ihren Bedingnissen nicht zusagt, unverzüglich mein Manuskript hierher pr. Schnellpost zurückzusenden. Es ist unverantwortlich, wie Sie mir die Freude an meinen Arbeiten verderben, während ich doch beständig darauf denke, Ihre Interessen zu fördern. Ich will nicht hoffen, daß Sie, bloß um eine einzige Suppe zu kochen, die Henne schlachten, welche goldne Eier legt; Sie tödten mich wahrhaftig durch solches ner-

gelnde Verfahren, und Das ist wahrhaftig kein Akt der Klugheit.

Ihr

Heinrich Heine.

---

† 318. An Julius Campe.

Paris, den 15. April 1854.

Liebster Campe!

Mein Sekretär ist unpäßlich und ich selbst bin so krank, dass ich nicht sehe, was ich schreibe. Ich werde Ihnen daher erst morgen oder übermorgen auf Ihren jüngsten Brief ordentlich antworten. Das Dringendste ist heute, dass ich mich des peinlichen Gefühls entlaste, welches mir Ihr Brief verursacht, und Ihnen wissen lasse, wie tief es mich schmerzt, wenn ich Sie mit Unrecht gekränkt hätte. Bei Ihrem unbegreiflichen Stillschweigen konnte ich allen möglichen Qualgedanken Spielraum geben, aber ich hatte kein Recht, die geringste beleidigende Beschuldigung auszusprechen, ehe ich wusste, was passiert sei. Vergessen Sie aber nicht, dass ich Poet bin und ich nicht denken konnte, dass man nicht Alles stehen und liegen lasse, um nur gleich meine Gedichte zu

lesen — in solchem Gefühl der Eitelkeit würde Wolfgang Goethe einem Ludwig Wihl nicht nachstehen. Aber bei solcher Voraussetzung, daſs Sie meine Gedichte gleich gelesen, muſste der Poet das Stillschweigen für Miſsbilligung seiner Poemata halten und unwirsch und toll werden. Dazu bin ich sehr krank, die Ungeduld steigert meine Krämpfe, und es drängt die Zeit, wo ich meine schlechten Finanzen regulieren muſs. Unter solchen Umständen durften Sie keinen schäferlichen Liebesbrief erwarten, als ich drei Wochen ohne Nachricht war über das Schicksal meines Manuskriptes, das auch, außer den Gedichten, eine höchst wichtige Lebensurkunde, die in der Welt viel Aufsehen machen wird, meine religiösen „Geständnisse“, enthält. — Todtkrank vor Kummer und Sorge entschloſs ich mich mit blutendem Herzen, einem sicheren Freunde, dem Fürsten Pückler, alle meine literarischen Geschäfte zu übertragen, und bis zum letzten Augenblick zögerte er, ehe ich ihm die Vollmacht zur Rücknahme meines Manuskriptes behändigte. Ich wollte mich um Nichts mehr bekümmern. . . Ich habe jetzt das Manuskript, welches ich, um es nöthigenfalls dem Fürsten mitgeben zu können, rasch förderte, fast ganz, bis auf Vorrede und Zwischenstücke, vor mir liegen, und es enthält cirka 400 Seiten von der Handschrift meines

Sekretärs — Tag und Nacht beschäftigte mich diese Hundearbeit des Umarbeitens, des Hinzuschmiedens von etwa 8 bis 10 Bogen, Alles um das Werk artistisch vollendet und mit den Zeitfragen im Einklang erscheinen zu lassen. „Pariser Briefe und Berichte aus der parlamentarischen Periode — vom 1. März 1840 bis Juni 1843“ — ist der Privattitel des zweiten Bandes, und Sie sehen schon, daſs die Zeit kaum mehr als drei Jahre umfasst und das Buch, trotz der gaukelnden Abwechslung der Themata, dennoch eine geschlossene Einheit hat — und ein Geschichtsbuch ist, das den heutigen Tag anspricht und in der Zukunft fortleben wird. In dieser Beziehung hat es für Sie weit mehr Werth als der erste Band.

Kaum, liebster Campe, sehe ich noch, was ich schreibe; aber es erleichtert mir das Herz, daſs ich so nahe bin, ins alte Freundschaftsgleise zu kommen. Der Himmel weiß, daſs Ihnen meine besten Wünsche gelten und Ihr und Ihrer lieben Familie Glück mir am Herzen liegt. Zerwürfnis mit Ihnen wär' mir wahres Gift.

Apropos! da Sie vielleicht, den Inhalt dieses Briefes genehmigend, den ersten Band gleich in die Presse geben, so bemerke ich Ihnen, daſs ich anstatt des herben Gedichtes über Herwegh ein spaßhaftes

neues Gedicht auf ihn geschrieben, das ich Ihnen schicke; das erstere fällt aus. Auch soll das kleine Gedicht „Erlauschtes“, wodurch ich mir zwei Hamburger reiche Juden auffsacke, ganz ausfallen und ersetzt werden. Und nun, leben Sie wohl, glauben Sie nie an absichtliche Verletzung von meiner Seite und sein Sie überzeugt, dass, wenn Sie mich jetzt durch Nachgiebigkeit erfreuen, mein Dank Ihnen nicht ausbleiben wird.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

---

† 319. An Julius Campe.

Paris, den 21. April 1854.

Liebster Campe!

Gestern Abend spät erhielt ich Ihren Brief, den ich erst in diesem Augenblick lese und gleich eigenpfötig beantworte, da mein Sekretär erst morgen kömmt und ich keinen Tag mehr mit Hin- und Herzerren mir verleidet sehen will. Ich glaubte das Außerordentlichste gethan zu haben, und jetzt, wo mein Buch fertig, mit Seelenruhe die Frühlingskur, die ich so lang erwartete, anfangen und mich dem lustigen Memoirenschreiben, das für mich keine

Arbeit, sondern eine Erquickung, ergeben zu können — und eben um nicht mit Campe zu brechen, um das Dilemma, worin ich stecke, zu lösen, muss ich mich einer neuen Geistesanstrengung just in dieser Zeit überliefern und Dinge publicieren, die eben nicht meinem Frieden mit den Menschen förderlich sein können. Ich habe nämlich Ihnen nichts Geringeres zu offerieren, als den Vortheil, Ihren Kunden drei Bände statt zwei Bänden verkaufen zu können. Dadurch, so Viel verstehe ich vom Handel, gewinnen Sie einen dreifachen statt eines zwiefachen Profit, Sie sind hier, selbst wenn keine neue Auflage während den 1000 Jahren meiner deutschen Unsterblichkeit gemacht würde, vor jedem Risiko sicher gestellt — und ich, der Freund und gehorsame Packesel, habe zwar kein Risiko, aber auch keinen Sou Vortheil davon zu ziehen, wenn auch, sei es auch spät, der größte Succeſs des Buches einträte. Ich hatte längst diese Idee, aber die Arbeitsscheu stieß sie zurück, und erst heut, wo ich mich bestimmt entschließen muss, Etwas zu thun, um meiner Lage ein Ende zu machen, bringe ich Ihnen diese Offerte, und da ich eben nicht lange mehr trödeln und feilschen kann und will, stelle ich es Ihrer eigenen Generosität, Ihrer Ehrliebigkeit, Ihrem Rechtssinn, jedenfalls Billigkeitsgefühl, anheim, selbst zu bestimmen, wie

viel oder in welcher Weise Sie mich dafür remunerieren wollen, dass ich mich der Höllenarbeit unterziehe, aus dem vorhandenen zweiten Theil der vermischten Schriften durch Interkalierung von neuen Berichten, sonstigen Zu- und Nachsetzungen, statt eines Bandes, zwei Bände zu machen, wovon jeder wenigstens 300 Seiten, ja wahrscheinlich ganze 20 Bogen enthalten würde.

Das ist, liebster Campe, meine Offerte, worauf ich mit umgehender Post Ihren Beschluss erwarte. — — Ich kann nicht weiter schreiben, ich kann nicht mehr sehen. Dieser Brief ist ein großes Opfer. Antworten Sie mir gleich — Sie sehen, Herkules steht am Scheideweg und muss wählen zwischen der Tugend und dem Laster, zwischen Campe und — ich sehe nicht mehr.

Ihr Freund
Heinrich Heine.

---

† 320. An Julius Campe.

Paris, den 22. April 1854.

Liebster Campe!

In meinem vorgestrigen Schreiben vergaß ich Ihnen zu sagen, dass Sie mir gefälligst das Waterloo-Fragment umgehend per Briefpost zurückschicken

möchten; ich gab es ungern, da es, aus dem Zusammenhang gerissen, leicht missverständlicht werden kann von Böswilligen, und es stört die Harmonie des ersten Bandes, wo ich dieses Stück durch ein Dutzend Gedichte ersetzen will, die ich Ihnen unverzüglich zuschicke, sobald ich Antwort von Ihnen erhalte und daraus auch erfahre, ob der Druck rasch stattfindet. Letzteres ist sehr nöthig, da besonders die zwei anderen Bände viel' Aktualitäten haben werden. Ich hoffe in 4 Wochen die fehlende Masse fertig zu haben, wobei ich freilich genöthigt, manche halbfertige Arbeit, die ich später ausführen wollte, zu Ergänzungen zu benutzen, z. B. eine Personalbeschreibung von der George Sand, von den Französischen Kourtisanen, von Rothschild und seinem Komptoir, von der deutschen Klatschboutique in Paris — freimüthig, furchtlos. Es treibt mich fertig zu werden, und dass ich dann auch Etwas für den kranken, sehr leidenden Leib thun kann.

Ihr Freund

H. Heine.

---

321. An Julius Campe.

Paris, den 2. Mai 1854.

Liebster Campe!

Ich will Ihnen heute nur den Empfang Ihres Briefes vom 27. April anzeigen, bin aber zu krank,

ihn gehörig zu beantworten. Ich befinde mich seit zwei Tagen herzlich schlecht, was mir bei meinen großen Arbeiten sehr fatal ist. Gottlob, dass ich jetzt mit Ihnen ins Reine gekommen, und wenigstens von dieser Seite keine Störung mehr habe. Bei meiner jetzigen Empfindsamkeit hat mich am meisten in Ihrem Briefe die Nachricht afficiert, dass Ihr Kleiner das Scharlachfieber hat. Ich begreife sehr, dass Ihnen dabei nicht rosig zu Muthe, und ich bitte Sie sehr, nicht zu vergessen, mir die Besserung des Kleinen nur gleich zu melden. Ihr Befragen, die verlangte Schlussnote betreffend, über den nähern Inhalt des zweiten und dritten Bandes der „Vermischten Schriften" kann ich heute nicht umständlich beantworten. So Viel bemerke ich Ihnen als Hauptsache, dass ich, Ihr merkantilisches Interesse im Auge behaltend, nichts Heterogenes in diese zwei Bände mische, sondern dass sie beide ein für sich bestehendes Ganzes bilden, welches Sie auch unter einem Einzeltitel verkaufen können. Als solchen Einzeltitel schlage ich Ihnen vor:

Pariser Berichte

aus der parlamentarischen Periode.

(1840 bis 1843.)

oder auch:

Pariser Berichte
über Politik, Kunst und Volksleben.
(1840 bis 1843.)

oder auch ganz einfach:

Pariser Berichte
aus den Jahren 1840 bis 1843.

Ihrem in solchen Dingen erprobten Ingenio überlasse ich nun die Wahl des Titels jener zwei Bände, worin ich, eine künstlerische Einheit bezweckend, mir die heillose Mühe gebe, aus alten, ungedruckten Brouillons so Viel anzufertigen, dass ich die Bogenzahl herausbekomme. — Aber sagen Sie mir: ist das gesetzliche Erfordernis präcise 21 Bogen, oder ist es hinreichend, dass ich einige Seiten über 20 Bogen gebe? Vergessen Sie nicht, mir Das zu sagen. Vergessen Sie nicht, mir das Waterloo-Fragment zurückzuschicken; mein Herr Sekretarius schreibt mir in diesem Augenblick ein Dutzend kleiner Gedichte ab, die ich Ihnen zum Ersatz gleich einschicke, so wie auch die zwei Gedichte, welche die zwei unterdrückten ersetzen sollen.

Ich glaube, dass es für Sie sehr vortheilhaft ist, dass der zweite und dritte Theil der „Vermischten Schriften" auch als Einzelbuch von Ihnen verkauft werden können. Der Himmel weiß, ob es

mir vergönnt sein wird, einen vierten Theil auf die Beine zu bringen. Ich befinde mich hundeschlecht, und auf die Beklagnisse in Ihrem Briefe will ich wahrlich jetzt Nichts antworten. Der Teufel plagt Sie wieder, von meinem Bruder und seiner Kravatte *) zu reden, nachdem ich Ihnen zu seiner Zeit doch bestimmt gesagt, wie sehr ich seine Äußerungen missbilligte. Auch in Bezug auf meine Klagen über Sie sind Sie im Irrthum; sie betreffen nicht so sehr Geldinteressen, als Ambitions- und Gefühls-Interessen. Ich will nicht behandelt sein als ein Rekrut. Als Sie hier bei mir waren, und ich Ihnen offerierte, meinen „Romancero“ erst zu lesen, ehe Sie ihn mir abkauften, sagten Sie zu mir: „Sie können nichts Schlechtes schreiben, und Sie brauchen mir nur ein Buch und Ihren Namen dabei zu geben.“ So, liebster Campe, stand auch das Verhältnis zwischen Cotta und Goethe, obgleich der Letztere manches Schwache gab. Er ließ sich nie ein auf Buchhändler-Kritik. Was habe ich nun Schlechtes seitdem geliefert, wesshalb Sie sich berechtigt glauben, eine andre Sprache zu führen? Trauen Sie nur meiner geistigen Solvabilität, wie ich Ihrer merkantilischen Solvabilität vertraue. Nach-

*) Vgl. die Anmerkung zu dem Briefe vom 12. September 1852 auf S. 286 dieses Bandes.

dem Sie fast ein Jahr boudiert, boten Sie die Hand zum Frieden, und verlangten, dass ich gleich Manuskript schickte. Herr Trittau, welcher zugleich kam, drang so sehr in mich, Ihnen nur gleich Etwas zu schicken, weil Das eben bei Ihnen eine moralische Wirkung des befriedigten Selbstgefühls ausübe, und ich, dessen Gutmüthigkeit immer gleich, wie ein Mops, auf die Hinterbeine sich stellt, eilte, Ihnen über Hals und Kopf ein Manuskript zu schicken, unter Bedingungen, von denen ich mir nicht träumen ließ, dass sie Ihnen nicht willkommen wären — und daraus erblühte mir so viel Ärger und Verletzung des Selbstgefühls, wie Sie sich es nie träumen lassen. Wenn ich mich über Sie bei Andern beklagte, liebster Campe, so habe ich wahrlich nie Ihre Redlichkeit in Frage gestellt, sondern bloß geäußert, dass Sie mir durch Ihr Nergeln das Herausgeben von Büchern verleideten. Denken Sie daher nur an die Förderung meiner Ruhe, und halten Sie nicht Das für Misstrauen, was nur die Ängstlichkeit eines Kranken ist. Desshalb schicken Sie mir auch nur gleich die verlangte Schlussnote, denn, wie ich sehe, habe ich Ihnen, ohne es zu wollen, das Nöthige gemeldet.

Nächste Woche schreibe ich Ihnen wohl mehr und proponiere Ihnen aufs uneigennützigste, was

für Sie von merkantilischem Interesse ist. Bis dahin leben Sie wohl, und bleiben Sie freundschaftlich zugethan

Ihrem treu ergebenen

Heinrich Heine.

---

322. An Alfred Meißner.

Den 4. Mai 1854.

Lieber Meißner!

Ich habe mit Freuden aus Ihrem Briefe ersehen, dass Sie nicht nur mich und die anderen Pariser Freunde in heiterem Andenken bewahren, sondern auch den Vorsatz, recht bald in die korrupte Welt an den Ufern der Seine wieder zurückzukehren, nicht im Mindesten verlassen haben . . . Mit mir geht es täglich schlechter; meine Sehkraft nimmt von Woche zu Woche ab, und ich sehe die Zeit voraus, wo auch mein Geist, der auf Momente noch stark war und heiter, den körperlichen Schmerzen erliegen wird . . . Im Personal unserer Bekannten werden Sie, wenn Sie kommen, Wenig verändert finden. Von * * * wäre eine artige Geschichte zu erzählen; da ich aber sehr krank bin, begnüge ich mich, sie in ihren Kontouren anzudeuten. Unser Freund trat vor einigen Monaten in eine

jener Anstalten ein, die, so sehr mit Unrecht, den Namen Cabinets inodores führen. Dort, wo sonst die Menschen eine harmlose Erleichterung suchen, traf ihn der Pfeil des kleinen Cupido's, und er verliebte sich in die junge Dame, die dort am Kassiertisch die Sousstücke einnimmt. Um sich der Theueren zu nähern, simulierte er eine chronische Diarrhöe, bis es ihm durch die Assiduität seiner Besuche gelang, ihr Herz zu gewinnen. Er soll, wie mir verläßliche Berichterstatter melden, jetzt stundenlang im Zauberkreise der Geliebten weilen, und aus dem Verhältnisse, das allmählich entstanden, entkeimen ihm duftige Blüthen der Poesie. Wie ich höre, wird er sie demnächst unter dem Titel „Violen und Kaktus“ dem Publikum übergeben. — Und nun, leben Sie wohl! Möchten Sie, wenn Sie kommen, noch unter den Lebenden antreffen

Ihren treuen

Heinrich Heine.

---

323. An Julius Campe.

Paris, den 20. Mai 1854.

Liebster Campe!

Bis am Halse stecke ich in meinen neuen Büchern, und kann heute Ihnen erst den Empfang

Ihres Briefes anzeigen. Ich danke Ihnen für die Freundlichkeit der bewilligten 2000 Mark im Fall einer neuen Auflage*). — Ich habe genug Manuskript; ohne daſs ich zu Aufschriften meine Zuflucht zu nehmen brauche, und daſs es nöthig ist, Etwas zu recken, kommen vielleicht fünf bis sechs Bogen mehr heraus, als ich dachte, aber um das Ganze künstlerisch zu runden, habe ich eben über drei Bogen noch hinzu zu schreiben. Dies geschieht auch, um im Stande zu sein, dem Buche einen Sondertitel zu geben, der Ihnen gefallen wird, und den mein Buch durch seinen Inhalt justificieren muſs. An dem Gesammttitel „Vermischte Schriften“ kann ich wohl Nichts ändern, aber dem zweiten und dritten Band gebe ich den abgesonderten Titel:

„Lutetia.“

Ich weiß nicht, ob nöthig sein wird, hinzuzuschreiben:

„Tagesberichte (oder Berichte)
über Politik, Kunst und Volksleben.“

Das überlasse ich ganz Ihren Bedürfnissen. Halten Sie aber diesen Titel geheim, damit ihn mir Niemand wegschnappt, mir wegkapert, denn er scheint mir ein guter Fund, wie der Titel „Romancero“

---

*) Vgl. die Anm. auf S. 365 dieses Bandes.

es war. Klingt schön und lässt Viel erwarten. Für den Gesammttitel: „Vermischte Schriften" wüsste ich aber keinen bessern, und er kann uns von Nutzen sein, im Fall ein bedeutender Erfolg mich bewegt, einen vierten Band auf die Beine zu bringen.

Mit Vergnügen habe ich aus Ihrem Brief die Besserung Ihres Knaben ersehn. — Ich kann Niemanden schreiben vor zu großer Beschäftigung, und meine Angehörigen klagen. In diesem Augenblick ist August Lewald hier, den ich bereits längst hier erwartete, und dessen freundschaftlicher Besuch mir viel Vergnügen machte. Er ist einer der Menschen, mit denen ich am leichtesten verkehrte, und der sich durch seinen praktischen Sinn bei mir sehr beliebt gemacht hat. Gathy habe ich gesehen, aber nur auf wenige Augenblicke. — In Eile grüßt Ihr freundschaftlichst ergebener und sich so schlecht als möglich befindender

Heinrich Heine.

---

324. An Julius Campe.

Paris, den 30. Mai 1854.

Liebster Campe!

Diesen Morgen erhielt ich durch Herrn Klincksiek ein unversiegeltes Packet, welches Schiff's „Luft-

schlösser“ und das Manuskript meines Fragments „Waterloo“ enthielt.

Sie schreiben mir, daß Sie den ersten Band gleich in die Presse geben wollen, und deßhalb schicke ich Ihnen, damit Sie das Manuskript vervollständigen können:

1) einen kleinen Cyklus Gedichte, betitelt: „Zum Lazarus.“

2) bemerke ich Ihnen nochmals, daß das Gedicht „Erlauschtes“ und das Gedicht „Simplicissimus“ unterdrückt werden, und an ihrer Stelle schicke ich Ihnen einliegend zwei andere Gedichte, betitelt: „Erinnerung aus Krähwinkels Schreckenstagen“ und „Die Audienz“.

3) bemerke ich Ihnen, daß in dem mythologischen Stücke „Die Götter im Exil“, ungefähr auf der dritten Seite, eine Stelle wegfällt, welche anfängt mit den Worten: „Männiglich weiß“ und schließt mit den Worten: „tüchtig damit geknallt.“

Mit dem Manuskript des ersten Theils der „Vermischten Schriften“ wären wir nun im Reinen. Was den Druck betrifft, so bemerke ich Ihnen erstens, daß jetzt bei hinlänglichem Manuskripte der Druck etwas wohlhabender ausfallen darf, als in den „Reisebildern“, nämlich daß der Setzer nicht nöthig hat zu recken, was schlecht aussieht. Ich kann den

Bierschaum nicht vertragen, und will dem Leser ehrlich klaren Breihahn einschenken. Zweitens bemerke ich Ihnen in Bezug auf die Korrektur, daſs, wenn Sie das Buch in Halle drucken lassen, Sie gefälligst Sorge tragen, eine doppelte Korrektur dort zu verlangen. Ich wünsche zwei Druckbogen, weil ich vielleicht einen Freund zu gleicher Zeit mit einer Korrekturbeihülfe behellige, so daſs Derselbe ebenfalls den Druck nachsehn kann, während ich zu Hause Dasselbe thue.

Vorgestern drängte sich Jemand bis in meine Stube, indem er sich unter dem Namen Campe aus Hamburg ankündigen ließ. Er sagte, einen Auftrag von Ihnen zu haben. Als ich ihm einen Brief von Ihnen abverlangte, stotterte er, er habe einen gehabt, aber verloren, worauf ich ihn aufforderte, er möge ihn suchen und nicht früher wieder meine Thürschwelle betreten. Verdutzt trollte er sich fort.

Von Schiff's Buch habe ich noch keine Zeile lesen können. Ich werde es mit größtem Interesse mir vorlesen lassen. Unterdessen grüßen Sie ihn mir dankbarlichst. Der närrische Kauz amüsiert mich sehr. Sein „Schief Levinche“ war vortrefflich.

Ihr freundschaftlichst treu ergebener

Heinrich Heine.

325. An Julius Campe.

Paris, den 26. Juni 1854.

Liebster Campe!

Aus Fürsorge, damit Sie nicht etwa von Ihrer Seite den Empfang des Gesammt-Manuskripts abwarten, um den Anfang in Presse zu geben, beeile ich mich, Ihnen heute durch die Eisenbahn das Gesammt-Manuskript zuzuschicken; es fehlen nur: eine kleine Vorrede, ein Inhaltsverzeichnis, welches ich nach meinen Brouillons noch anfertigen will, so wie auch einige Blätter im zweiten Theile, wozu ich noch einige Notizen mir verschaffen muss; und diese drei Dinge werde ich Ihnen nächste Woche mit der Briefpost nachschicken. Schon der Anblick des Manuskripts wird Ihnen zeigen, dass ich mehr gebe, als ich versprochen, und ich darf sagen, dass ich seit sechs Wochen unablässig gearbeitet habe, um das Buch zu verschönern, und dass dasselbe mir mehr Mühe kostete, als jede andre Schrift, die ich je herausgab. Wenn Sie beide Theile in einem Zug durchlesen, werden Sie bemerken, welche falsche Idee Sie sich von dem Buche machten, als Ihnen die „Französischen Zustände“ vorschwebten. Nur inmitten des ersten Theiles kommen einige trockene Steppen vor, doch das Ganze liest sich wie ein

Roman, während es zugleich ein historisches Aktenstück ist, und mein prägnantester Stil sich darin kund gibt. Ich glaube, die Konjunktur ist gut, und wenn Sie das Buch gleich bringen, dürfte mir wohl eine zweite Auflage bald zu Theil werden. Jedenfalls ergänzt dieses Buch die Serie meiner Schriften sehr vortheilhaft, und Sie werden mir gewiss Dank wissen, dass ich aus schon verlornen Materialien etwas so höchst Brauchbares geschaffen habe. Denn ich wiederhole Ihnen, es wäre mir viel leichter gewesen, ein ganz neues Buch zu diktieren. Sobald ich Ihnen die oberwähnten Blätter geschickt, gebe ich mich gleich wieder an die Arbeiten, die leider durch die Unterbrechung unendlich gelitten haben. Ich bin außerdem sehr krank, und leide sehr an Krämpfen. Lassen Sie nur Niemand etwas wissen von den Personalien, die in meinem Buche enthalten, und später hinlängliche Grunzlaute hervorbringen werden. Haben Sie auch die Güte, mir unverzüglich den Empfang meines Manuskripts anzuzeigen.

Ich habe jetzt Schiff's „Luftschlösser“ gelesen, doch ist mir heute der Kopf zu wüst, als dass ich sie ordentlich bespräche. Schiff's Talent ist auch hier unverkennbar, doch geräth er zu leicht in Strömungen, die für ihn nicht passen. Er darf

höchst selten gesellschaftliche Kultursphären darstellen, muss sich sehr hüten, ins Raisonnieren zu verfallen, und besonders bekömmt es ihm immer schlecht, wenn er die eigne Person bespricht, es sei denn, dass er unter der Maske eines fingierten Geschöpfes sich selber und seine Lebensnöthen so thatsächlich als möglich darstelle. Der lyrische Humor eines Sterne passt nicht für ihn, und er muss sich an die plastische Weise des Cervantes halten, die mit ihrer Ironie seinem Talente zusagt. Wenn er glaubt, dass ich, der Meister der Ironie, nicht herausluge, wie sehr er den Schalk im Nacken hat, und wie man seinem verstellten Blödethun misstrauen muss, so irrt er sich sehr. Grüßen Sie ihn herzlichst und freundschaftlichst.

Ich war wieder dieser Tage durch eine Feuersbrunst in Lebensgefahr; mein Nachbarhaus ist bis auf den Grund abgebrannt. Leben Sie wohl, und erfreuen sich mit Ihrer Familie der schönen Jahrzeit.

Ihr freundschaftlich ergebener

Heinrich Heine.

326. An Julius Campe.

Paris, den 1. Juli 1854.

Liebster Campe!

Ihren Brief vom 24. v. M. habe ich vor drei Tagen erhalten. Der Druck meines Buches, wie ich Ihnen bereits gesagt, kann gleich anfangen. Im ersten Bande, in den „Geständnissen", hätte ich wohl, Ihrem Rathe folgend, einige Ausdrücke zu mildern, und da fällt mir z. B. ein, daſs die Stelle, wo ich von Blücher spreche, wirklich gemildert werden kann. Statt der ihn betreffenden Worte kann gestellt werden: „Der Vater Blücher, diese alte Spielratte, dieser ordinäre Knaster, welcher einst in einem Tagesbefehl" ꝛc. Sonst fällt mir Nichts ein. Alles, was diesen Band betrifft, habe ich in meinem vorletzten Brief Ihnen gesagt.

Hoffentlich haben Sie jetzt die Kiste mit dem Manuskript in Händen, und ich bitte Sie, nicht zu vergessen, mir gleich Anzeige davon zu machen. Ich hatte zu gleicher Zeit ein Kistchen an meine Schwester zu schicken, wollte im Anfang das Manuskript hinzupacken, besann mich aber anders, und schickte Ihnen das Manuskript apart. Meine dumme Haushälterin, welcher ich gesagt hatte, daſs sie die Kiste an meine Schwester frankieren solle, frankierte

aus Unbedacht auch das Kistchen an Sie, und so können Sie sich als Versehen erklären, was Ihnen gewiss auffiel. Sie lächeln über meine Entschuldigung.

Ich befinde mich noch immer herzlich schlecht, und werde unaufhörlich gequält von Besuchern aus allen vier Ecken der Welt und von dem Klopfen der Arbeiter, welche an den verbrannten Mauern restaurieren.

Heiter grüßend
Ihr freundschaftlich ergebener
Heinrich Heine.

N. S. Jemand sagte mir jüngst, dass in den kleinen Heften der „Zeitgenossen", welche in Leipzig erscheinen, auch ein Heftchen über mich enthalten sei; im Fall Sie solches haben, schicken Sie mir es doch unter Kreuzkouvert. — Ich wundre mich, dass Sie gar nie wussten, welche Büberei die königliche Oper zu Berlin an mir verübt hat. Vor fünf Jahren ließ ich ihr durch Laube das Manuskript meines Balletts zukommen, und es wurde kein Gebrauch davon gemacht; seitdem aber stahl man mir die Idee desselben, und meine „Mephistophela" tanzte mit großem Beifall unter dem Namen Satanella. Wäre ich nicht mit meinen Büchern beschäftigt, so würde ich bereits jetzt den Berliner Generaldirektor

Meyerbeer in dieser Beziehung tüchtig zausen. Er hat selber gegen den Kölner Schloss geäußert, dass die Satanella wirklich meine Mephistophela sei, und dass ich das Recht habe, droits d'auteur zu verlangen — da er Dieses nun weiß, warum hat er nicht seine Amtsbefugnisse geübt und mir Genugthung verschafft? Ich bin übrigens immer sehr froh, wenn mir ein großes Unrecht öffentlich geschieht, und das Lumpenpack sich dadurch blamiert.

---

327. An Julius Campe.

Paris, den 13. Juli 1854.

Liebster Campe!

Da ich von der Ankunft eines an meine Schwester gleichzeitig abgegangenen Kistchens durch Dieselbe benachrichtigt worden, so hege ich keine Furcht, dass auch das an Sie abgegangene Kistchen Ihnen glücklich zu Händen gelangt ist. Da ich sehe, dass es mit dem Druck nicht so rasch vorwärts geht, so benutze ich diese Säumnis, um einige Dutzend Blätter mit Aktualitäten schreiben zu können, welche eine Pièce im zweiten Theil der „Lutetia" ersetzen sollen, welche dort nicht an ihrer Stelle ist und ausfallen soll. Es ist nämlich Dieses die Pièce, betitelt:

„Irische Revolution und Landung der Franzosen in Irland“; der Harmonie wegen soll sie wegbleiben, und ich schicke Ihnen dafür anderes Manuskript. Sie erkennen darin die Delikatesse meines Sinns für künstlerische Harmonie.

Ich erhielt bereits von Halle die Korrektur des ersten Druckbogens. Werden meine Augen nicht besser, so kann ich nur sehr kursorisch die Korrektur besorgen, nur die Überwachung haltend, dass kein Imbroglio oder ein Sinnfehler stattfindet, während ich das Detail der Durchschau Ihnen oder dem Faktor der Druckerei überlassen muss.

Leben Sie wohl!

Ihr freundschaftlich ergebener

Heinrich Heine.

---

328. An Julius Campe.

Paris, den 15. Juli 1854.

Liebster Campe!

Vor einigen Stunden erhielt ich Ihren Brief vom 12. d. Da ich aber sehr krank bin und kaum reden kann, so diktiere ich nur das Höchstnothwendige. Gestern habe ich Ihnen den zweiten und dritten Bogen der „Geständnisse“ nach Hamburg geschickt.

Vor einigen Minuten bringt man mir auch ein Packetchen mit dem vierten Bogen der „Geständnisse“ und dem zweiten und dritten Bogen der Gedichte. Ich kann diese erst morgen früh, weil es heute zu spät ist, korrigiert auf die Post geben. Nicht bloß habe ich mich darüber zu beklagen, dass die „Geständnis“-Bogen so entsetzlich viel' Druckfehler enthalten, die kein Kind stehen lässt, so dass Dergleichen mir sehr unheimlich vorkommt; was aber das Allerschlimmste ist, ist, dass deutsche Grobheit und Eselhaftigkeit diese Korrektur-Zusendung benutzt hat, um eine gemeine Sottise mir zu sagen. In dem dritten Bogen der „Geständnisse“, von welchem ich zwei Exemplare erhielt und Ihnen eins korrigiert nach Hamburg schickte, stand auf der Seite 41 eine geschriebene Randglosse, die ich ausschneide und diesem heutigen Briefe anklebe, damit Sie das Außerordentliche dieser Infamie selbst sehen und auch selbst nach der Handschrift beurtheilen können, dass es nicht der schlechte Witz eines Druckerjungen, sondern eines schon bejahrten Esels sein muss. Sie werden Ihre Maßregeln nehmen, dass dem Eigenthümer der Druckerei dieser unerhörte Unfug angezeigt wird und mir von der Druckerei aus kein miserabler Schabernack gespielt werden kann. Jedenfalls sehen Sie daraus, dass meine Korrekturbogen

in schlechte Hände gerathen, und Sie müssen aus leicht begreiflichen Gründen strenge Maßregeln nehmen.

Die Hauptsache ist jetzt, dass Sie Alles in Hamburg genau korrigieren lassen, so dass, ich meine Augen nicht zu sehr bei der Korrektur anzustrengen brauche. Da ich wohl sehe, dass wenn ich auch die Korrektur der „Lutetia“ selbst durchgehn soll, die Sache sehr in die Länge gezogen wird, so entschließe ich mich, alle eitle Autorkleinlichkeit bei Seite lassend, Ihnen selbst die Korrektur der „Lutetia“ zu überlassen, und ich rechne darauf, dass Sie in Hamburg die exakteste Korrektur besorgen. Dabei müssen Sie mir aber doch immer die letzte Korrektur zuschicken, nicht damit ich sie korrigiere, sondern damit ich die Blätter vor Augen habe und im Stande bin, Ihnen Errata von etwaiger Wichtigkeit gleich mitzutheilen; hoffentlich aber, bei Ihrer dortigen Exaktitüde, wird kein Druckfehlerverzeichnis nöthig sein.

Sie werden wohl selbst nach Halle geschrieben haben, dass die Gedichte falsch paginiert sind, indem sie gleichsam die Fortsetzung der „Geständnisse“. Die Gedichte bilden eine Verbindung zwischen letzteren und den „Göttern im Exil“, die ich bei der Auswahl im Auge hatte.

Wie wäre es, wenn Sie Detmold beauftragten, Ihnen einen Prospektus in meinem Interesse zu machen? Jedenfalls müssen wir ihn anspannen, bei dem Erscheinen des Buches Etwas für mich zu thun, wozu er gewiss gern bereit ist. Sie haben keinen Begriff, liebster Campe, wie sehr ich leiblich herunter bin und heroische Anstrengungen machen muss, um mich herauszubeißen. Suchen Sie mir daher den Weg so viel als möglich zu applanieren, sonst streckt der Hase alle vier Füße von sich, wie auf dem allerliebsten Bilde von Lyser*), dessen Humor von der köstlichsten und wahrsten Art ist. Dass für solche Menschen in Deutschland Nichts geschieht, ist empörend.

Leben Sie wohl! Grüßen Sie mir Ihre Familie, und bleiben Sie freundlich ergeben

Ihrem

p. H. H.

---

*) Es sind die Illustrationen des tauben Malers J. P. T. Lyser zu dem bekannten plattdeutschen Märchen „De Swinegel als Wettrenner" gemeint, welche damals eben bei Hoffmann und Campe erschienen waren.

329. An Julius Campe.

Paris, den 18. Juli 1854.

Liebster Campe!

Ich schickte Ihnen gestern die Bogen, worin die Gedichte stehn, und heute schickte ich Ihnen noch zwei andre Bogen „Geständnisse“, die ich durchgesehn, aber nicht nach Halle, sondern Ihnen direkt schicken wollte, weil ich einen Ekel davor habe, mich mit einer Druckerei, durch die ich so beispiellos insultiert worden, selbst in Verbindung zu setzen. Was die zwei „Lutetia“-Bände betrifft, so bleibt es bei der Anordnung, die ich Ihnen in meinem letzten Briefe vorschlug. Ich habe bereits gestern den ersten Bogen von Kassel erhalten, und bin sehr damit zufrieden; der Druck ist sehr gut, nur passt er nicht zu dem schlechten Drucke des ersten Hallenser Bandes, und es entsteht eine typographische Unebenheit, um so mehr, da, wie ich sehe, hier auf jeder Seite die Zeilenzahl noch größer. Ich habe zum größten Theil diesen ersten Bogen schon durchgesehn und finde ihn fast ganz fehlerfrei. Ich begreife noch immer nicht die Pagination der Gedichte; letztere müssen an dem vorgeschriebenen Ort stehen, weil sonst die Harmonie des Buches gestört wird; sie sind die Nase im Buche; sie dürfen an

keiner andern Stelle stehn; sie sind eine Fortsetzung der „Bekenntnisse“, und am Schlusse des Buches komme ich wieder auf dasselbe Thema zurück. Es sind die letzten Gedichte, die ich geschrieben in der jüngsten Zeit, kein einziges derselben wollte ich drucken lassen, wie sehr man mich auch anging, und ich gab immer vor, ich müsste für Campe einen zweiten Theil des „Romancero“ liefern und dürfte denselben nicht deflorieren. Ich hoffe, dass sie den Zug des Buches bestimmen werden, und habe für letztern so große Hoffnung, dass ich mir die Expektanz der zweiten Auflage meines Buches nicht mit 1900 Mark Banko *) gleich abkaufen ließe. Ich glaube, unter den ungünstigsten Umständen noch immer etwas Bedeutendes hervorgebracht zu haben, während jetzt Nichts am Markt ist. Die „Lutetia“ enthält einen geistigen Schatz für die Erwecker des politischen Lebens in Deutschland. Hier wird nicht bloß amüsiert, sondern auch gelehrt, und da Sie jetzt das Buch bezahlt haben, werden Sie wohl meiner Meinung sein.

*) Obgleich Campe sämmtliche Auflagen der „Vermischten Schriften“ durch Annahme der Heine'schen Forderung gekauft, hatte er sich aus freien Stücken verpflichtet, dem Dichter noch weitere 2000 Mark Banko zu zahlen, falls eine zweite Auflage innerhalb zehn Jahren nöthig würde.

Ende dieser Woche schicke ich Ihnen das fehlende Manuskript, das ungefähr in der Mitte des zweiten Theils der „Lutetia" zu interkalieren ist. Es war eine gute, aber mühsame Arbeit und muss zum zweiten Mal abgeschrieben werden, um auf der Briefpost nicht zu voluminös zu sein. Sie sehen, liebster Campe, trotzdem dass ich mich sehr schlecht befinde und meine Augen heillos leiden, thue ich alles Mögliche, um die Publikation des Buches zu beschleunigen. — Heiter grüßend,

Ihr freundschaftlich ergebener

Heinrich Heine.

---

330. An Julius Campe.

Paris, den 26. Juli 1854.

Liebster Campe!

Vielleicht gebe ich noch gegen Ende des zweiten Theils der „Lutetia" einige Blätter. Es wäre mir ganz recht, dass Sie, wenn dieser zweite Theil etwa zu dick würde, im Anhang denjenigen Artikel ausfallen ließen, welcher „Irische Revolution und Landung der Franzosen in Irland" überschrieben ist. Der Aufsatz ist nicht schlecht, aber er ist nicht so anziehend und aktualitätsartig wie die andern.

Wenn der erste Theil der „Vermischten Schriften“ die hinlängliche Bogenzahl hätte ohne das Stück, welches „Die Göttin Diana“ betitelt ist, so wäre es mir ebenfalls lieb, daſs dieses Stück wegbliebe, indem es erstens nicht vom höchsten Belang ist, und zweitens mit einer ähnlichen Zuthat, die ich vorfand, sich später besser ausnehmen würde. Ich habe immer meine artistischen Interessen im Auge.

Ich kann mit dem besten Willen keinen Prospektus schreiben, aber ich will eine große Vorrede geben, worin ich den Inhalt der „Lutetia“ resumiere, und nach diesem Resumé und noch einigen besondern Angaben kann dann ein Dritter die Sache leicht fertigen. Ich will daher Sorge tragen, daſs ich sie nicht zu spät liefere. Denke Alles in einem Druckbogen abzumachen.

Es herrscht hier eine entsetzliche Hitze, die sehr schlecht auf mich wirkt.

Ihr freundschaftlich ergebener

Heinrich Heine.

331. An Julius Campe.

Paris, den 1. August 1854.

Liebster Campe!

So eben erhalte ich Ihren Brief, und eile, Ihnen wissen zu lassen, was auf anhängendem Blatte steht, und ich bitte Sie dringendst, mich so schnell als möglich aus der Unruhe zu ziehen, in welche mich Ihr Brief gestürzt. Nicht bloß, daſs mir keine Korrekturen von den angegebenen Gedichten geschickt worden sind, es ängstigt mich auch jetzt noch der Gedanke, daſs sie gar nicht gedruckt worden. Aber dagegen spräche wieder der Umstand, daſs mehre Druckbogen fehlen. Ich bin nicht ruhig, ehe mir die Bogen der Gedichte sämmtlich zugeschickt worden sind.

Im Bezug auf die „Lutetia" bemerke ich Ihnen, daſs das Wort „Kächenäer" eine Nachbildung eines griechischen Wortes ist und Maulaufsperrer bedeutet. Doch ich habe es vielleicht fehlerhaft geschrieben. Ein weit schlimmerer Fehler ist im zweiten Bogen, wo von der George Sand gesagt ist: „ihre antinationalen Grundsätze," statt „ihre antimatrimonialen Grundsätze." Je leserlicher ein Manuskript geschrieben, desto leichter machen die Setzer Fehler dieser Art, und der Korrektor, der eben keinen Un-

sinn wittert, übersieht ihn. Das genaue Kollationieren ist daher so wichtig. Die Vorrede gebe ich in der Form eines Zueignungsbriefes an einen Freund, und wenn ich nicht gar zu krank wäre, wäre sie schon fertig; doch schreibe ich sie noch Ende dieser Woche, und Sie haben dieselbe in acht Tagen. Ein Inhaltsverzeichnis kann kein Dritter machen, Das kann nicht bei einem Buche von solcher Gattung geschehen, und nur allenfalls ein glücklicher Prospektus kann aus einer fremden Feder fließen. Sie werden gesehen haben aus meiner letzthin gesandten retrospektiven Vertheidigung, daſs es nicht räthlich ist, im Prospektus die Eigennamen von französischen Ministern wie Thiers oder gar Guizot zu oft oder zu stark hervortreten zu lassen. Die Hauptsache ist, auf das viele thatsächliche Material und den Erfahrungsschatz, den ich in dem Buche niedergelegt, aufmerksam zu machen. In dem erwähnten Vorredebrief werde ich übrigens das Beste selbst thun.

Sorgen Sie nur, liebster Campe, daſs die Miſsstände in Bezug auf die Gedichte bald geordnet werden. Es versteht sich von selbst, daſs ich jetzt, wo der erste Band nicht zu dick wird, die „Diana" nicht ausfallen lasse. Als ich Ihnen zuletzt schrieb, blieben mir noch einige Augenblicke

Zeit vor Abgang der Post, und ich schrieb auch, in Bezug auf die Gedichte, an Herrn Schmidt nach Halle, ihm anzeigend, daſs, im Fall ein Versehen statt fände, er augenblicklich mit dem Druck einhalte, bis dasselbe ausgeglichen. In solchen Fällen, wo periculum in mora ist, kann ein einziger Tag von großer Wichtigkeit sein. Ich überwand daher meine Abneigung, nach Halle zu schreiben, und machte die Leute darauf aufmerksam, daſs, im Fall ein großer Fehler begangen worden, auf ihre Kosten Kartons gedruckt werden müſsten, da wahrscheinlich Herr Campe nicht diese Kosten bezahlen würde.

Ich bin sehr leidend. Die Hitze hat mich zu Grunde gerichtet, und der Hase streckt alle Viere aus. Ich hoffe, daſs Sie und die Ihrigen sich wohl befinden. Bald beruhigende Antwort erwartend,

Ihr Freund

Heinrich Heine.

---

332. An Julius Campe.

Paris, den 3. August 1854.

Liebster Campe!

Ich habe wieder die Koncepte der „Lutetia“ durchgesehn, und die Überzeugung erlangt, daſs die

Natur des Werkes kein Inhaltsverzeichnis zuläſſt, ja daſs dasſelbe von vornherein ſchaden würde. Diejenigen, welche irgend eine Partikularität, von der man ihnen geſprochen, in dem Buche nachſehn möchten, ſollen ſich gefälligſt die Mühe geben, das ganze Buch durchzuleſen, und wenn ſie vielleicht nicht finden, was ſie ſuchten, werden ſie hoffentlich manchen Fund machen, den ſie nicht erwarteten. Ein Anderes iſt es mit einem Proſpektus, und ich werde Sorge tragen für eine geſchickte Anzeige. Von Ihrer Seite, zweifle ich nicht, wird Alles geſchehn, um für das Buch Freunde zu gewinnen, die nicht lobhudeln, ſondern das Verſtändnis vermitteln. Die Poeſien ſind etwas ganz Neues, und geben keine alten Stimmungen in alter Manier; aber zu ihrer Würdigung ſind nur die ganz naiven Naturen und die ganz großen Kritiker berufen. Die „Geſtändniſſe“ ſind ebenfalls nicht Jedem zugänglich, doch ſind ſie wichtig, indem die Einheit aller meiner Werke und meines Lebens beſſer begriffen wird. Die „Lutetia“ hat ihr inwohnendes Intereſſe, und man wird allenfalls ſich darüber aufhalten, daſs die Karikaturen, die darin vorkommen, ihre Eigennamen behalten; es wäre mir leicht geweſen, ſtatt Herr Leo Monſieur Schléo zu ſetzen, aber Das ſind feige Konceſſionen, die Keiner machen darf, der ſtark iſt.

Die verbündeten Mittelmäßigkeiten mögen immerhin die Gevatterschaft schonen; ich gehöre zu keiner solchen Kompaneia, die sich einander trägt und belorbeert, und Schuld daran ist, daſs die tüchtigsten Kerle in Deutschland nicht aufkommen und beachtet werden können. Es mag Sie daher nicht befremden, wenn ich mit manchen Leuten Nichts zu schaffen haben will, die momentan meinem Buche nützlich sein könnten, aber später mit widerwärtigen Ansprüchen mich belästigen dürften; und es mag Sie noch weniger befremden, wenn von solcher Seite aus an meinem Buche dieselben Treulosigkeiten ausgeübt werden, die wir schon früher erfahren. Es gilt, treu und ehrlich gegen sich selber sein, und man kommt dann schon zum Ziele, wenn auch etwas später. — Und nun leben Sie wohl. Ich habe heute schon einen Centner Opium verschluckt und bin sehr schläfrig.

Ihr Freund

p. H. H.

---

333. An Julius Campe.

Paris, den 10. August 1854.

Liebster Campe!

Dieser Tage war Alfred Meißner hier, und wollte einige Zeit hier verweilen, reiste aber gleich

wieder ab, als er sah, wie die Cholera in dem Quartier, das er bezogen, wüthete. Er kehrt zurück nach Prag, fast direkt, und ich habe ihm versprochen, daß von Ihnen, noch ehe mein Buch verschickt wird, ihm sogleich ein Exemplar nach Prag zugesendet werde, damit er unverzüglich einen Artikel darüber schreibe. Die beste Reklame wird wohl sein, wenn ich in der hiesigen „Revue des deux Mondes“ Etwas daraus übersetzt — ich weiß noch nicht was — mittheile. Sonst aber bin ich ganz abgeschnitten von literärischer Kompèreschaft, und ich muß ganz auf Ihre Thätigkeit rechnen. Sagen Sie mir nun, werden Sie die drei Bände gleichzeitig ausgeben? was Sie leicht können, da Sie nach der Befugnis, die ich Ihnen gebe, selbst die Korrektur zu besorgen, den Druck schnell zu fördern vermögen. Und wann glauben Sie wohl, daß das Buch erscheinen kann? Ich bitte, mich darüber zu unterrichten, damit ich auch frühzeitig an die „Allgemeine Zeitung“ schreibe, was sie thun soll. Ich habe Manches in dem Buch gesagt, was ihr freilich nicht sehr schmecken wird, und in der Vorrede, die fertig, aber noch nicht abgeschrieben ist, lasse ich ihr ebenfalls einige Unannehmlichkeiten riechen.

Und nun leben Sie wohl! Freundschaftlich grüßt

Ihr

p. H. H.

334. An Julius Campe.

Paris, den 21. August 1854.

Liebster Campe!

Die obigen Blätter sind das Ihnen längst angekündigte Zueignungsschreiben, welches der „Lutetia“ als Vorrede dienen soll und dem ersten Bande bevorgedruckt werden muß. Ich wünsche, daß der Druck dieser Zueignung gar nicht abweichend sei von den zwei Bänden des Buches und keine größern Lettern genommen werden, wie oft bei Vorreden geschieht. Ich bitte Sie, Dieses ausdrücklich nach Kassel der Druckerei wissen zu lassen. Durch diese Gleichmäßigkeit des Druckes erscheint die Zueignung als ein Brief kameradlicher Laune, und nicht als ein devotes Schreiben an einen Gönner. Hierdurch ehre ich auch den Mann weit mehr, als durch Kurialien-Geschnörkel. — Schon seit sechs Tagen liegen diese Blätter fertig zur Absendung, und ich konnte bis zu dieser Stunde noch nicht dazu kommen, sie durchzulesen. Sie erhalten Sie daher etwas spät. Ich bin nämlich außergewöhnlich stark krank, und in meinem Hause wird wieder gebaut, so daß das Klopfen mich wahnsinnig macht. — In verdrießlichster Eile,

Ihr freundschaftlich ergebener

H. H.

† 335. An Julius Campe.

Paris, den 3. September 1854.

Liebster guter Campe!

Ich bin vor drei Tagen ausgezogen und wohne: Aux Batignolles, grande Rue No. 51.
Barrière de Paris,

brachte die größten Opfer, um mich zu verbessern, und siehe! meine Wohnung hat andre noch unerträglichere Fehler, und ich muss vielleicht schon dieser Tage wieder ausziehen und mich neu einrichten — Das größere Unglück ist, dass ich sehr krank bin und vielleicht die Cholera habe — Gestern war ich nah, ins Gras zu beißen. Ich stehe auf, um Ihnen gleich zu melden, dass ich den Druck des Halle'schen ersten Theils keineswegs vorzögre; die Druckbogen, die ich dorther erhielt, nahm ich für Aushängebogen. Ich schicke die Bogen nicht nach Halle; sagen Sie Herrn Schmidt, dass er immerhin nach den vorhandenen Korrekturen den Plunder ganz in die Presse gebe. Mein Sekretär fehlt mir, und ich bin zu krank.

Die Bogen von Halle durchsehend, bemerke ich zu meinem Schrecken die Note, die mein Herr Verleger, in die Befugnisse und Rechte des Schriftstellers übergreifend, mir unter meinen Text gesetzt

hat, was mich aus tausend Gründen verletzt, sowohl ästhetischen als moralischen, nicht bloß aus Schriftsteller-Eigensinn. Warum machen Sie mir diesen Kummer? Ich bin ein Satyriker und habe den Berliner Lump, ohne ihn zu nennen, tüchtig genug gegeißelt — und jetzt bin ich ein Scharfrichter, ein Schinder und ein Abdecker! Was ist da zu thun, damit, ohne dass ich davon rede, das Publikum erfahre, dass diese Note nicht in meinem Manuskript stand? Ich lege Dieses dem Freunde bitterlichst bittend ans Herz.

Die Lutetia hat kein Inhaltsverzeichnis nöthig; ich hätte ein solches angefertigt, wenn ich nicht dadurch dem Titel seinen mystischen Anreiz geraubt hätte. Auf keinen Fall könnte es ein Anderer als ich machen; das mir gesandte Inhaltsverzeichnis enthält nur Namen von Personen, welche die Staffage bilden, und man käme auch auf die Idee, dass ich nur Zeitungsnachrichten wiederkäue, statt dass meine Personen nur Träger und Anknüpfungspfosten von Gedanken.

Ihr Freund

H. Heine.

336. An Julius Campe.

Paris, den 7. September 1854.

Liebster Campe!

In Folge meines Umziehens stecke ich noch immer im mißbehaglichsten Zustand. Im Kulminatspunkte desselben schrieb ich Ihnen vor einigen Tagen, um Ihnen auf der Stelle wissen zu lassen, daß es nicht an mir liegt, wenn nicht der erste Band der „Vermischten Schriften“ längst aus der Presse gegangen, und daß Sie dem Hallenser wissen lassen können, daß ich längst die Sache als abgeschlossen betrachtete und mir Nichts daran lag, daß ich z. B. den letzten Aushängebogen gar nicht erhalten. Um keine Minute zu verlieren, braucht auch von dem Zueignungsbrief, welcher dem ersten Theil der „Lutetia“ vorgedruckt wird, mir keine Korrektur geschickt zu werden, sondern nur gleich der Aushängebogen, und ich überlasse es, liebster Campe, Ihrer Freundschaft, daß Sie für die exakteste Korrektur Sorge tragen. In solcher Weise ist der von Ihnen angegebene Termin des 15. September, wo Sie das Buch ausgeben wollen, also auch auf die „Lutetia“ zureichend. Alsdann aber tritt die große Frage hervor, wie am besten für die Aufnahme des Buches im Publikum gesorgt werden

kann. Auch diese Lösung überlasse ich ganz Ihnen. Ich habe vergessen Ihnen zu sagen, dass Alfred Meißner hinlänglich in Prag bekannt ist, und dass Sie ihm ohne besondre Wohnungsbezeichnung die drei Bände gleich bei ihrem Erscheinen unter Kreuzkouvert zuschicken mögen. Auch an Dr. Detmold schicken Sie gefälligst gleich ein Exemplar des Buches. Ich bin hier ganz isoliert, und der einzige Mensch, der Etwas für mein Buch thun konnte und Geist genug hat, dass man sich mit ihm in Etwas einlassen kann, ist, wie ich höre, in diesem Augenblick aus Paris ausgewiesen worden. Es ist Dieses Engländer, und Das ist mir in diesem Augenblick sehr fatal. Übrigens vertraue ich dem Inhalt des Buches hinlänglich, dass es sich durchbeißen kann, und nur den kleinen Reklam-Manövern der kleinen Feinde muss durch Ihre Vermittlung auf demselben Wege entgegengewirkt werden.

Ich befinde mich etwas besser; doch der Verdruss, keine rechte Wohnung gefunden und ein Heidengeld falscher Ausgaben gemacht zu haben, betrübt mich sehr. Meinem jungen Freund und künftigen Verleger Campe junior lasse ich für seine freundlichen Zeilen vielmals danken, und ich werde gewiss seine Fabeln nicht vergessen; in diesem Augenblick aber kann ich mich nicht in die unschuldige Thierwelt

versenken, obgleich die Menschen, mit denen ich zu thun habe, sich hinlänglich viehisch gebärden.

Indem ich Sie heiter grüße, verharre ich

Ihr

Heinrich Heine.

---

337. An Julius Campe.

Paris, den 14. September 1854.

Liebster Campe!

Sie sagten mir bestimmt, daß Sie mein Buch den 15. dieses Monats ausgeben wollten; ich kenne nicht die dortigen Förderungsmittel, und weiß nicht, ob Sie Dieses durchsetzen. Im festen Glauben an den anberaumten Termin eilte ich mich sehr, über Hals und über Kopf, die „Bekenntnisse“ ins Französische zu übersetzen, und ich bot sie der „Revue des deux Mondes“ an, damit sie daraus nähme, was sie wolle, um mit einer vorläufigen Anzeige meiner „Vermischten Schriften“ auch durch eine Übersetzung die Aufmerksamkeit des Publikums zu kaptivieren. Ich schrieb dazu auch eine Note, worin ich ankündigte, daß die „Lutetia“ besonders in Ihrem Verlag erscheine. Ich glaubte

nicht, daß die Revue sogleich darauf eingehe; doch zu meiner Freude und zugleich zu meinem Missvergnügen ersah ich aus einem Billett, das ich gestern erhielt, daß die Revue schon in ihrer nächsten Nummer die zweite Hälfte der „Geständnisse“ mit einer großen Reklame für unsre Publikation geben werde, so daß das Publikum durch keine falschen Korrespondenzkritiken über den Geist meiner jüngsten Publikation irre geleitet werden könne; ich fürchtete nämlich zumeist übelwollende Auszüge aus dieser Partie in deutschen Blättern. Aber leider, da ich auf baldigen Abdruck drang, hatte man mir keine Korrekturbogen geschickt, und ich, der ich gerne in der Korrektur meine französischen Stilverbesserungen unternommen hätte, muß jetzt die Dinge laufen lassen, wie sie sind. Ich glaubte schon, da die Revue nur alle 14 Tage erscheint, daß der Aufsatz erst im Oktober gedruckt werde, und voraussetzend, daß Sie den 15. d. mein Buch publicierten, wäre ich nicht hinlänglich gedeckt gewesen. Ich bin aber schneller bedient worden, als ich erwartete, und für das Buch ist Dieses eine kolossale Reklame, die von keinem deutschen Korrespondenzartikel aufgewogen wird. Sobald ich die Nummer erhalte, schicke ich sie Ihnen. Ich habe in meiner „Revue des deux Mondes“-Note vorläufig angezeigt, daß ich auch

eine französische Übersetzung der „Lutetia“ publicieren werde; aber Dieses that ich, um meine deutschen Schnapphähne irre zu leiten.

Ich hoffe, dass Ihnen und Ihrer Familie das Helgolander Seebad wohl bekommen habe. Mir ist die Gartenluft, die ich jetzt genieße, sehr heilsam, doch ist meine Wohnung leider mit dem Fehler behaftet, dass sie im Winter etwas kalt und feuchtlich sein wird, und ich desshalb auf eine neue Umsiedelung bedacht sein muss. Neue Quälnisse und, was noch schlimmer ist, neue Kosten, die mich wieder aufs Neue ruinieren.

Freundschaftlich grüßt Sie

Ihr

Heinrich Heine.

---

338. An Julius Campe.

Paris, den 16. September 1854.

Liebster Campe!

Den Empfang Ihres Briefes vom 12. zeige ich Ihnen an, und ich habe mit Vergnügen daraus ersehn, dass Sie guter Laune sind und das Leben in einer Weise genießen, die am meisten bietet,

nämlich im häuslichen Behagen. Mir armen Schelm geht's nicht so gut, und wo ein Loch in der Brücke ist, plumpse ich hinein. So glaubte ich in meinem jüngsten Briefe, den Vogel abgeschossen zu haben mit der „Revue des deux Mondes“, und siehe! in diesem Augenblick kommt mir das Journal zu, und die Bescherung ist um rasend zu werden. Nur die zweite Hälfte der „Geständnisse“ sollte gedruckt werden, aber unverändert, und jetzt wird diese sehr verstümmelt gegeben und ein Stück vom Anfang sehr ungeschickt hinangeklatscht. Meine Note, worin ich mich über unsre Publikation aussprach und die eine bedeutende Reklame war, ist kaum erwähnt, mein Titel ist willkürlich verändert. Die schnödesten Veränderungen werden gemacht — kurz, es ist um rasend zu werden. Das hätte nicht Viel zu bedeuten, wenn Sie das Buch den 15. ausgegeben hätten, wie ich erwartete. Aber die Verzögerung, die Sie mir jetzt melden, setzt mich in die größte Verlegenheit, und ich muss Sie dringendst bitten, den ersten Theil der „Vermischten Schriften“ so schnell als möglich auszugeben. Die beiden Theile der „Lutetia“ müssen freilich zusammen ausgegeben werden, da sie ein Ganzes bilden, und ich habe gar keinen Zweifel, dass der zweite Theil der „Lutetia“ den ersten aufwiegt. Ich denke, Sie werden, meinem Anrathen

nach, das Stück im zweiten Theil, welches „Die irische Revolution“ ꝛc. überschrieben ist, ausgelassen haben, indem dieses Stück von so keinem prägnanten Interesse.

Ihres Sohnes Vogelfänge haben mich sehr amüsiert. Der bildet sich frühe. So wie ich nur im geringsten in Ordnung bin, suche ich ihm meine Fabeln hervor, und besondern Succeß verspreche ich mir bei ihm von meiner Rattenfabel.

Bis zum 15. wahrscheinlich des nächsten Monats verharre ich in meiner Gartenwohnung, und dann beziehe ich eine Wohnung in den Champs-Elysées, die meine Frau für mich gemiethet hat. Vor Ende Oktober werde ich also nicht zur Ruhe kommen.

Leben Sie wohl und bleiben Sie freundschaftlich zugethan

Ihrem

Heinrich Heine.

P. S. Apropos: Der Herr Warrens von der Lloydszeitung in Wien ist nicht geeignet, für mein Buch Etwas zu thun. Er ist nämlich eben Derselbe, mit welchem mein Bruder die skandalösesten Auftritte hatte und noch jetzt, wie man mir sagt, beständig Händel hat. Es ist mir lieber, Sie schicken ein Exemplar an meinen alten Freund, der die

Ost-Post herausgiebt, der ehemalige Herausgeber der „Grenzboten“, Kuranda. Dieser ist ein alter Freund von mir, und ich kann auf ihn zählen.

---

339. An Julius Campe.

Paris, den 21. September 1854.

Liebster Campe!

Ich bin im Augenblicke ungewöhnlich krank und geplagt durch außerordentliche Fatalitäten, die theils in meiner Lokalveränderung begründet, theils auch durch Todesfälle entstanden sind. Die Mutter meines Lektors, die an der Cholera starb, wurde heute begraben, und seit acht Tagen fehlt mir jederlei Vorlesung. Als Kontrast erlebe ich in diesem Augenblick einen großen Triumph; nämlich mein Artikel der „Revue des deux Mondes“ macht, trotz seiner Verstümmelung, die ungeheuerste Furore, und wie mir gestern der Redakteur der Revue sagte, wird in diesem Augenblick nur von diesem Artikel geredet, und Viele, welche Deutsch verstehen, erwarteten mit Spannung, das Ganze im Deutschen zu lesen. Mein Zweck, eine ungeheuere Annonce zu machen, ist erreicht, aber es ist, wie ich Ihnen schon gesagt, nöthig, daß Sie das Buch rascher aus der

Presse jagen. Wie mir der Direktor der Revue sagte, habe noch nie ein Aufsatz ein so großes Aufsehn erregt, und er stünde nicht im geringsten Vergleich mit dem Succeſs der „Götter im Exil“. Ich kann Ihnen Dies nicht ohne Schadenfreude schreiben, denn eben dieser Pièce stellte mein Freund Julius Campe ein so schlechtes Prognostikon. Im „Mousquetaire“ standen den andern Tag darüber einige Bemerkungen, die ich Ihnen vielleicht zusende, wenn ich des Blattes wieder habhaft; Sie können's vielleicht für Deutschland ausbeuten. Mein journalistisches Faktotum hier liegt paralysiert in einer Maison de santé, so daſs ich gar Nichts erfahre, was in deutschen Blättern vorgeht. Die Adresse Engländer's, welcher wirklich nicht mehr hier ist, weiß ich nicht; er steht in beständiger Verbindung mit Hebbel in Wien, und Der kann sie Ihnen gewiſs sagen. In den ersten Tagen des nächsten Monats kommt Herr Taillandier nach Paris, und wenn ich ein vollständiges Exemplar meines Buches habe, macht er mir gewiſs einen Artikel. Ich bitte Sie daher, dem Buchdrucker in Kassel zu sagen daſs er mir erst die fertigen Bogen, die er mir nicht geschickt hat, so bald als möglich zuschicke, und zweitens, daſs er mir noch besonders vom ganzen Buche, sogleich wie es fertig ist, ein Exemplar

per Kreuzkouvert hierherschicke. Der Succeſs meines Artikels giebt mir große Hoffnung, meinen Hamburg'schen Fabius Kunktator durch einen großen Absatz zu beschämen und auch zugleich die 2000 Mark Banco zu gewinnen, die ich gewiſs ehrlich genug verdient haben würde.

Freundschaftlich grüßt Sie

Ihr

Heinrich Heine.

---

340. An Julius Campe.

Paris, den 3. Oktober 1854.

Liebster Campe!

Ihren Brief nebst dem gedruckten Buchhändler-Cirkular habe ich erhalten. Letzteres ist ganz vortrefflich. — Bei Durchlesung des zweiten Theils der „Lutetia" werden Sie am Ende sehn, daſs der zweite Theil weit bedeutendern Werth hat, als der erste. Ich kann die Bogen nicht lesen, da ich äußerst leidend bin und eine Halsentzündung bekommen habe durch die Kälte und Feuchtigkeit meiner neuen Wohnung. Noch außer den ungeheuern Unkosten habe ich fatale Streitigkeiten, noch vor dem Ausziehen, welches bereits in diesem Monat noch ge-

schieht. Ich hatte früher dem Kolb der „Allgemeinen Zeitung“ ein Stück der „Geständnisse“ versprochen, ich schickte sie ihm aber nicht, da ich erstens fürchtete, es könnte Ihnen nicht recht sein, und zweitens weil ich doch schon wusste, dass Augsburg gemeinschaftliche Sache mit München macht, dass meine schlimmsten Feinde dort die Hand und zwar mehre Hände im Spiele haben, und ich unter dem Deckmantel der Freundschaft von dorther nur Verrath zu erfahren habe. Ich habe mich nicht geirrt, denn, wie mir mein Herr Sekretarius gestern erzählte, hat die „Allgemeine Zeitung“, obgleich sie wusste, dass meine „Geständnisse“ im Begriff sind, vom Stapel zu laufen, dennoch sich nicht entblödet, von dem Fragment, das in der Revue erschienen ist, eine hundsföttisch miserable Übersetzung zu liefern, und durch eine solche Parodie meines Gedankens mir mehr zu schaden, als der offenkundigste Feind vermöchte. Haben die Herren dort vielleicht schon Wink gehabt, dass ich in der „Lutetia“ mich unumwunden über die „Allgemeine“ ausspreche, und ich nicht mehr daran mitarbeiten kann? Genug, Sie sehn, liebster Campe, dass ich nicht Unrecht habe, wenn ich zuweilen Lunte rieche, und zwar sehr stinkige Lunte, da wo Ihnen Alles wie Rosenduft vorkommt. Merken Sie es sich, dass Meyerbeer,

selber schweigend, eine Rotte Banditen in seinem Solde hat, und bei jedem Journal, in Frankreich wenigstens, gewiſs auch in Deutschland, seine Kreatur sitzen hat, die Nichts gegen ihn durchläſst und überall für ihn wirkt. Vergessen Sie nicht, daſs die Klatschbude, die ich unumwunden geschildert, in Hamburg, eben in Hamburg, ihre Familie und ihre Familiaren hat; Dieses wissend, wird es Ihnen leicht sein, wenigstens die Hamburger Klatschblätter zu überwachen, damit keine Lügen (an Schimpfreden ist Nichts gelegen) eingeschmuggelt werden. Das ist nun Ihre Sache. Ich bin ganz isoliert hier, erfahre Nichts, vielleicht auch aus Schonung wird mir Alles verschwiegen, und es könnte doch vorfallen, daſs ich von Etwas Notiz nehmen müſste. Ich erhalte viele Briefe aus Deutschland voll Enthusiasmus, und andrerseits wieder einige anonyme Drohbriefe; von beiden will ich Ihnen nächstens einige zukommen lassen. Ich kann meines Halses wegen nicht länger diktieren und will Ihnen übermorgen erst schreiben, wie ich über die Exemplare, die Sie mir geben wollen, theils in unserm gemeinschaftlichen Interesse, theils auch in meinem bürgerlichen Privatinteresse verfügen will.

Freundschaftlich grüßend

Ihr ergebener

H. Heine.

341. An Joseph Lehmann.

Paris, den 5. Oktober 1854.

Ihren freundlichen Brief habe ich gestern erhalten, und beeile mich um so mehr, Ihnen zu schreiben, da ich Ihnen anzeigen muss, dass die Piècen, die Sie mir zugeschickt haben, mir durchaus nicht zu Händen gekommen sind. Das Packet mit den kleinen Druckschriften, das Sie wahrscheinlich auf die Eisenbahn hierher gegeben, ist bis zu dieser Stunde nicht angekommen, und ich bitte Sie, gefälligst darüber an die Behörden ein Rundschreiben zu erlassen; ich hoffe, auf diesem Wege wird mir das Packet bald zukommen.

Ich habe meine Wohnung geändert, und wohne jetzt Aux Batignolles, 51, grande rue. Diese neue Wohnung, die ich komfortabel einrichtete, werde ich dennoch gegen Ende dieses Monats verlassen müssen, da die darin herrschende Feuchtigkeit mir eine Halsentzündung bereits zugezogen hat.

Ich bin Ihnen sehr verbunden für Ihre Mittheilung in Betreff der „Allgemeinen Zeitung“. Wenn nicht durch Zufall, erfahre ich jetzt gar Nichts, da ich gänzlich isoliert lebe, und außer meinen beiden Sekretären, die Beide zu anständig sind, um

sich mit deutschem Klatsch zu beschäftigen, sehe ich keinen einzigen Deutschen. Mein Buchhändler schreibt mir nur, was eben seine eigenen Interessen betrifft. Aus Schonung wird mir vielleicht auch Manches von dorther verschwiegen, was sehr lächerlich ist, da ich bereits früher gegen alle Roheiten abgehärtet war, und jetzt gar den meisten weltlichen Eitelkeiten abgestorben bin.

Meine Frau hat die meisten Deutschen von meinem Hause verscheucht, manchen sogar im wahren Sinne des Wortes hinausgeschmissen. Auch sind Viele in den letzten Jahren theils durch den Tod fortgerafft worden, theils abgereist, oder sitzen in Irren- oder Zuchthäusern, so daſs ich, wie ich Ihnen sage, vom Vaterlande Nichts erfahre, was mir doch manchmal nothwendig wäre, in Fällen, wo ich einer bestimmten Lüge widersprechen müſste, und in dieser Beziehung wäre es mir sehr lieb, wenn Sie mir häufiger schrieben; sicherlich kann mich Nichts verletzen, und Manches kann mich sogar amüsieren. Dann auch, da ich, so bald ich wieder zur Ruhe komme, mich ganz in meine M e m o i r e n versenken werde, kann irgend eine Mittheilung über Schicksale und Transformationen landsmännischer alter Freunde für mich von einigem Nutzen sein. Manchen

glaube ich lebend, der längst todt ist; und Manchen glaube ich todt, der unterdessen bloß dumm geworden oder schlecht. Sie haben keinen Begriff davon, welch ein Furore des Beifalls mein Aufsatz in der „Revue des deux Mondes" gemacht hat. In einigen Wochen soll er ganz gedruckt in meinem Buche „De l'Allemagne" erscheinen, für welches derselbe als Schlusskapitel geschrieben ist.

Ich gebe meine Werke auf Französisch bei Michel Levy frères heraus, die man mir als Verleger empfahl. Ich hatte die Wahl zwischen ihnen und einem andern Verleger, der ein ehemaliger bonnetier, d. h. baumwollener Nachtmützenfabrikant war, und ich gab Ersteren den Vorzug, vielleicht eben, weil sie vom Stamme Levy. Ich glaube, dass Herr Levy darum nicht minder ein ehrlicher Mann ist und mein Vertrauen verdient, und wenigstens ich, sollte ich mich auch zu meinem größten Schaden irren, ich darf vom alten Vorurtheil der Juden mich nicht leiten lassen. Ich glaube, wenn man sie Geld verdienen lässt, so werden sie wenigstens dankbar sein und uns weniger übervortheilen, als die christlichen Kollegen. Eine große Civilisation des Herzens blieb ihnen durch eine ununterbrochene Tradition von zwei Jahrtausenden. Ich glaube, sie konnten deßhalb auch so schnell theil-

nehmen an der europäischen Kultur, weil sie eben in Betreff des Gefühls Nichts zu erlernen hatten, und nur das Wissen sich anzueignen brauchten. Doch Das wissen Sie Alles besser wie ich, und es mag Ihnen nur als Wink dienen zum Verständnis Dessen, was ich in meinen „Geständnissen“ gesagt habe. Aber wenn ich auch Campe den Auftrag gebe, dasselbe Ihnen zu senden, so bekommen Sie es gewiss doch erst an dem Tage, wo auch der Messias eintrifft, wenn er, der alten Tradition nach, auf einem Esel kommt und nicht die Eisenbahn benutzen will.

Es ist mir unendlich lieb, dass Sie Das, was ich Ihnen über die Gasbeleuchtungsfilouerie des wackern Herrn F. gesagt, nicht vergessen haben; er hat meinen Bruder Gustav wirklich durch die abgefeimtesten Lügen von seiner Verfolgung meiner Interessen abzustehen vermocht, und er spekuliert auf meine Krankheit, die ihn von jeder Ahndung eines Morgens befreien würde. Er irrt sich aber sehr.

Ich weiß kaum, was ich diktiere, so schläfrig macht mich nämlich der Übergenuss des Opiums, und ich schließe, indem ich Ihnen nochmals für Ihre Güte danke und Sie freundschaftlichst grüße.

---

342. An Julius Campe.

Paris, den 5. Oktober 1854.

Liebster Campe!

Ich habe Ihnen vorgestern geschrieben, dass die Allgem. Ztg. den Aufsatz aus der Revue übersetzt hat, wie mir der Freund sagte, der nur die erste Hälfte gesehn. In diesem Augenblick erhalte ich einen Brief aus Breslau, woraus ich ersehe, dass der Aufsatz mit den schnödesten Injurien begleitet war, wahrscheinlich am Schluss, doch immer weiß ich noch nicht was, weil mir nur Einliegendes geschrieben wird, und auf diese Weise weiß ich noch nicht, was ich zu thun habe. Die Hauptsache ist, dass ich jetzt der „Allg. Ztg." ein für alle Mal einen Tritt in den Hintern gebe und mich zweideutiger Freundschaften entledige. Ist die verübte Gemeinheit groß, so kann man sie sogar in meinem Interesse ausbeuten. Ich kann aber die ganze Sache nicht begreifen, da mir noch jüngst Cotta den liebreichsten Brief geschrieben, und Kolb immer seit 25 Jahren sich als Freund bewährte, bis auf die Narrethei, die ich in der „Lutetia" besprach. Die Übersetzung muss von einem der Messieurs Redakteurs gemacht worden sein, die ohne Kontrolle von Kolb zu handeln pflegen. Aber brechen muss ich in jedem Fall.

In Betreff der Exemplarvertheilung brauche ich Ihnen wohl nicht zu wiederholen, daß ich meine Frei-Exemplare im Interesse meines Buches verwende. Für Hamburg verlange ich von meinen „Vermischten Schriften“ nur 2 Exemplare, wovon Sie das eine an meine Schwester und das andre an meinen Vetter Karl Heine gefälligst zuschicken wollen. Letzteres ist eine Kourtoisie, die ich nicht unterlassen darf, wenn ich nicht mit Recht der Lieblosigkeit und des Undanks bezichtigt werden soll. Ja, auch meiner Mutter schicken Sie die „Lutetia“ (beide Bände), aber nicht den ersten Band der „Vermischten Schriften“, durch meine Schwester, die ihr weißmachen soll, daß der erste Band noch nicht erschienen sei; Sie begreifen warum. Auch nach Berlin schicken Sie ein Exemplar der drei Bände an Varnhagen von Ense. Ja, Sie müssen auch ein Exemplar der „Lutetia“, jeder Band unter Kreuzkouvert, an den Fürsten Pückler-Muskau poste restante in Koblenz, sobald das Buch heraus ist, zuschicken. Die Exemplare, die Sie mir hierher gefälligst schicken wollen, senden Sie mir durch die Eisenbahn unter meiner jetzigen Wohnungsadresse. Ich verlange 12 Exemplare von allen drei Bänden der „Vermischten Schriften“, womit ich kaum auskomme, da ich zwei für meine Ärzte, zwei für meine Sekretarien, zwei

für französische Journalistik, drei nach England für ähnlichen Zweck, und gewiss auch drei für dringende Ansprüche nöthig habe. — Ich habe durchaus nichts Deutsches in diesem Augenblick zu lesen, und haben Sie noch meinen alten Bücherzettel und wollen Sie mir einiges aus der Laeiß'schen Bibliothek beipacken, in der Exemplarenkiste, so käme mir Das im Augenblick eben recht. Ich habe verdammt viele Geschäfte um die Ohren, theils meine Wohnungen betreffend, theils auch französische Publikationen betreffend, und habe dabei Tag und Nacht die furchtbarsten Leiden.

Wenn Sie Schiff sehn, so sagen Sie ihm, dass nur das Übermaß von Beschäftigungen mich abhielt, mit ihm über seine Freundlichkeit mit heiterm Sinne direkt mich auszusprechen. Grüßen Sie mir Ihren Konprinzen, den kleinen Heinrich den Finkler.

Ihr treusam ergebener

Heinrich Heine.

---

343. An Julius Campe.

Paris, den 12. Oktober 1854.

Liebster Campe!

Sie hatten ganz recht, dass eine Parterre-Wohnung für mich Nichts taugt, und um nicht durch Kälte und Feuchtigkeit ganz auf den Hund zu kom-

men, lasse ich in diesem Augenblick in den Champs-Elysées eine wärmere Wohnung einrichten, die ich noch vor Ende des Monats beziehen kann. Ich kann nicht sprechen wegen Halsentzündung. Für Ihre freundlichen Briefe danke ich Ihnen. Der Gedanke einer französischen Version der „Lutetia" hat Viel für sich, und ich werde in jedem Fall durch die Herren Michel Levy frères, mit welchen ich über die Herausgabe in Charpentier-Format meiner Werke auf Französisch kontrahiert habe, meine „Lutetia" ankündigen lassen, und ich verlangte deßhalb von Ihnen unter Kreuzkouvert gleich zwei Exemplare, um sie beim Ministerium zu deponieren. Ich habe mich schon jetzt sicher gestellt, dass man mich meines Eigenthums nicht beraubt. Verflucht Wenig bringt mir jene französische Ausgabe ein, und kostet mir doch so viele Mühe; aber da man mich in Deutschland herunter haben will, so thue ich hier für meinen Namen etwas Bedeutendes, und die Steigerung meiner Reputation wird wieder meinem deutschen Herrn Verleger zu gute kommen. Ein Angriff auf meine Reputation ist eine Beeinträchtigung Ihrer Interessen, liebster Campe, und von diesem Gesichtspunkt aus müssen Sie eine Belangung der „Allg. Ztg." motivieren; diese Belangung braucht gar nicht stattzufinden, sondern muss nur in den

Journalen angekündigt sein. Es handelt sich hier nicht, muss man zeigen, um die paar Honorarthaler, die mir entzogen wurden, sondern um die, durch eine illegale und treulose Übersetzung geübte Schmälerung meiner Reputation. Haben Sie den Berliner Artikel, den Sie mir geschickt, nicht in Hamburg abdrucken lassen, so thun Sie es noch jetzt und unterlassen es beileibe nicht. Die Schmähung in der „Allg. Ztg.", die mir noch nicht zu Gesicht gekommen, ist ein böses Symptom, und zeugt von einer Koalisation, welche an die Zeit erinnert, wo Sie mein Buch über Börne herausgegeben. Es wäre nicht übel, wenn an Cotta geschrieben würde. Ich bin zu krank, als dass ich jetzt mehr als meine Haushaltungsbedrängnisse bewältigen kann, und werde daher nicht nach Stuttgart schreiben. Das Diktieren ist mir heute nicht mehr möglich, und ich sage Ihnen vielleicht nicht das Wichtigste. Gottlob, dass ich bei all meinem Leid sehr heitern Gemüthes bin, und die lustigsten Gedanken springen mir durchs Hirn. Meine Phantasie spielt mir in schlaflosen Nächten die schönsten Komödien und Possen vor, und zu meinem Glück ist auch meine Frau sehr heiterer Stimmung.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

344. An Julius Campe.

Paris, den 24. Oktober 1854.

Liebster Campe!

Ich kann Ihnen nicht sagen, in welche Verlegenheit es mich setzt, dass ich die Exemplare meines Buches, die ich aufs schleunigste mir zuzusenden Sie bat, bis auf diese Stunde noch nicht erhalten habe, während schon während der ganzen verflossenen Woche, theils durch direkte Zusendungen aus Deutschland, theils auch durch die hiesigen Buchhandlungen, mein Buch hier in Paris in Cirkulation gekommen. Ich hatte, um sicher zu sein, Sie sogar ersucht, mir zwei Exemplare der „Lutetia" unter Kreuzkouvert zu schicken. Ich wollte diese eben, wie ich Ihnen schrieb, in Ihrem eigenen Interesse anwenden, und jeder Tag Verzug brachte Gefahr. Ich beabsichtigte nämlich, der Gesetzesvorschrift zufolge, durch Niederlegung von zwei Exemplaren bei dem Ministerium mir meine Eigenthumsrechte bei diesem Buche zu sichern, so dass keine diebesfingrige Übersetzung von dem ersten, besten deutschen Lump hier verfertigt würde, und ich auch zugleich verhüte, dass nicht lithographierte Abschriften des deutschen Textes von Spekulanten gemacht werden, die, auf den exorbitanten Preis des Buches spekulierend, wie

Jemand sich bereits geäußert hat, ihre gute Rechnung dabei finden würden. Ist es nicht schon verdrießlich genug, dass gewisse Personen aus Frankfurt (man sagt mir nämlich, es seien Frankfurter) das Buch täglich für einen Franken per Band ausleihen? Als vorigen Sonnabend noch keine Nachricht von der Eisenbahn über Ihre Sendung angelangt war, schickte ich zu Vieweg, um von ihm zwei Exemplare der „Lutetia“ für mein eigenes Geld zu verlangen. Ich schickte die zwei Exemplare der „Lutetia“ sogleich meinem französischen Verleger, den Herren Michel Levy frères, um sie in unser beiderseitigem Namen dem Ministerium zu übergeben, welches auch sogleich geschah. — Das Buch kostet mir mehr als Leben, sondern auch die Ruhe, die ich nöthig hätte, um meinen wichtigsten Arbeiten mich hinzugeben, und wahrhaftig, wenn mir in dieser misslichen Zeit der Athem ausgeht, so ist auch für Sie der Schaden groß. Ich hatte Sie inständigst gebeten, mich selber aus dem Spiele zu lassen in jeder direkten und indirekten Polemik mit der „Allgemeinen“, und jetzt treiben Sie mich durch innere Nothwendigkeit auf den Fechtplatz. Wie ich aus dem Cirkular ersehe, das Sie an alle meine Gegner erlassen, zeigen Sie denselben an, dass ich mich über den Artikel der „Allgemeinen Zeitung“ zu Tode ärgere.

Erstens ist es nicht wahr, denn ich kann Ihnen mein Ehrenwort geben, dass ich bis auf diese Stunde noch keine Zeile von jenem Artikel gelesen. Das von Ihnen geschickte Exemplar ist uneröffnet aus den Händen meiner Wärterin in die Hände des Schreibers dieses übergegangen. Mein Freund hat mir noch keine Zeile daraus vorgelesen. Ich gebe Ihnen darauf mein Ehrenwort, und ich werde mir erst dann den Artikel vorlesen lassen, wenn ich über die Sache schreiben muss. Zweitens aber sehen Sie nicht ein, welche Freude Sie eben meinen Gegnern machen, wenn Diese sich einbilden können, dass man mich durch einen Artikel zu ärgern vermag. Sie sollten nur die Deloyalität des Verfahrens ausbeuten, aber keine larmoyante Rundschreiben machen. Hätte ich nur Ruhe! Das Ausziehen ist für mich eine Lebensfrage. Ich kann bei diesem Transport Accesse bekommen, die der ganzen Komödie ein Ende machen. Höchstens acht Tage bleibe ich noch hier in den Batignolles, dann transportiert man mich, wenn ein schöner Tag ist: 3, Avenue Matignon (Champs-Elysées), Paris. Freilich haben Sie Recht, dass ich um jeden Preis mir Ruhe verschaffen muss, um zu arbeiten; doch habe ich Mühe, die ungeheuern Ausgaben, die fast fabelhaft groß sind, zu verschmerzen. Mit aller Arbeit gerathe ich

doch dieses Jahr wieder in ein Deficit, da die Vor- und die Nachwehen meines Buches mir nicht erlaubten, etwas Neues zu schreiben. Ich würde gern die französische Ausgabe der „Lutetia“ durch die herrlichsten Zusätze ausschmücken, aber ich verzettele viel Zeit, und überhaupt bringt mir dieses Buch im Französischen, so wie überhaupt die ganze französische Ausgabe meiner Bücher, nur Wenig ein, und dient nur als Reklame meines Namens. Wer keine große, ungeheure Anerkennung in Frankreich sich erworben hat, darf sich keiner europäischen Reputation rühmen; und so wird indirekt dem Eigenthümer meiner deutschen Werke, durch die Mühen, die ich mir bei den französischen Versionen gebe, wieder das Beste zu Gute kommen, nämlich die Sicherheit, daſs mein Name immer mehr und mehr ziehen wird.

Leben Sie wohl, liebster Campe, und forschen Sie gefälligst nach, warum ich von der Eisenbahn noch nicht meine Kiste erhalten. Es ist, als ob ich bei diesem Buche nur Verdruſs haben sollte, da durch seine Verzögerung meine besten Einleitungen zu Schanden werden. Setzen Sie mit der „Allgemeinen Zeitung“ nur die Drohung der Beklagnis fort, lassen aber mich gefälligst immer aus dem Spiele, und vergessen Sie nicht, daſs, wenn Ihnen

manchmal der Skandal fruchtet, so muss ich am Ende doch dafür büßen; beim Dukatenschlagen bekommen Sie die Dukaten und ich die Schläge. Ich schließe, denn das Sprechen greift mich zu sehr an.

Ihr sich hundsföttisch schlecht befindender und Ihnen freundschaftlich ergebener

Heinrich Heine.

Wie geht's dem armen Gathy?

---

345. An Julius Campe.

Paris, den 8. November 1854.

Liebster Campe!

Ich habe Ihnen die angenehme Nachricht mitzutheilen, dass ich vorgestern Abend ohne misslichen Vorfall in meiner neuen Behausung angelangt bin, mit welcher ich bis jetzt sehr zufrieden. Die Reise war lang und mühsam, da ich einige Tage vorher eine Operation erlitten hatte, und ich bin in diesem Augenblick äußerst angegriffen und schwach. Ich habe im Augenblick so viel Zerstreuung um die Ohren, dass der Verdruss, den mir das Ausbleiben meiner Exemplare verursacht, nicht so ausschließlich die Seele beschäftigen kann, obgleich durch dieses Ausbleiben mir unsäglich viel Unheil erwachsen. Ich

habe wohl gewusst, liebster Campe, und Dero Freunde haben's mir deutlich genug verstehen lassen, dass Sie in diesem Augenblick keinen einzigen Menschen in der deutschen Schriftstellerei mehr haben, auf dessen Sympathien Sie rechnen könnten, wenn ein neues Buch von mir vom Stapel liefe, und dass also in einem solchen Falle ich selber das Nöthige thun müsse, um nicht den Feinden gleich von vorn herein die Muße zu lassen, mein Buch durch die bekannten Mittel im Publikum zu präjudicieren; wie Letzteres die Absicht ist, haben Sie bei Gelegenheit der „Allg. Ztg." wohl bemerkt, wo der Angriff im Momente stattfand, wo Sie das Buch ausgeben wollten. Da ich keine Exemplare hatte, so konnte ich auch nicht mit der geringsten Annonce für Deutschland Jemand betrauen, und nicht einmal für Taillandier hatte ich die „Lutetia". Ich gab ihm nur den ersten Theil der „Vermischten Schriften", und nur diese konnte er in der „Revue des deux Mondes" besprechen; ich schicke Ihnen anbei im französischen Original die wenigen, aber schönen Worte, die er der Übersetzung meiner Gedichte vorandruckte. Ich sagte ihm, sie „Das Buch Lazarus" zu nennen, indem spätere Gedichte sich daran knüpfen und ein Ganzes bilden werden. Die Übersetzung ist sehr gut, und ich bekomme von allen Seiten Lobspen-

den, die ich kaum erwartete; ich wundre mich, dass die Leute gleich eingesehn, wie hier wieder ein ganz neuer Ton angeschlagen worden, und also ein Fortschritt vorhanden. Sie schreiben mir, dass die „Grenzboten“ und die „Kölner Zeitung“ mein Buch besprochen, und letztere Zeitung über Cotta geredet. Schicken Sie mir doch diese Sachen, die mir nützlicher sind, als der Wiener Jesuitenbrei, der, wie mir mein Sekretär sagt, nur Auszüge aus der „Aveux“ Übersetzung der „Allg. Ztg.“ enthält, mit deren direkten Lektüre ich mich in diesem Augenblick noch nicht befassen will. Für schimpfenden Dreck, wie Sie mir oft geschickt, gebe ich nicht gern einen Sou aus, und ich bitte mir aber zu schicken, was ich wissen muss und worüber mein Freund Reinhardt, der alle Kreuzkouverte erbricht, mir getreulich referiert. Lassen Sie doch die Taillandier'schen Worte von Gathy übersetzen, und fördern Sie dieselben in ein bedeutendes deutsches Journal. Der schöne Prospektus *) den ich Ihnen geschickt, ist zwar ruhmredig, schildert aber sehr wahrhaftig meine Stellung in Frankreich, und zumal mein erstes Auftreten. — Sie schreiben mir, dass die Jahrzahlen bei meinen Briefen dem Absatz schädlich. Erkundigen Sie sich bei einem Kunst-

*) Zur französischen Ausgabe der Heine'schen Werke.

verständigen, welcher Ihnen sagen würde, dass, wenn solche Jahrzahlen nicht existiert hätten, ich als Künstler gezwungen gewesen wäre, sie zu erfinden. Die Briefe von Junius haben ihre Jahrzahlen und leben noch heute. Die Annalen des Tacitus haben Jahrzahlen und leben ebenfalls noch heute. Ich hoffe, dass Ihr Junge Dies einst besser verstehn wird, als Sie. Da ich doch einmal ins Schwatzen gerathe, so bitte ich Sie um des Himmels willen, mir nicht mehr von der „Ostdeutschen Post“ zu sprechen. Ich hatte von Kuranda seit acht Jahren Nichts erfahren, und dass er in Bezug auf mich Etwas gegen Sie in seinem Journale druckte, erfuhr ich erst durch Sie selbst, als ich, unschuldig wie ein Kind, Sie anging, ihm ein Exemplar zu schicken. Verderben Sie mir doch nicht meine gute Laune und die wenigen Augenblicke, die ich wichtigern Dingen zu widmen hätte. — Hier wurde ich gestern unterbrochen durch den Besuch von Personen, welche mir auf das Erfreulichste erzählten, dass man in der ganzen Gesellschaft in Paris mit dem größten Enthusiasmus von meinen übersetzten Gedichten in der „Revue des deux Mondes“ spreche. —

Während die Perfidie in Augsburg gegen mich verübt wurde, war Kolb in der Schweiz, und er liegt jetzt seit einigen Wochen todtkrank in Stuttgart. —

Leben Sie wohl und melden mir bald etwas Angenehmes. Ich hoffe, dass Ihre Familie sich wohl befindet. —

Ihr

H. Heine.

---

346. An St. René Taillandier *).

Liebster Herr Taillandier!

Ich habe Ihnen noch für die Übersetzung meiner Gedichte zu danken, welche, wie man mir sagt, einen blitzartig einschlagenden Erfolg gehabt. Sie haben mir eine große Freude gemacht und zu gleicher Zeit einen großen Dienst erwiesen, einen Dienst so recht zu gelegener Zeit. Da ich die Exemplare der „Lutetia" noch nicht von Hamburg erhalten habe, war ich genöthigt, einige in der Franck'schen Buch-

*) Dieser Brief ohne Datum, ist vom 8. oder 9. November 1854. — Die in Rede stehenden, von Herrn Taillandier übersetzten Poesien sind die „Letzten Gedichte" Heine's, welche kurz vorher im ersten Band der „Vermischten Schriften" erschienen waren. Die französische Version wurde unter dem Titel „Le Livre de Lazare" in der „Revue des deux Mondes" vom 1. November 1854 abgedruckt. (Vgl. die im Inhaltsverzeichnis mit † einem bezeichneten Gedichte, — H. Heine's Sämmtliche Werke, Bd. XVIII, S. VIII und IX).

handlung holen zu lassen, und ich beeile mich, Ihnen das Buch zu senden, das Sie hoffentlich recht ergötzen wird. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen gesagt habe, dass Cotta äußerst betroffen ist über die schändliche Perfidie, welche man in der „Augsburger Zeitung" gegen mich angezettelt hat während der Abwesenheit des Hauptredakteurs, meines Freundes Kolb, der in der Schweiz war und seitdem in Stuttgart todtkrank danieder liegt. Sie sehen, dass die Redlichkeit nicht in dem alten Deutschland ihren Wohnsitz hat, wie sentimentale Touristen es den Franzosen aufbinden wollen.

Seit zwei Tagen bin ich in meiner neuen Wohnung in den Champs-Elysées, Avenue Matignon Nr. 3, installiert, und hoffe Sie bald dort zu sehen.

Ihr ergebenster

Henri Heine.

---

347. An St. René Taillandier.

Liebster Herr Taillandier!

Ich habe unendlich bedauert, dass Sie mich neulich gerade in dem Augenblick besuchen kamen, wo ich eine schnöde Operation erlitt, die mich

für Jeden, wer es auch sei, unzugänglich machte. Es ist ein ganz besonderes Malheur, aber ich wäre trostlos, wenn es mich des Vergnügens berauben sollte, mich noch vor Ihrer Abreise mit Ihnen zu unterhalten. Außer den Danksagungen, die ich Ihnen von Neuem schuldig bin wegen der Komplimente, die der günstige Erfolg Ihrer Übersetzung *) mir tagtäglich einbringt, habe ich auch mit Ihnen über eine Angelegenheit zu reden, welche die Revue betrifft, und von welcher ich Buloz Nichts sagen möchte, bevor ich Sie zu Rathe gezogen und mich mit Ihnen darüber verständigt habe; denn Sie wissen: sobald man ihm von einer Sache spricht, drängt er allzu sehr auf ihre Ausführung. Ich bitte Sie daher, suchen Sie, so bald Sie dazu im Stande sind, mich auf, und, wenn möglich, schon morgen, wo ich mich etwas besser zu befinden hoffe, denn heute bin ich sehr krank, sogar außerordentlich krank. Sie sehen, daſs ich meine Hoffnung immer auf morgen setze, und so wird es gehen bis zu dem Tage, der kein „morgen" mehr haben wird.

Von Herzen Ihr

Henri Heine.

Paris, den 14. November 1854.

---

*) Es ist immer noch die im vorigen Brief erwähnte Übersetzung der „Letzten Gedichte" gemeint.

P. S. Haben Sie die Güte, Herrn de Mars zu sagen, daſs es mich sehr freuen würde, ihn am 16. bei mir zu sehen, denn Das ist der Tag, wo er sich seiner Nummer entledigt haben wird, und die beste Zeit für ihn, mir einen Besuch zu machen.

---

348. An Julius Campe.

Paris, den 14. November 1854.

Liebster Campe!

Bis zu dieser Stunde ist weder Kiste noch Laufzettel von der Nord-Eisenbahn an mich gelangt, und Sie können sich wohl vorstellen, daſs bei dem Krankheitszustand, der sich täglich bei mir steigert, meine Ungeduld darüber alle Grenzen übersteigt. Dergleichen Misèren fehlten noch, um mir die Schriftstellerei zu verleiden, wenigstens Alles, was sie Ungesundes hat; absonderlich das Publicieren bei Lebzeiten werde ich hinfüro zu vermeiden wissen. — Meine neue Wohnung ist wunderschön, und lebe ich nur noch ein einziges Jährchen, so entschädigt sie mich reichlich für die Opfer, die ich gebracht durch das zweimalige Umziehen. Aber meine

Finanzen hat Letzteres erschöpft, und indem ich mir Barschaft zusammentrommeln muss, werde ich bereits morgen die Summe, die als Semester meiner Pension den 1. Februar fällig, auf Sie trassieren; ich glaubte erst im December diese Tratte machen zu müssen.

Ich befinde mich hundeschlecht, und der große Success durch die „Revue des deux Mondes“, welcher mir täglich enthusiastische Visiten und Alles, was der Eitelkeit des Menschen nur schmeicheln kann, zuzieht, erheitert mich nur wenig, und verdoppelt sogar manchmal meinen Trübsinn, wenn ich bedenke, wie das Alles zu spät kommt. Ich habe nicht die Kourage, in meinem jetzigen Zustand zu blasphemieren, sonst würde ich wohl über die Perfidie Gottes mich ärgerlich äußern.

Leben Sie wohl, und bleiben Sie freundschaftlich, so wie auch so zuverlässig als möglich, zugethan

Ihrem treu ergebenen

Heinrich Heine.

349. An Alexandre Dumas *).

Paris, den 8. Februar 1855.

Mein lieber Dumas!

Man hat mir mehre der letzten Nummern Ihres Journals vorgelesen, und ich sehe, dass Sie mit Ihrer unermüdlichen Herzensgüte eine neue Kollekte

---

*) Zur nähern Erläuterung dieses in französischer Sprache abgefassten Briefes, welchen Alexandre Dumas im „Mousquetaire“ vom 14. Februar 1855 abdrucken ließ, diene folgende Stelle eines Schreibens über den Gesundheitszustand Heine's, das sein Sekretär, Herr Reinhardt, am 8. Februar 1855 an Herrn Campe absandte: „Von dem Zeitungstreiben in Deutschland ist Heine jetzt ganz entfremdet, und lässt er plärren und schreien, ohne sich darum zu bekümmern, oder sich nur anzeigen zu lassen, wo und wie man es thut. Das Einzige, wofür Jemand seine humoristische Neugierde noch zu erregen wusste, war die Venedey'sche Reklame im Feuilleton der „Kölnischen Zeitung“ wegen dem Gedicht „Kobes I.“, und als ich mir diese darauf verschaffte und sie ihm vor einiger Zeit vorlas, lachten wir zusammen aufs köstlichste über diese Versifexerei der zornigen Ohnmacht und schlecht maskierten Eitelkeit, und Heine machte darüber die lustigsten und spaßhaft mörderischsten Glossen.“ — Der Zweck, für welchen Alexandre Dumas Geldbeiträge entgegen nahm, war hauptsächtlich die Unterstützung Nothleidender bei der damaligen strengen Winterkälte von 14 Grad.

zu Gunsten Ihrer großen Klientel von Unglücklichen veranstalten. Ich beeile mich, diesem Aufruf zu entsprechen, indem ich Ihnen beiliegend ein Fünfzigfranks-Billett auf die Bank von Zürich übersende, das ich von einem meiner Landsleute empfangen, der sich in der Schweiz aufhält und mir vor zwanzig Jahren die Summe von 50 Franks abgeborgt haben will. Ich möchte mich dieses Billetts so bald wie möglich entledigen, denn es stinkt. Es entströmt ihm ein Eselsgeruch, der mir Ekel erregt; der Esel ist mir fürwahr von allen Thieren am meisten zuwider; es ist Das eine Idiosynkrasie, die schon aus meiner Kindheit her datiert; wenn ich einen Esel schreien hörte, empfand ich immer eine entsetzliche Angst und gab eiligst Fersengeld.

Ich habe nie diese Abneigung zu überwinden vermocht, die ich mit vielen unsrer Genossen theile; das Gebrüll eines Löwen oder Tigers macht mich nicht zittern. Die hungrigen Wölfe, welche mich zuweilen Nachts im Walde verfolgten, konnten mich eben so wenig durch ihr Geheul erschrecken. Das Miauen der Katzen ist mir schon peinlicher, aber es flößt mir keine solche Furcht ein wie meinem berühmten Landsmanne Meyerbeer, der beim bloßen Anblick einer Katze erbleicht; ein Jünger des Pythagoras, der an die Seelenwanderung glaubt, würde

behaupten, der große Maestro sei während seiner vormaligen Existenz ein armes Mäuslein gewesen, und er trage noch in seinem jetzigen Leibe das furchtsame Herz einer Maus, die sich vor der kleinsten Katze ängstigt. Das Grunzen der Säue belustigt mich auch nicht sonderlich, und wenn man ein Schwein schlachtet, ziehe ich den Melodieen, die es erschallen läßt, die Musik eben jenes großen Maestros Giacomo Meyerbeer vor.

Nur durch lange Gewohnheit habe ich mich in das Gebell der Hunde jeder Art, vom Bulldog bis zum kleinsten Spitz, gefunden, und ich bin dahin gelangt, der vereinigten Anstrengungen einer ganzen Meute zu spotten, die meinen Schlaf zu stören sucht; aber das Thier, vor dem ich mich, wie gesagt, entsetze, ist der Esel; und gar unerträglich ist mir das Geschrei eines Esels, den man wüthend gemacht, wie unsre muthwilligen Rangen es zu thun pflegen, indem sie ihm eine Handvoll Pfeffer in den Hintern stecken. Die Laute, welche alsdann das gereizte Thier ausstößt, das beißen möchte, aber nur schreien kann, jagen mir einen Schreck ein, und ich lache keineswegs, wie meine Freunde, über das furchtbare und nicht endende „I-a! i-a!“, über dies eben so entsetzliche wie abgeschmackte und possierliche Geschluchz, über diese unerhörten, vor

Stupidität fast erhabenen Töne, die ein wüthender Esel in seinem ohnmächtigen Grimme vernehmen lässt. Das eben so greuliche wie lächerliche Ungethüm ist so erbittert, dass es Nichts mehr schonen will, weder die Ohren der Menschen noch der Götter, und es zerreißt sie mitleidslos, da es nichts Andres zerreißen kann. Es ist wahr, das erste Unrecht haben die Menschen verübt, die ihm Pfeffer an den besagten Ort gesteckt; aber der gequälte Esel ist nichtsdestoweniger ein garstiges und bösartiges Thier, denn sein Verzweiflungsgeschrei bringt Alles an den Tag, was an Anmaßung, Neid, Unverschämtheit, gemeinem Groll, Arglist und Hinterlist tief in den Eingeweiden verborgen lag. Das absurde Geschöpf war sonst so demüthig, es ertrug die Stockschläge mit so rührender Bescheidenheit, es besaß jene Miene vulgären Ernstes, die man sich immer mit einer gewissen Ehrlichkeit verbunden denkt, es war zu dumm, zu albern und einfältig, als dass man es nicht für ehrlich gehalten, es schien immer zu sagen: „Ich bin ein Tropf, darum bin ich ehrlich!“ und in der That, es gelang ihm zuweilen, dass man von ihm sprach als von „dem ehrlichen . . .“

Aber halt, lieber Dumas, ich hätte fast einen Bock geschossen und dem sogenannten ehrlichen Esel

einen Namen gegeben; ich werde mich wohl davor hüten, ich wage kaum, ihn „Martin“ zu nennen, obschon ich das bekannte Sprichwort für mich hätte: „Es giebt mehr als einen Esel, der Martin heißt;“ denn ich riskiere immer, daſs sich zufällig in irgend einem Winkel meiner Heimat ein obskurer Martin findet, der eine solche Gelegenheit ergreift, um eine Reklamation zu erheben. Ich kenne diese Sippschaft, die sich mit Gier an den beiläufigsten Ausspruch klammert, der einer Feder von einigem Ruf entschlüpft, um denselben zu Gunsten ihrer thörichten Eitelkeit auszubeuten, und die Nichts sehnlicher wünscht, als in den Journalen ihr Geschrei erheben und dem Redakteur schreiben zu können: „Mein Herr, der Esel, von welchem Heinrich Heine in seinem Briefe spricht, der Esel bin ich! I-a! i-a! i-a! i-a!“

Nein, ich will einem Esel, der um jeden Preis seine Eselei kund thun möchte, keinen Anlaſs zu solch einer Reklame geben, und ich verlasse dies Thema, mit welchem ich Sie jedoch behelligen muſste, um Ihnen begreiflich zu machen, weſshalb ich mich eines Bankbilletts entledigen will, das den Geruch eines Esels hat, den man vielleicht durch eine zu starke Dosis Pfeffer zur Wuth gereizt. Außerdem lag mir daran, Ihnen zu zeigen, daſs die Wohlthätigkeit

keine Rolle bei der Zusendung dieses Geldes spielt, über das ich Sie zu verfügen bitte, wie es Ihnen zu Gunsten Ihrer Klienten am besten dünkt.

Ich hätte Ihnen sonst noch Vielerlei zu sagen, aber ein Hals- und Brustkrampf, der mich jeden Augenblick zu ersticken droht, gestattet mir nicht, dies Diktat allzu sehr zu verlängern; mein Arzt hat mir sogar das Sprechen gänzlich verboten. Das sind die Folgen eines leidigen Anfalls, der mich vor zwei Monaten betraf, und von dem ich mich erst langsam zu erholen beginne. Denken Sie sich, in welchem Zustand ich mich befinden musste. Jede Zerstreuung durch Arbeit war mir unmöglich, selbst das Reden war mir untersagt; es war mir zu Muth wie einem Hunde, den man geknebelt und dem man obendrein einen Maulkorb angelegt.

Aber wesshalb besuchen Sie mich nicht? Ich erfahre, dass Sie jetzt in derselben Rue d'Amsterdam wohnen, von wo ich vor einiger Zeit fortgezogen bin, um mein Quartier in den Champs Elysées, Avenue Matignon Nr. 3, aufzuschlagen, wo Sie mich jederzeit antreffen. Das ist nicht weit von Ihnen, und Ihr Kabriolett könnte Sie in fünf Minuten dahin führen. Schämen Sie sich! während Sie, junger Mann, Ihren Besuch verzögern, hat ein Greis von fünfundsiebzig Jahren, der im Marais

wohnt und hartnäckig darauf besteht, alle Ausgänge zu Fuß zu machen, kurz unser vortrefflicher Nestor Béranger, mich neulich trotz des abscheulichsten Wetters aufgesucht. Ich hatte ihn seit vierundzwanzig Jahren nicht gesehen, und ich fand ihn rüstig und munter wie einen Gamin de Paris. Eine Dame, deren Namen Sie errathen, und die bei dem Besuche Béranger's zugegen war, verwunderte sich über sein gutes Aussehen, und als er uns sagte, daſs er fünfundsiebzig Jahre alt sei, wollte sie durchaus nicht daran glauben, und behauptete steif und fest, er könne allerhöchstens sechzig Jahre zählen. Die Antwort, welche der Chansonnier ihr gab, hat mich einen ganzen Tag lang erheitert; denn mit jenem zugleich traurigen und boshaften Tone, mit jener anscheinenden Treuherzigkeit, unter welcher sich die schalkhafteste Durchtriebenheit verbirgt, sagte er, die Worte zimperlich dehnend: „Sie irren sich, Madame, und wenn Sie mir gestatteten, Ihnen den Beweis zu liefern, würde ich Ihnen schon zeigen, daſs Sie sich irren, und daſs ich wirklich ein Mann von fünfundsiebzig Jahren bin.“ Welch ein ehrwürdiger Gassenjunge!

Die Dame, von der ich so eben gesprochen, und die sich, beiläufig gesagt, künftig hüten wird, Greisen Komplimente über ihr Alter zu machen,

hatte mich seit langer Zeit beauftragt, Ihnen ihren aufrichtigsten Dank für die artige Überraschung auszusprechen, die Sie uns durch Zusendung des Manuskriptes gemacht haben, das Sie so sorgfältig, und ausdrücklich für sie, mit derselben Hand geschrieben, die der Welt $33\frac{1}{3}$ Meisterwerke geschenkt hat. Ich sage dreiunddreißig und ein Drittel, denn ich vermuthe und hoffe, dass Sie wohl noch zwei Drittel der „Mohikaner von Paris“ für Ihr Publikum im Rückhalt haben, das mit aufgesperrtem Schnabel danach giert.

Doch ich muss mein Diktat beenden — ich ersticke.

Von Herzen Ihr Freund

Heinrich Heine.

---

† 350. An Julius Campe.

Paris, den 30. Mai 1855.

Liebster Campe!

Obgleich hundeelend und blinder als je (denn mein rechtes Auge sieht auch Nichts mehr), schreibe ich Ihnen dennoch, um nur flüchtig zu melden, dass ich noch lebe und mehr als je in freundschaftlicher Gesinnung für Sie verharre. Es sind keine Gemüths-

dissidenzien, sondern nur berechenbare Geschäftsdifferenzen, welche allenfalls ein Häpern und Kabbeln verursachen konnten. Zwischen mir und Herrn Richard Reinhardt, meinem ehemaligen Sekretär, steht es anders; obgleich er meine Interessen, materielle wie moralische, sehr warm vertritt, so fehlt ihm doch jene Gefühlstoleranz, die ich in so hohem Grade besitze und wodurch es mir möglich ist, in Fällen, wo nur mein Geldinteresse oder meine Eitelkeit im Spiele ist, 5 eine grade Zahl sein zu lassen, und trotz aller Widerbellerei den Ehefrieden aufrecht zu erhalten. — Gestern hab' ich die Gemüthsverschiedenheit, die zwischen mir und meinem ehemaligen Sekretär besteht, ganz einsehen müssen, und das Beiwort ehemalig sagt Ihnen, dass wir uns trennen mussten. Nächstens sage ich Ihnen, was er von mir verlangte, was ich nur versprechen sollte für den Fall meines Todes, und was ich dennoch bestimmt versagte, ehrlich wie immer auf alle momentane Vortheile verzichtend, um keinen späteren Vorwürfen von Zweideutigkeit mich auszusetzen. Ich will lieber hilflos in meiner isolierten Lage verschmachten. Sie werden, wenn ich Ihnen das Reinhardt'sche Begehrnis melde, mir gestehen, wie sehr Sie Unrecht hatten, mir durch Lappalien nur einige Minuten zu verbittern. — Durch Reinhardt konnte ich Ihnen

nicht schreiben lassen und hatte auch nichts Andres zu melden, als dass ich nach Ihrer Abreise acht Tage lang dem Tode nahe war; jetzt leide ich nur durch die unaufhörlichen Krämpfe; bekomme ich Ruhe, so werden sie wohl nachlassen.

Die „Lutetia“ hat das Außerordentlichste erreicht: während vier Wochen sprach ganz Paris von diesem Buch. Aber welche Arbeit hatte ich! Todtkrank, trotz meiner Krämpfe, arbeitete ich zwei Monat täglich 5 bis 6 Stunden an dieser französischen „Lutetia“ und war doch im Stande, ihr die stilistische Ründung zu geben, die das Original besitzt. Leben Sie wohl und behalten Sie lieb und werth Ihren Freund

Heinrich Heine.

(Den Kleinen zu grüßen!)

---

351. An Julius Campe.

Paris, den 26. August 1855.

Liebster Campe!

Durch die Dummheit meiner Wärterin blieben gestern einige Zeilen, die ich Ihnen schrieb, auf dem Tische, und in die Enveloppe, worin ich sie zu stecken hieß, kam nur eine kleine Gelegenheitsfabel für unsern Kleinen, über welche ich Ihnen vielleicht später Aufklärung und Kommentar ertheile. Viel=

leicht auch bedürfen Sie Dessen nicht, wenn Sie etwa auch dort erfuhren, welche Lüge die Wiener Presse gegen mich ausgeheckt. Es liegt mir wenig dran und zeigt nur, welch ein Stichwort die reiche Klicke, die gegen mich verbündet ist, gewählt hat.

Ich habe Ihnen gestern nur wenige Worte über die Anträge mittheilen wollen, die mir aus Amerika*) zugingen. Doch ich unterlasse es und begnüge mich, Ihnen zu sagen, dass ich auch auf die Vorschläge, mich bei einer englischen Übersetzungs-Gesammtausgabe meiner Werke reichlich zu betheiligen, wenn ich etwas Ungedrucktes oder Biographisches hinzugäbe — dass ich auf solche pekuniär lockende Anträge keine Zeile Antwort schreibe, ja keine Antwort, um ganz sicher zu sein, dass Nichts von meiner Seite geschehen, wodurch im Interesse des dortigen Nachdrucks mein Name missbraucht werden und auch Sie, in Bezug auf meine Loyalität, im Geringsten auf falsche Annahmen und irrige Gedanken gerathen könnten. Sie sehen, wie ängstlich ich Alles vermeide, was Ihr Misstrauen erregen dürfte, wie kein Gewinn mich lockt, und wie Sie mir mit vollem alten Vertrauen, ohne kleinliches

---

*) Vermuthlich von dem Verleger der in Philadelphia publicierten höchst unvollständigen Gesammtausgabe der Heine'schen Werke.

Widerstreben, ohne unbilliges Knickern, zeigen sollten, dass, wo unsre Interessen kollidieren, Sie mir immer die Ausgleichung zu erleichtern bemüht sein wollen. Ich kann nicht sehen, was ich schreibe, indem meine Augen in der Hitze so leidend. Hab noch keinen sichern Sekretär und dadurch meine liebe Noth. Desshalb konnte ich Ihnen noch nicht Bestimmtes selbst direkt mittheilen über Alles, was ich Herrn Gathy mündlich auftrug, Ihnen provisorisch wissen zu lassen. Ich wollte nur, dass Sie durch Gathy erführen, wie sehr mir Ihre Wünsche am Herzen liegen, und wie ich so bald als möglich dafür sorgen werde, Alles fortzuräumen, was spätere Differenzen hervorbringen könnte. Heinrich Laube war hier, und dieser praktische Freund, dem ich unsre schriftliche Übereinkunft zeigte, betheuerte mir, dass er nicht begreife, wie Sie einen Augenblick über meine Befugnisse in Zweifel sein könnten. — Sie sehen, liebster Campe, wie ich der Einsicht und dem Rechtsgefühl jedes braven Menschen getrost das Urtheil überlassen darf, ob ich die Arbeit, die jetzt vielleicht als Pfand meine vorzüglichste Unterstützung werden muss, Ihnen gleichsam zum Theil umsonst hingeben muss, wenn wir über Nachlasshonorar Nichts stipuliert. — In solchem Falle wäre ich ja ein Thor, nur eine Feder anzusetzen — Doch davon soll heute

nicht ausführlich die Rede sein, und ich beschränke mich darauf, Sie freundschaftlich zu grüßen.

Ihr wahrhaft ergebener

H. Heine.

---

352. An Alexandre Dumas *).

Mein lieber Dumas!

Ich kann Ihnen nicht schildern, wie sehr mich Ihre Artikel über Marie Dorval ergriffen haben. Diese Blätter haben Sie eher unter Thränen hervorgeschluchzt, als geschrieben, und mit einem fast grausamen Erbarmen erfüllt. Ich habe darüber Thränen vergießen müssen.

Ich danke Ihnen für diese Thränen, oder, besser gesagt, für diesen Vorwand, um zu weinen: denn das menschliche Herz, dieser hochmüthige Hund von einem Herzen, ist so beschaffen, dass es, wie bedrückt es sich fühlen mag, zuweilen lieber krepieren, als sich durch Thränen erleichtern möchte. Dieser Hund von einem hochmüthigen Herzen sollte doch immer froh sein, wenn es ihm gestattet ist, seine eignen Schmerzen durch Thränen zu dämpfen und dabei den Anschein zu haben, als weine es über das Unglück seiner Mitmenschen.

*) Vom Sommer oder Herbst 1855.

Ich danke Ihnen also für die rührenden Blätter über Marie Dorval.

---

353. An St. René Taillandier.

Den 8. September 1855.

Liebster Taillandier!

Da ich in diesem Augenblick einige Zeilen an die Revue zu senden habe, so ergreife ich diese Gelegenheit, um Ihnen beiliegende Blätter zu senden, damit Sie nach Bequemlichkeit einen Blick darauf werfen, ehe Sie zu mir kommen. Auf jeden Fall erwarte ich morgen Ihren liebenswürdigen Besuch. Kommen Sie, wann es Ihnen gefällt, aber nicht zu spät. Ihre Übersetzung *) ist prächtig, und meine Korrekturen sind nur Varianten, die ich Ihnen vorschlage, einzig um doch die Hand daran gelegt zu haben. Ach, wie schwer ist es mir, meine poetischen deutschen Gefühle auszusprechen! Meine transrhenanische Empfindsamkeit klingt in der Sprache des Positivismus allzu prosaisch-vernünftig. Glauben

*) Es handelt sich um die Übersetzung des „Neuen Frühling", welche Herr Taillandier auf Heine's Wunsch angefertigt hatte, und welche unter dem Titel „Nouveau Printemps" in der „Revue des deux Mondes" vom 15. September 1855 erschien.

Sie mir, liebster Freund, daſs es der armen deutschen Nachtigall, die sich ihr Nest in der Perücke des Herrn de Voltaire gebaut hat, herzlich schlecht zu Muthe ist.

Also auf morgen!

Ihr ergebenster

Henri Heine.

---

354. An Adolf Stahr.

Liebster Freund!

Ich bin nicht nachläſsig, aber sehr krank, und konnte Ihnen erst heute die beifolgenden Bücher besorgen *).

Die „Allemagne", die „Lutèce" und die „Poëmes et legendes" bitte ich Sie als ein hommage respectueux de l'auteur zu empfangen, und dieselben mögen als Kuriosität in Ihrer Bibliothek prangen.

Den zerrissenen ersten Theil des „Salons" sowie auch die „Revue des deux Mondes" bitte ich jedoch, sobald Sie derselben nicht mehr bedür-

---

*) Es waren einige Bücher über die Geschichte der französischen Malerei, welche Heine dem Professor Stahr zu seinen Studien über die große Kunstausstellung in Paris 1855 zu schaffen sich freundlich erboten hatte.

fen, mir zurückzusenden. — Ich habe dem Herrn Taillandier Ihre Adresse gegeben, und ich denke, er wird unserer hochgeehrten und vielgeliebten Freundin *) seine Aufwartung machen. Ich selbst schmachte nach ihrem Roman — **) um so mehr, da ich Nichts mehr zu lesen habe!

Ich bin krank wie ein Hund, und kämpfe gegen Schmerz und Tod wie eine Katze; Katzen sollen ein sehr zähes Leben haben!! —

Ihr Freund

Heinrich Heine.

Paris, den 7. Oktober 1855.

---

355. An Julius Campe.

Paris, den 1. November 1855.

Liebster Campe!

Ich habe mit Schreiben gezögert, weil ich seit Monaten jeden Tag meine Schwester hier ewartete, welche mein Bruder, von Wien über Hamburg reisend, zur Ausstellung, begleiten wollte. Ist sie noch nicht abgereist, so wird sie gewiss von Ihnen Aufträge für mich fodern oder fodern lassen, und in

*) Frau Fanny Lewald-Stahr.

**) Die „Wandlungen", von denen Heine den ersten Theil gelesen hatte.

diesem Fall könnten sie auch einige Bücher aus der Bibliothek von Laeiß für mich mitgeben; beiliegend einige Nummern seines Bücherverzeichnisses zu diesem Zwecke. Schicken Sie mir auch den Schluss des Romans von Meißner; ich hab' nur den ersten und zweiten Band. — Mit Gustav werde ich ernsthaft sprechen, und Das fruchtet mehr, als alle Briefe; ich werde ihm bestimmt sagen, wie er Ihre Freundschaft für mich und den Werth, den ich darauf lege, mehr beachten solle, als er bisher gethan. Es ist mir aus sehr vielen Gründen lieb, ihn zu sehen; ich bin noch immer bedeutend krank und bedarf liebender Zusprüche. — Mr. Gathy hab' ich seitdem nicht gesehen und schließe daraus, dass er meinen Auftrag verrichtet und Ihnen gezeigt, wie ich Ihren erprobtesten Freunden die geschäftliche Differenz, die noch zwischen uns obwaltet, und zwar nur eventualiter obwaltet, zur Beurtheilung überlassen kann. Die Hauptsache ist leider, dass ich in diesem Augenblick verflucht wenig arbeiten kann, und dieses Jahr ein Deficit von etwa 15000 Franks (durch verfehlte Hilfsversuche) darbieten dürfte. Deßhalb muss ich auch im Beginn dieses Monats die 600 *mk* Banco, die den 1. Februar als Pensionssemester zahlbar, also 3 Monat dato (an die Ordre von Homberg & Comp.) auf Sie trassieren. Solche Symptome kön-

nen Ihnen immer zeigen, wie mich die Finanzfragen importunieren. Vergessen Sie Das nie, und Sie werden nie mir verargen, wenn ich auch Sie mit diesen Fragen behellige.

Ich kann heut fast gar nicht sehen, und meine Augen brennen. Seit ich mich von Herrn Reinhardt getrennt, habe ich Niemand, dem ich einen Brief im Deutschen diktieren kann; sonst würde ich Ihnen öfter schreiben. Niemand erhält Brief von mir, Niemand Antwort. Viel passiert. Drei niederträchtige Klicken machen mir den gemeinsten Krieg — und ich bekümmere mich nicht darum. — Grüßen Sie mir herzlich den Schiff; seine Novellen haben mich höchlich ergötzt, uud ich werde ihm durch meine Schwester Alles wissen lassen, was mir zu schreiben oder gar zu diktieren unmöglich, z. B. meine Lage, wo ich hier oft die besten Freunde monatlang nicht sehen darf. Eben weil ich Madame Embden erwartete, schrieb ich nicht an Schiff.

Hier ist Stahr nebst Fanny Lewald, die ich oft sehe. Eine Menge Deutsche bringt die Ausstellung, ich hab' aber nur Wenige empfangen können.

Ich hoffe, es geht Ihnen gut und unser lieber junger Bursche gedeiht leiblich und geistig; ich lasse ihn, so wie überhaupt Ihre Familie, freundlichst grüßen.

Meine Gedichte haben im Französischen einen fabulosen Beifall. Ich, ich selbst, übersetze jetzt auch die noch ungedruckten, und Das ist mir eine heitere, anregende, höchst anziehende Beschäftigung geworden.

Ihr freundschaftlich ergebener

Heinrich Heine.

---

356. An die Mouche *).

Liebste holde Freundin!

Ich danke für die süßherzlichen Zeilen — bin froh, dass Sie wohl sind — ich leider bin immer sehr krank, schwach und unwirsch, manchmal bis zu Thränen über den geringsten Schicksalsschabernak afficiert. — Jeder Kranke ist eine Ganache. Ungern lasse ich mich in solchem miserablen Zustande sehen, aber die liebe mouche muss ich dennoch sumsen hören. Komm Du bald — so bald Ew. Wohlgeboren nur wollen — so bald als möglich, — komm, mein theures, liebes Schwabengesicht! — Das Gedicht hab' ich aufgekritzelt — pure Charenton-Poesie — der Verrückte an eine Verrückte.

H. H.

---

*) November 1855 geschrieben.

357. An die Mouche *).

Mittwoch, 3 Uhr.

Liebste Seele!

Bin sehr elend. Hustete 24 Stunden lang; daher heute Kopfschmerz, wahrscheinlich auch morgen — desshalb bitte ich die Süßeste, statt morgen (Donnerstag), lieber Freitag zu mir zu kommen. Bis dahin muss ich lungern. Mein Serinsky **) hat für die ganze Woche sich krank melden lassen. Welche unbehagliche Missstände! Ich werde fast wahnsinnig vor Ärger, Schmerz und Ungeduld. Ich werde den lieben Gott, der so grausam an mir handelt, bei der Thierquälergesellschaft verklagen. Ich rechne auf Freitag. Unterdessen küsse ich in Gedanken die kleinen pattes de mouche.

Dero wahnsinniger

H. H.

---

358. An die Mouche *).

Liebes Kind!

Ich gratuliere Dir zum neuen Jahre und schicke Dir anbei eine Schachtel Chokolade — die

*) Gleichfalls vom November 1855, einige Tage später als das vorige Billett.

**) Damit ist Heine's letzter Sekretär gemeint.

***) Vom 1. Januar 1856.

wenigstens de bon goût ist. Ich weiß sehr gut, dass es Dir nicht ganz recht ist, wenn ich dergleichen Konvenienzen beobachte, aber es geschieht auch unserer äußeren Umgebung wegen, die in der Nichtbeachtung der üblichen Aufmerksamkeit einen Mangel an wechselseitigem Estime sehen würde. Ich liebe Dich so sehr, dass ich für meine Person gar nicht nöthig hätte, Dich zu estimieren. Du bist meine liebe Mouche, und ich fühle minder meine Schmerzen, wenn ich an Deine Zierlichkeit, an die Anmuth Deines Geistes denke. Leider kann ich Nichts für Dich thun, als Dir solche Worte, „gemünzte Luft“, sagen. Meine besten Wünsche zum neuen Jahre, ich spreche sie nicht aus — Worte!

Ich bin vielleicht morgen im Stande, meine Mouche zu sehen, dann lasse ich es ihr wissen. Jedenfalls aber kommt sie übermorgen zu Ihrem

Nebukadnezar II.,
ehemaliger preußischer Atheist, jetzt Lotosblumenanbeter.

359. An die Mouche *).

Liebste Mouche!

Ich bin sehr leidend und zum Tode verdrießlich. Auch das Augenlid meines rechten Auges

*) Vom Anfang Januar 1856.

fällt zu, und ich kann fast nicht mehr schreiben. Aber ich liebe Dich sehr und denke an Dich, Du Süßeste! Die Novelle hat mich gar nicht ennuyiert und giebt gute Hoffnungen für die Zukunft; Du bist nicht so dumm, als Du aussiehst! Zierlich bist Du über alle Maßen, und daran erfreut sich mein Sinn. Werde ich Dich morgen sehen? Eine weinerliche Verstimmung überwältigt mich. Mein Herz gähnt spasmatisch. Diese bâillements sind unerträglich. Ich wollte, ich wäre todt!

Tiefster Jammer, dein Name ist

H. Heine.

360. An die Mouche *).

Liebste Freundin!

Ich stecke noch immer in meinem Kopfschmerz, der vielleicht erst morgen endigt, so dass ich die Liebliche erst übermorgen sehen kann. Welch ein Kummer! Ich bin so krank! My brain is full of madness and my heart is full of sorrow! Nie war ein Poet elender in der Fülle des Glücks, das seiner zu spotten scheint. Leb wohl.

H.

*) Mitte Januar 1856.

L. D. Hème

30.6		
11.9.		
31.8.22		
2.4.23		

Heine, Heinrich,

Heinrich Heine's sämmtliche Werke

Bd.: 21.

Hamburg 1866